

Zur Erinnerung

an

Hamburg

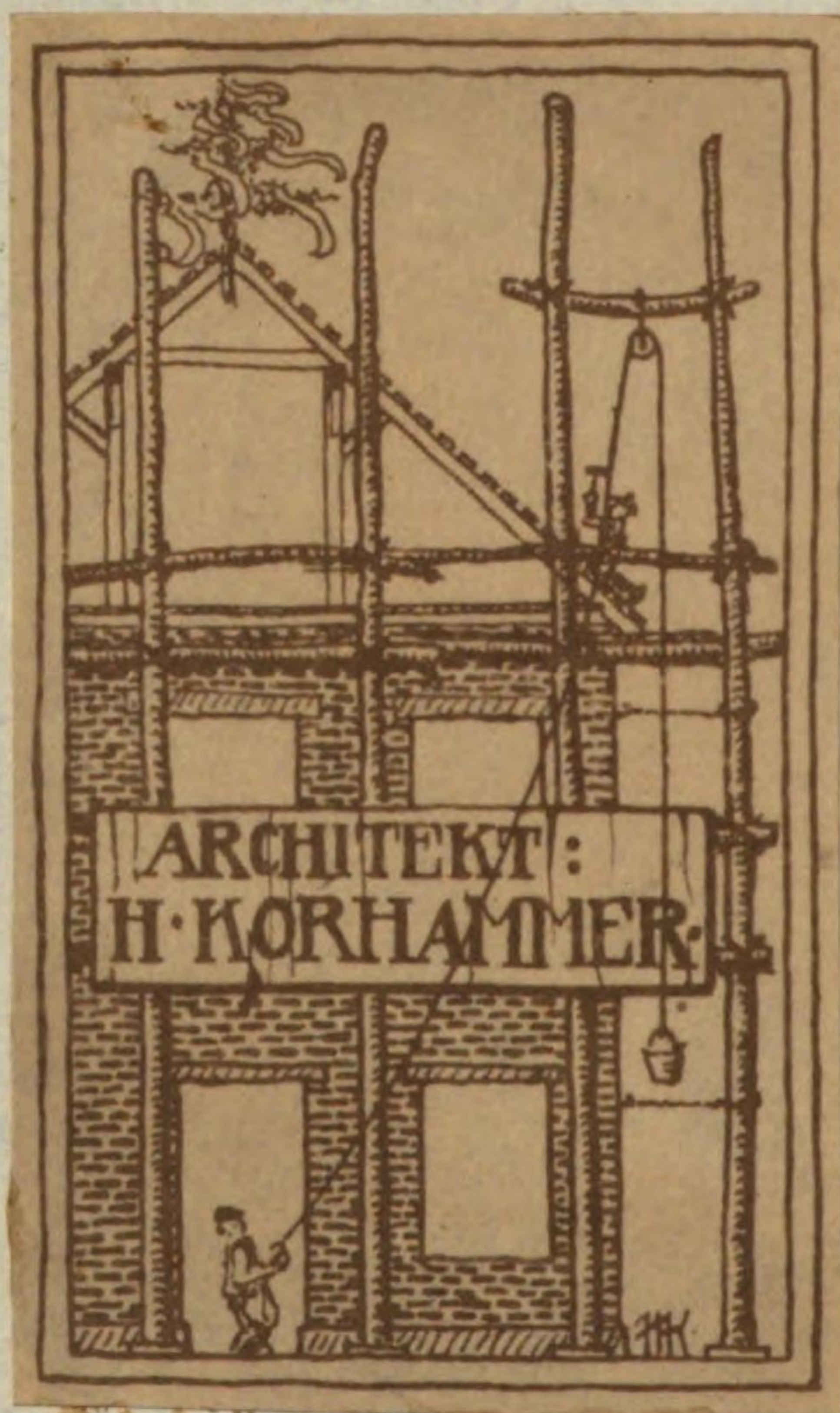
und

an einen dankbar verpflichteten

Freund.

Hist. pol. V, 157

Büch



Herrmann Görhmann.

HAMBURG
und seine Umgebungen,
nach der Natur gezeichnet
VON
Carl Alex. Till u.A.



Hamburg von der Elbhöhe gesehen

HAMBURG
B. S. Berendssohn

HAMBURG

und seine Umgebungen

im 19^{ten} Jahrhundert.

Eine Reihenfolge naturgetreuer,

in Stahl gestochener

Ansichten der Stadt und ihrer Umgegend.

T e x t

vom

Oberauditeur **F. G. Buek**, J. U. D.,

Ehrenmitglied der Hamb. Gesellschaft z. Beförd. d. Künste u. nützl. Gewerbe etc.

Erste Abtheilung.

HAMBURG.

B. S. Berendsohn.

1844.

1955/252

© 1955

Regensburg

Regensburg

Regensburg

Regensburg

Regensburg

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Einem

Hochedeln und Hochweisen

Senate

der

freien und Hansestadt

HAMBURG

hochachtungsvoll

gewidmet

vom Verleger.

Einem

Hochbeden und Hochwisen

Senats

der

Freien und Hansestadt

HAMBURG

Hochachtungsvoll

gewürmt

von Verleger

Magnifici,
Wolgeborne, Hochgelahrte,
Hoch- und Wolweise,
Höchstzuverehrende Herren!

Hochdieselben haben die Gewogenheit gehabt, dem ganz gehorsamst Unterzeichneten zu gestatten, Einem Hochedeln und Hochweisen Senate der freien und Hansestadt Hamburg das nachstehende, Hamburg betreffende Werk ehrfurchtsvoll zu widmen und dadurch dem Buche den höchsten und glänzendsten Schmuck verliehen.

Tief und innig durchdrungen von dem hohen Werthe dieser für mich, wie für Schriftsteller und

Künstler höchst ehrenvollen Auszeichnung, habe ich
die hohe Freude, Ew. Magnificenzen, Hoch- und
Wolweisheiten meine aufrichtigste und ehrerbietigste
Huldigung darzubringen, womit ich verharre

Eines Hochedeln und Hochweisen Senats

Hamburg,
im Januar 1844.

treuehorsamster

B. S. Berendsohn.



G. v. C. Boer

J. v. J. Gray

HAMBURG

vom Hafen gesehen.

Verlag von B. S. Berendsohn in Hamburg.

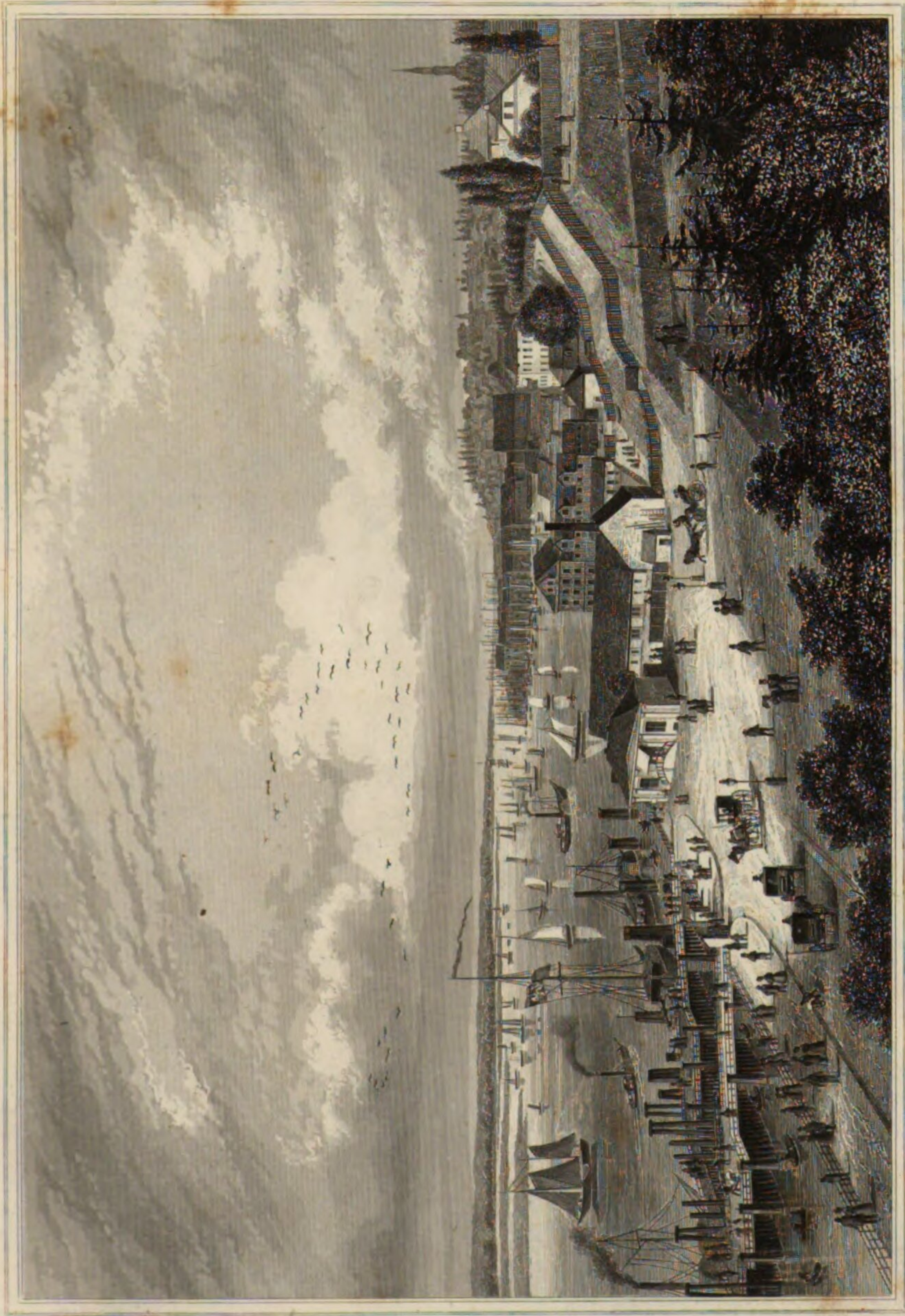


C. L. v. d. d. d.

J. Gray sc.

DER HAFEN UND DAS BLOCKHAUS IN HAMBURG.

Verlag von B. S. Berendsohn in Hamburg.



H. v. Meyer gez. v. A. Hill

Darmstadt bei G. G. Lange

Stahlst. v. Joh. Poppel

AUSSENSEITE VON DER MELBRODIE (STINTENFANG) IN ELAUBURG

ÜBER DIE VORSTADT ST. PAULI UND ALTONA

Verlag der Berendschenischen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg



J. Gray del. & sculp.

ALTONA

vom Hafen gesehen.

Verlag von B.S. Berendsen in Hamburg



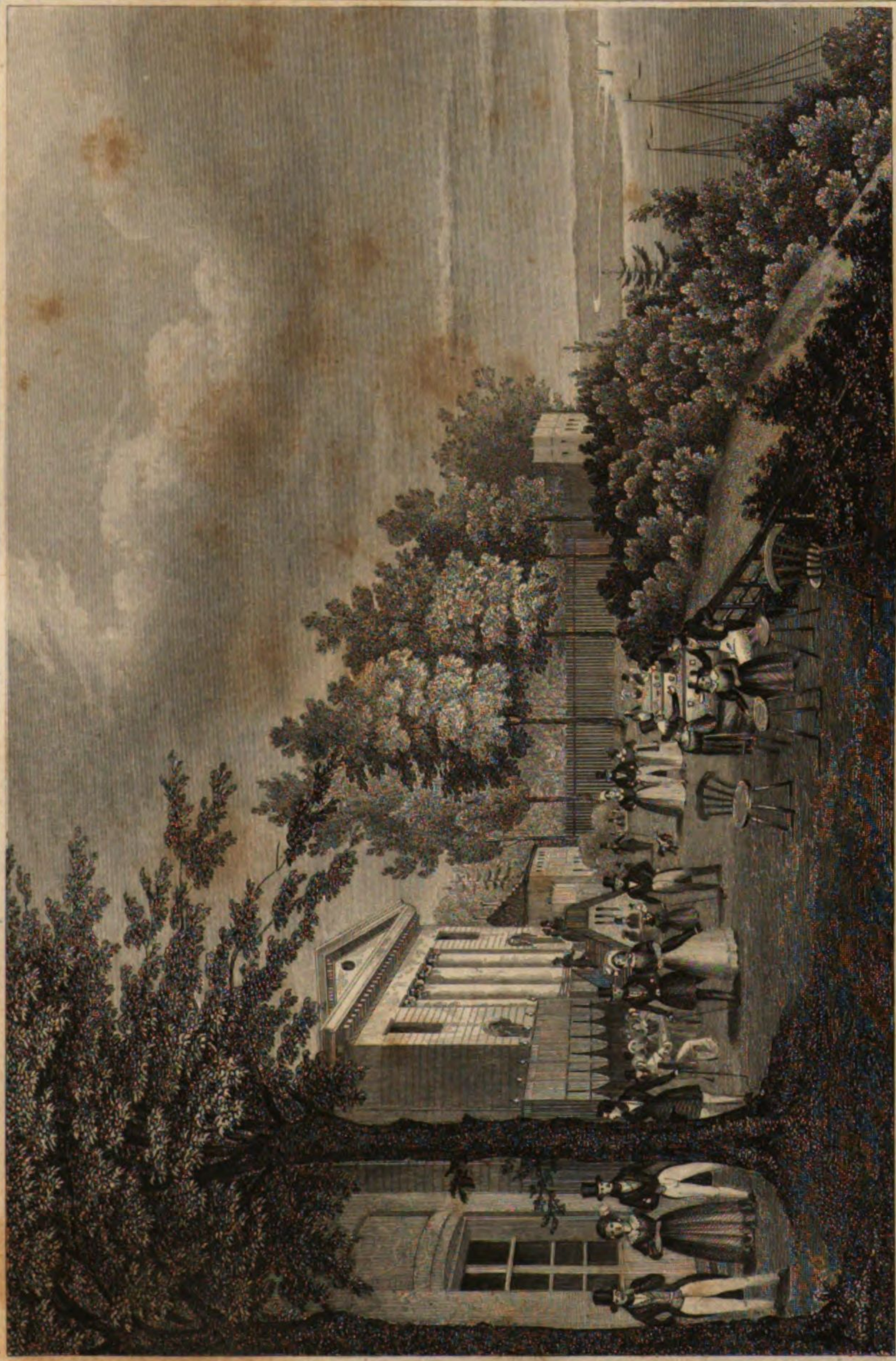
Stahlst. v. Joh. Poppel

Veranstaltung bei Gelegenheit

DAS MÜLLERIN (ODER ALFONAR) THEATRE IN HAMBURG
VON AUSSEN GEGEHEN

Verlag der Borchers'schen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg

Nach d. Natur gem. v. C. A. Gild



Nach d. Nat. gem. v. C.A. Hill

Darstellung bei G. & Lange

Stahlst. v. L. Thümling

RAIN VILLES GARTEN IN OTTENSSEN
BEI ALTONA

Verlag der Berendschenschen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg



Geogr. v. W. Bauer

Darmstadt bei C. G. Lange

DIE TEUFELSBRÜCKE BEI FLÖTTBECK

Vorlag der Borendach'schen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg

Stahlc. v. E. Wilmer



Ges. v. W. Haer

Dornsdorf bei G. G. Lange

BLANKENSTEIN
DER SÜLBERBERG

Verlag der Borchardt'schen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg

Stichel v. B. Wilmann



Nach d. Natur gen. v. C. A. Will

Darmstadt bei G. G. Lange

ALLEE DES PLATANEN IN HAMBURG

Stich v. Joh. Poppel

Verlag des Brendschenschen Buch- & Handlung in Hamburg



Nach d. Nat. gezeichnet v. C. A. L. L. L.

DIE BIRGERSTRASSE UND DIE ST. PETRI-KIRCHE IN HAMBURG

Nach d. v. Joh. L. L. L.



gez. o. Laetisz

lyson Senf

Die PETRIKIRCHE IN HAMBURG.

(1842)

Verlag von B. F. Berendsch in Hamburg



v. Ad. Lill

Nachst. v. Joh. Poppel

DER ALTE UND NEUE JUNGFERNSTEG IN HAMBURG

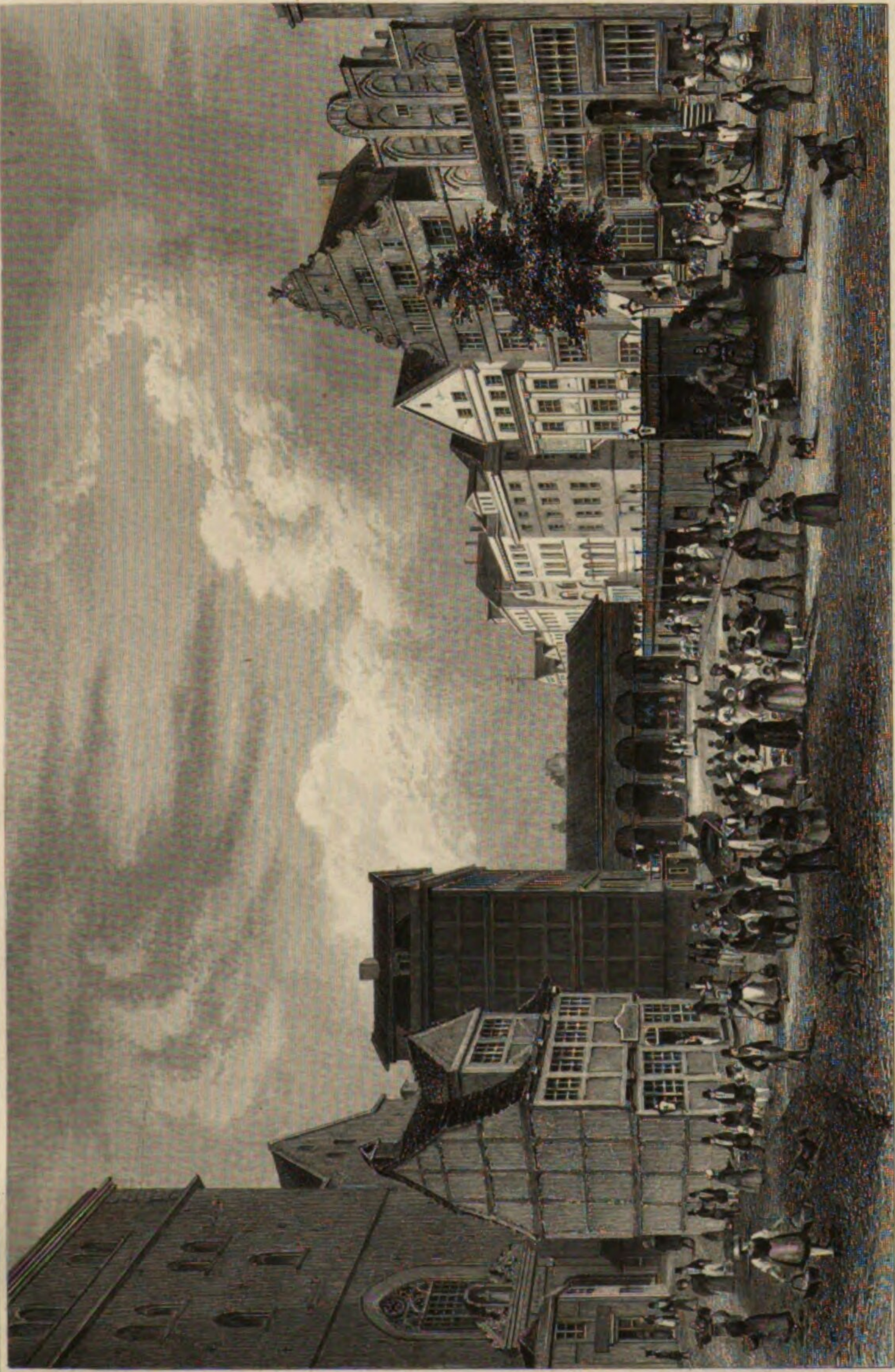
Verlag der Berendsohn'schen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg



DER NEUE PAVILLON AN DER ALSTER IN HAMBURG.

(Sansfouci)

Verlag von B.S.Berendsohn in Hamburg



Gen. v. C. A. L. H.

Darstellung bei C. G. Lange

Stadtk. v. Joh. Popp

DIE HOPFENMARKT IN HAMBURG GEGEN SÜDEN

Verlag von B. Berendsohn in Hamburg



DIE NICOLAI-KIRCHE IN HAMBURG.

(1842)

Verlag von B. F. Berendsehn in Hamburg.



DIE NIKOLAIKIRCHE IN HAMBURG.

Verlag von B. S. Berendsen in Hamburg.



Lacisz. ges.

J. Oray sculp.

DAS INNERE DER ST. MICHAELISKIRCHE IN HAMBURG.

Verlag von B. S. Berondsohn in Hamburg.



DAS RATHHAUS IN HAMBURG.

Verlag von B. F. Berndsen in Hamburg.



DIE ALTE BÖRSE IN HAMBURG.

Verlag von B. F. Borchardt in Hamburg



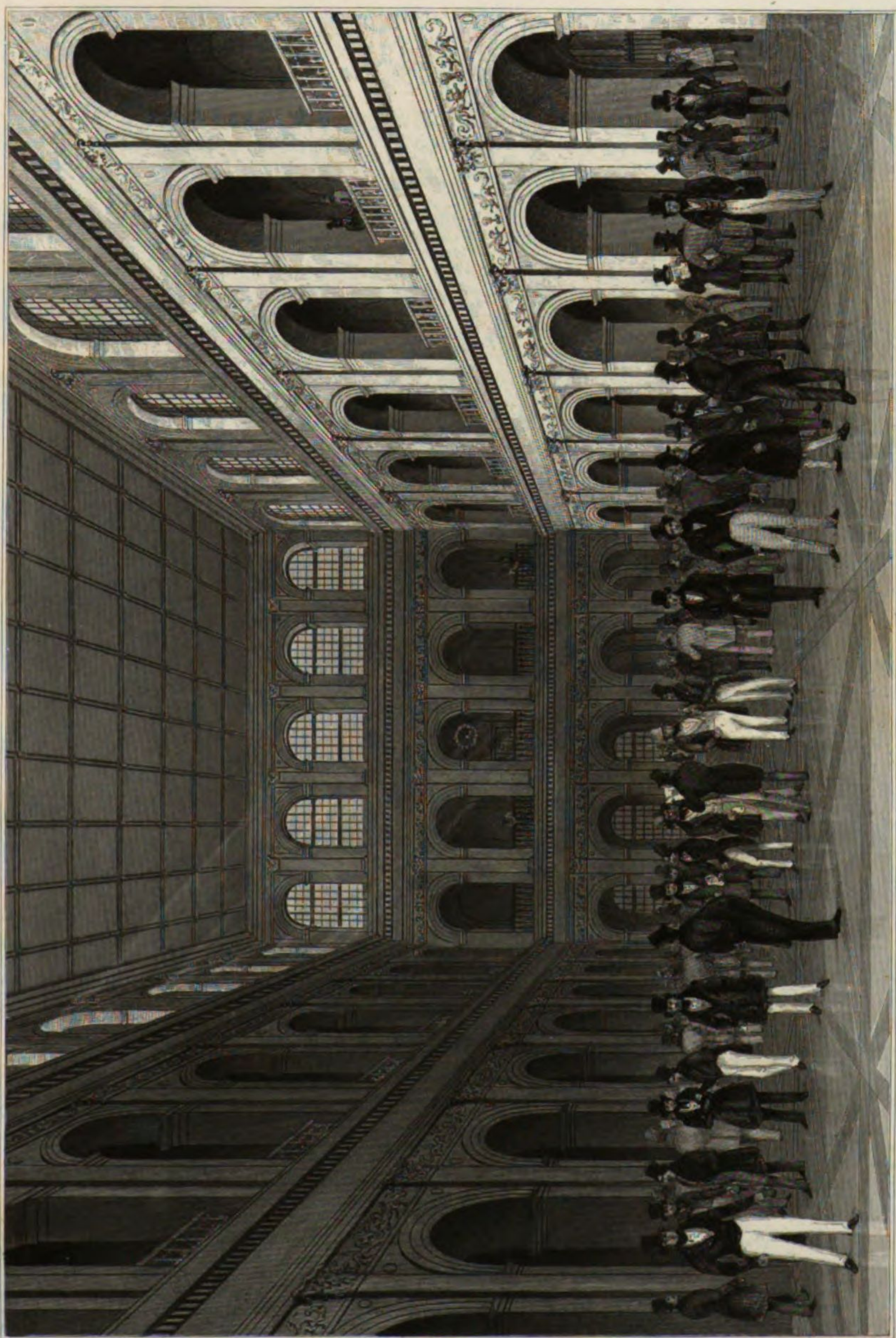
N. A. Hather gen. v. G. A. Lill

Druck v. G. Lange

Sticht v. Joh. Poppel

NEUER BORSE IN HAMBURG

Verlag der Berendsch'schen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg



Gen. v. A. Hill

Darmstadt bei G. Lange

Stadter. Jan. Poppel

DAS INNERE DER NEUEN BÜCHER- UND KUNSTHANDLUNG IN HAMBURG

Verlag der Berendsehn'schen Buch- und Kunsthandlung in Hamburg.



Von d. H. v. v. d. H.

Verordn. v. d. L.

Verordn. v. d. L.

DAS NEUE SCHUTGEBÄUDE (JOHANNANNUM) IN HAMBURG

Verlag der Perendtschen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg



Gez. v. C. A. Luth.

d. Dresden's artist. Institut von Leipzig

DAS ALLGEMEINE KRANKENHAUS ZU HAMBURG,

aus der Vorstadt St. Georg.

Verlag von E. S. Berendsohn in Hamburg.



Nach Zeichn. v. C. A. J. v. d. L.

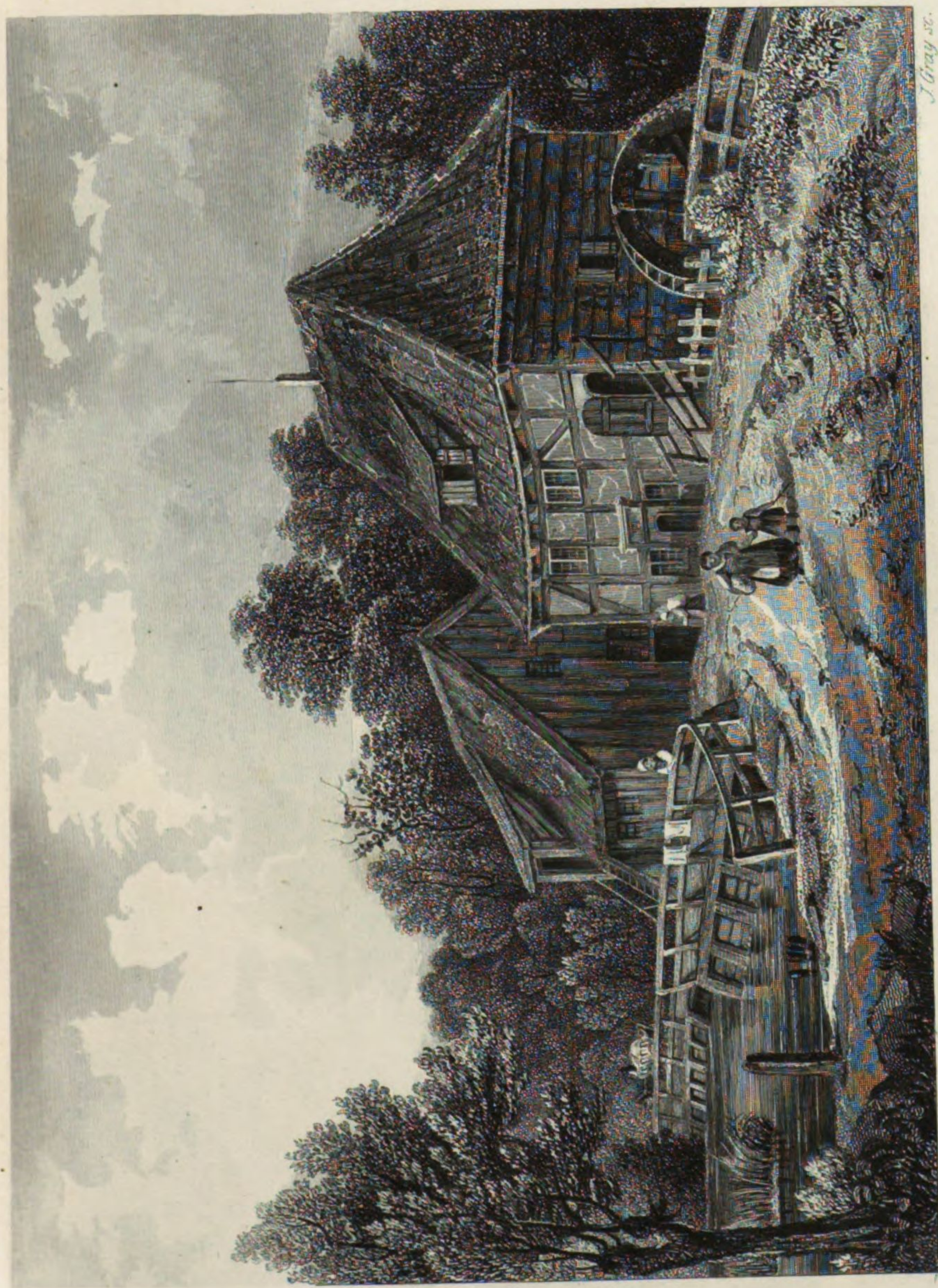
Darmstadt bei G. G. Lange

ALTONA BEI HAMBURG.

VON DER NEUEN WINTERHÜDER BRÜCKE GESEHEN

Stich v. H. Heber

Verlag der Berendsen'schen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg



Nach d. Naturgez. v. C. Laeisz

TOE MIDDLE IN WOLFFORT.

V.P. Verlag von P.S. Perenduhn in Hamburg



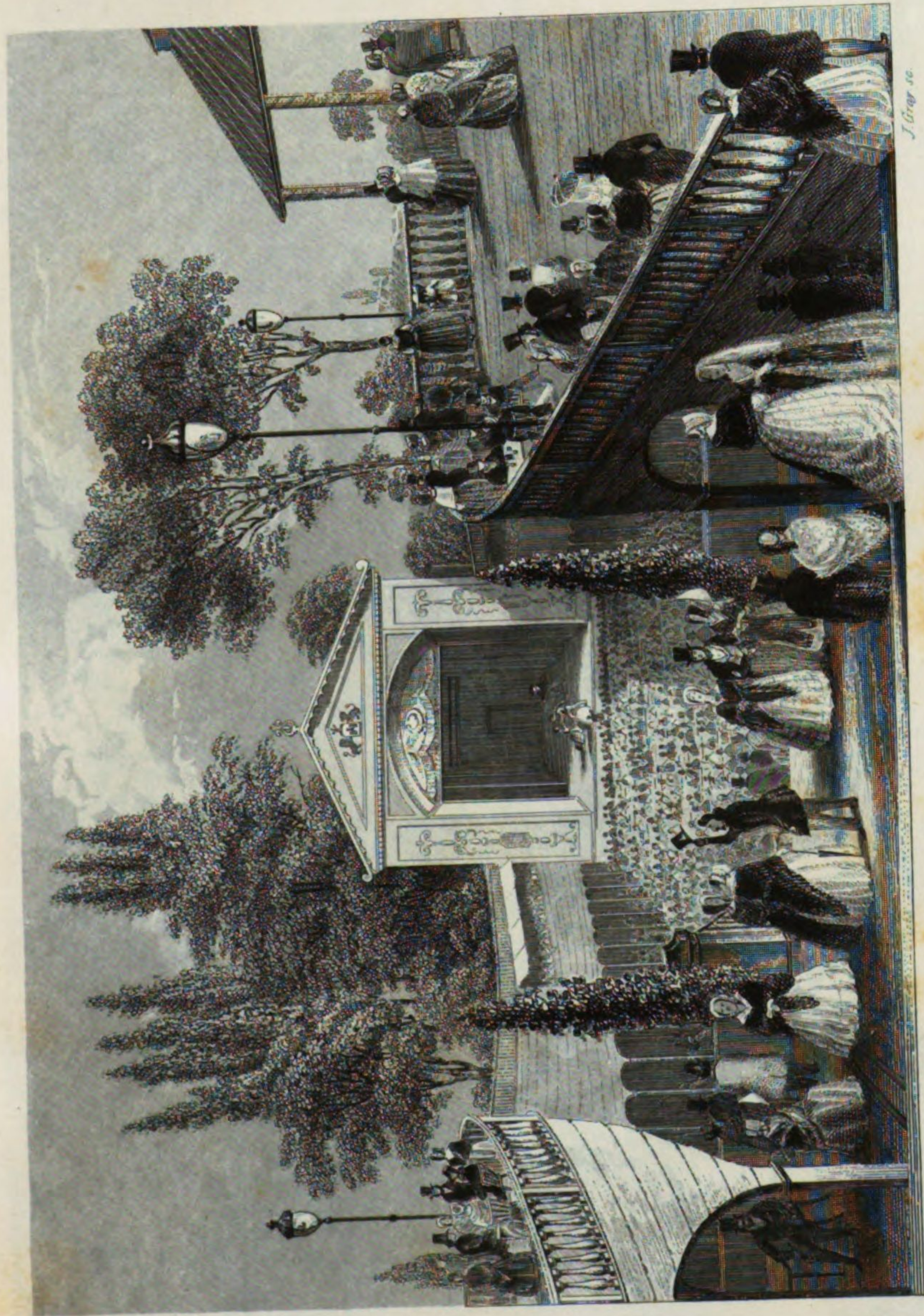
Statut. v. Joh. Poppel

Darmstadt bei G. & Lange

DAS SPANDIERPLATZ IN HAMBURG

Verlag der Berendschenschen Buch- & Kunsthandlung in Hamburg

Ben. v. L. L. L.



J. Gray sc.

TIVOLI-THEATER IN HAMBURG.

Verlag von B. S. Berendts in Hamburg



DIE CATHARINENKIRCHE IN HAMBURG.

Verlag von B. S. Berendsohn in Hamburg.



C. Lauer sculp.

J. Gray del.

DIE JACOBKIRCHE IN HAMBURG.

Verlag von B. S. Berendsen in Hamburg



Druck v. G. B. Lange in Darmstadt

HAMBURG AM 7^{ten} MAI 1842

Verlag der Borendschneiderschen Buch & Kunsthandlung in Hamburg



HAMBURG NACH DEM BRANDE V. 3. BIS 8. MAI 1842.
VON DER WASSERSTREIFE AUS GEGEBEN.

C. G. Führmann del.

Tysen sc

Erster Brief.

Ankunft. — Der Hafen, Steinhöft, Admiralitätsstrasse, Neuerwall, Bergstrasse. — Die Familie. — Die Führer.

Hamburg, Mai 1841.

Liebe Eltern!

Nur flüchtig konnte ich Euch in meinem neulichen Briefe anzeigen, dass ich gesund und wohlbehalten in der freien Hansestadt Hamburg angekommen und von Deinem Bruder, liebe Mutter, wie von seiner ganzen Familie recht freundlich aufgenommen war. Heute erlaubt mir, hübsch in der Ordnung zu erzählen und den Anfang mit einer Reihe von Briefen zu machen, um Dir, lieber Vater, eine Stadt zu beschreiben, die des Interessanten, des Merkwürdigen, des Grossartigen so Vieles hat und die Du nie gesehen; Dir aber, theuere Mutter, anzudeuten, wie so sehr sich Manches in Deiner Vaterstadt verändert hat, seitdem Du sie vor acht und zwanzig Jahren jammernd über Dich und Deine Heimath verliessest, einem ungewissen Schicksal entgegengehend, das durch des Höchsten Fügung sich Dir so freundlich wendete und Dir in der Verbannung der Liebe Glück und eine zweite Heimath schuf. Möge Dir des Hauses Tempel noch lange stehen, geschirmt von des Gatten Treue, geschmückt von der Kinder inniger Dankbarkeit!

Der Mai brachte uns herrliche Tage und einer der schönsten war es, an dem ich des Morgens mit dem Dampfschiffe von Harburg nach Hamburg fuhr. Immer näher und deutlicher und prächtiger entfaltete sich das schöne Gemälde der beiden Nachbarstädte Hamburg und Altona, die ein ungetrenntes Ganze bilden, indem der zu Deiner Zeit, beste Mutter, sogenannte hamburger Berg, seitdem zum Range der Vorstadt St. Pauli erhoben, den Zwischenraum so ausfüllt, dass man nur eine ungeheuere Häusermasse sieht, die rechts vom Kirchthurme in St. Georg und links vom ottensener stumpfen Thurme beschlossen wird und sich dann

an beiden Seiten mit dem schönsten Waldesgrün am Elbufer fortsetzt. So unbestimmt wie sich dem Reisenden die Gränze beider Städte zeichnet, so fliessen auch die beiden Häfen von Altona und Hamburg in einander, aber das recht eigentlich dichte Gedränge von Schiffen beginnt doch erst im hamburger Jonas- und Rummelhafen. Als das Dampfschiff bei dem Landungsplatze brausend seine Räder hemmte, ergriff mich die Lust, noch länger hinzugleiten zwischen diesem Gewimmel von Schiffen. Ein leichter Kahn, sie nennen solch ein Ding Jolle, flog auf meinen Wink herbei und der kräftige Bootsmann ruderte mich, auf meinen Wunsch langsam, durch die langen Gassen hölzerner und eiserner Segel- und Dampfschiffe, lustig in allerlei Sprachen Europa's die Matrosen anrufend, die am Bord ihr Tagewerk verrichteten und in wunderlich eintönigen, langgehaltenen Melodien dazu sangen. Bald und mir fast zu schnell waren wir im Binnenhafen und ich stieg am Baumhause aus, auf dessen Dache der Telegraph seine Scheiben auf und nieder klappte und in seiner geisterhaften Sprache das wieder erzählte, was vor wenigen Minuten an der Elbmündung in Cuxhaven gesagt war.

Auf dem Steinhöft, der Häuserreihe, an der das Baumhaus liegt, kam es mir auffallend und fast bedenklich vor, dass einige wenige, weit auseinander stehende Ecksteine die einzige Befriedigung bilden gegen die tief darunter liegende schlammige Elbe, wie in alten Zeiten die Brücken in Amsterdam ohne Geländer waren. Ich erfuhr später, es werde dadurch das Aufbringen von Waaren erleichtert, was ich freilich nicht verstehe. Bewegliche Stangen sollen den Behörden vorgeschlagen, aber verworfen seyn und die Leute müssen es ja wol besser wissen, als ich. Wer heisst mich auch gleich bei dem Eintreten in meiner Mutter Vaterstadt den Recensenten spielen wollen und Gefahren für unschuldige Menschen und Thiere sehen, wo die Hamburger keine erblicken? »Das Raisonniiren nützt nichts nicht,« würde mein alter Landwehrfeldwebel sagen.

Bei dem Schiffer - Armenhause nahm ich eine Droschke. Der Mann sah mich gross an, als ich ihn bat, nicht zu schnell zu fahren, weil ich mir die Gassen, die Häuser, die Menschen ein Wenig besehen wollte. War mein Jollenführer im Hafen ein

lebendiges Polyglotten-Lexikon, so war dagegen der Droschkenfuhrmann ein ächtes hamburgers Stadtkind, dessen Plattdeutsch ich sicher nicht verstanden hätte, wenn nicht die gute Mutter halb im Scherze, halb in ernster Heimwehwonne mich diesen Dialect gelehrt hätte. So verstand ich sein Plattdeutsch, das nur schauderhaft klingt, wenn fehlerhaftes Hochdeutsch mit plattdeutschem Accent gesprochen oder zerhackt wird, während das reine Plattdeutsch, das vor sechszig oder mehr Jahren ganz Hamburg, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, im häuslichen Kreise redete, recht traulich und weich klingt, eben so anmuthig wie viele andere deutsche Dialecte, abgesehen davon, dass die Kenntniss des Niederdeutschen dem Sprach-, Geschichts- und Rechtsforscher unentbehrlich ist und seine Unkunde diese gelehrten Herren oft zu den lächerlichsten Missverständnissen führt.

Aus dem Menschengewühle am Steinhöft kamen wir um eine Ecke in die ziemlich lange, breite, mit einem neuen und schönen Trottoir versehene Admiralitätsstrasse, die von auffallend wenig Menschen begangen wurde, so dass diese Leere einen sonderbaren Abstich mit der wenige Schritte entlegenen Hafengegend bildete. In der Admiralitätsstrasse liegt das stattliche Waisenhaus; rechts und links von demselben Planken, über welche schöne alte Bäume herüberriesen. Mit einer leichten Biegung gelangte ich auf die Neuewallstrasse und hier war ich mit einem Male aus der einsamen Admiralitätsstrasse wieder in das geschäftige Treiben des volkreichen Hamburgs versetzt. Die Strasse ist lang, aber von Trottoirs sieht man hier nicht viel und wo sie hin und wieder erscheinen, sind sie kurz, schmal und kümmerlich, oder nicht höher, als das Gassenpflaster, so dass sie von den Wagenrädern eben so gut benutzt werden, als von den über Haustreppen und Ecksteine wegkletternden Fussgängern. Nicht weit vom Ende des Neuenwalls liegt das grandios aussehende Stadthaus, der Sitz der Polizeibehörde, gegenüber das Stadtposthaus. Nach dem Stadthause wurde ein Haufen ruppiger Vagabunden von zwei oder drei Polizeidienern in blauen Oberrocken geführt; sie hatten, wie mir der Droschkenfuhrmann sagte, einen ziemlich weiten Marsch vom Detentionshause her gemacht. Auf meine Frage, warum nicht das Detentionshaus dahin gebauet

worden, wo das ziemlich neu aussehende Posthaus steht, erhielt ich die lakonische Antwort: „Dat gung nich.“ (Das ging nicht.) Ich commentirte mir das in Gedanken so, dass man nicht die schöne Strasse habe durch ein Gefängniss verunzieren wollen. Mein Gedankencommentar wurde aber durch einige steinalte Männer unterbrochen, die in gar nicht besonders appetitlichen Jacken und Schlafröcken vor einem grossen Hause, dem Stadthause schräg gegenüber standen und ihre Pfeifenstummel schmauchten. Es waren, nach Bescheid meines rosselenkenden Cicerone, Bewohner des Gasthauses, eines Hospitales für alte Männer und Frauen, das früher anderswo stand.

Mütterchen wird sich wundern, wenn ich erzähle, dass auf dem Neuenwalle jetzt eine Menge herrlicher Läden mit Manufactur-, Galanterie- und sonstigen Waaren ist, und noch immer zunimmt. Die Industrie, der Kleinhandel, hat Strassen in Hamburg erobert, wo früher nur die Aristokratie oder der Comptoirgeist residirte.

Vom Neuenwalle aus fuhr ich durch einen Theil des Jungfernstieges und hatte links die köstliche Aussicht auf das schöne Alsterbassin, im Vorgrunde den freundlichen und sehr belebten Baumgang des Jungfernstieges. Vor mir lag die schlanke, zierlichkühne Pyramide des St. Petri-Thurms, am Ende der bergansteigenden Bergstrasse. Das, beste Mutter, wird Dir eine neue Entdeckung seyn und ich muss schon meinen späteren Erfahrungen vorgreifen, um Dir zu sagen, dass diese Bergstrasse seit einigen Jahren eine Erweiterung der Strasse hinter St. Peter ist. Ich lege Dir das Bild bei und wenn Du auch ungläubig den Kopf schüttelst, es ist so. Vom Jungfernstieg aus gelangte man früher in eine kleine, enge, hässliche Gasse, in deren eckigen und winkeligen Höfen einige Curien der Domherren, kleine Häuserchen und Läden, Pferdeställe und dergleichen standen. Das Alles wurde niedergerissen und der anfängliche Plan einer neuen Gasse wurde auf die Vorstellung einer Menge von Bürgern, die in der patriotischen Gesellschaft unterzeichneten, dahin erweitert, dass die Strasse breiter und so breit gemacht wurde, dass die ganze Kirche zur freien Ansicht kam. Die meisten Untergeschosse der auf diese Weise gewonnenen breiten Strasse, mit schönen Trottoirs, sind mit eleganten Kaufladen besetzt.

Ich werde in meinen Briefen noch öfter darauf zurückkommen, es ist ja ein Hauptzweck derselben, die Veränderungen und Verschönerungen zu beschreiben, welche in Hamburg vorgenommen sind, seitdem Du, mein Herzens-Mütterchen, Hamburg nur noch im Geiste und in treuer Erinnerung angehört. Du wirst sogleich hören, welche freundliche Führer mir zu Theil geworden. Doch treib ich auch, aus Liebe zu Dir, das Ding planmässig im eigentlichen Sinne des Wortes, indem ich die alten Pläne in von Hess Topographie mit den neueren vergleiche, mich durch Fragen orientire und dann an Ort und Stelle mit eigenen Augen sehe.

Nun war ich bald wieder im alten Hamburg und im Hause des Oheims. Die Tante empfing mich freundlich, der vom Comptoir gerufene Onkel herzlich und freudig, mich einmal über das andere in seine Arme schliessend und den Sohn seiner lieben, lieben Schwester herzlich und küssend. Aber mitten in der Freude machte er plötzlich ein ernstes Gesicht, riss die Uhr aus der Tasche und rief: »Kinder, ich muss nach der Bank, wahrhaftig ich muss! Mutter, sorg' für August! Mädchen, schaff' Erühstück! August, heut' Mittag mehr!« — Und fort war er nach seiner — Bank? Wusste ich doch wahrlich nicht erst, welche eine Garten- oder Sand- oder Pharaobank ihn lockte, bis mir Butenmischen einfiel, dass er nach der weltberühmten hamburger Kaufmannsbanco musste, um ein paar Tausend Mark abzuschreiben. Wäre der gute Onkel durch meine Schuld nach ein Uhr gekommen, hätte er für jeden Zettel zwei Schilling bezahlen müssen. Mit Freuden giebt der hamburger Kaufmann Hunderte aus, um sich oder Anderen Freude zu machen, um eine gute Speculation einzuleiten, um ein Werk der Milde zu verrichten — aber den Doppelschilling in der Bank — nein! »Das ist ärgerlich Geld, das kann man sparen, ist auch nicht in Ordnung zu spät zu kommen, das giebt keinen Credit.«

Um vier Uhr wurde ich zu Tisch gerufen. Mit der Familie assen auch einige junge Leute von des Oheims Comptoir. Ich freuete mich, deutlich bemerken zu können, dass meinetwegen gar keine Umstände gemacht waren, dass man mich also völlig zur Familie zählte. Eine gute Suppe, treffliches Fleisch und

zwei oder dreierlei Gemüse nebst einem einfachen Nachtische, das war das frugale, aber höchst wohlschmeckend zubereitete Mahl, bei dem wenig, aber guter Wein getrunken wurde. Der Oheim hörte mir freundlich zu, indess schien ihm doch etwas nicht ganz recht zu seyn und auch die Tante sah ihn zuweilen fragend an. Endlich brach er los und obgleich er mich bisher immer Du genannt, sagte er nun im komischen Aerger: »Hören Sie mal, Herr Neffe, wir sind keine Engländer und keine Franzosen und Gottlob auch keine verengländerte Hamburger, sondern recht ehrliche deutsche Hamburger. Meiner lieben Betty Sohn braucht mich nicht: Herr Onkel zu nennen und meine gute Frau da: Frau Tante. Sie können in Gottes Namen sagen: Onkel und Du! Hörst Du August? Onkel und Tante und Du! So schickt sich's. Ich soll Dich doch auch nicht gar am Ende betituliren? Und meine Kinder sind Deine leiblichen Vetter und Cousinen, die nennst Du auch Du, thu' mir den Gefallen. Und Ihr da, Theodor, Bertha und Emma, richtet Euch danach, ich werde ja sonst meines Lebens nicht froh und weiss nicht, woran ich bin, den steifen Kram lasst mir vom Halse und aus dem Hause!« Nun hatte der gute Oheim ausgepoltert und reichte mir freundlich die Hand über den Tisch. Ich sprang auf und er umarmte mich herzlich und sagte weiter nichts, als mit Thränen in den Augen: »Du meiner lieben Betty Junge!« Die Tante reichte mir traulich die Hand; Theodor, einem kräftigen, ehrlich und geistreich blickenden Gymnasiasten, gab ich den Bruderkuss; Emma gab mir unaufgefordert die Hand und sagte mit schelmischem Lächeln: »Nun, August, es gilt auf Du und Du!« Bertha's Hand musst' ich ergreifen; mit dem dunkeln seelenvollen Auge sah sie mich an und leicht erröthend flüsterte sie: »Vetter August!«

Nach dem Caffee ging der Onkel wieder auf das Comptoir und ich auf mein Zimmer, um Euch zu schreiben. An der Wand hing das Bildniss eines jungen Mädchens, das ich am Morgen nicht dort gesehen hatte. Und — als ich näher hinsah und mich besann und die altdeutsche Tracht mir wegdachte, da — warst Du es, mein liebes Mütterchen! Jünger freilich und lockiger und mädchenhaft, aber Du, mit Deinem milden Blicke. Während

der Onkel sich eifrig bemühte, mich in die Diagnose einer ächten Havana-Cigarre einzuweihen, hatte Tante mein Zimmer auf so herrliche, liebe Weise durch Bertha verzieren lassen. Ihr denkt Euch, wie ich mich freute und wie herzlich ich dankte.

Zum Thee erschien Onkel Franz, ein Bruder der Tante. Nicht so sehr an jenem ersten Abend, als durch späteren Umgang habe ich diesen Onkel recht, recht lieb gewonnen und zugleich schätzen gelernt. Er ist ein kräftiger Funziger, unverheirathet, Jurist, ohne eigentliche Advocatur zu treiben. Sein Vermögen scheint ihn in den Stand zu setzen, unabhängig zu leben und seine Musse auf Betreibung von Privatstudien, Förderung gemeinnütziger Zwecke und Vermehrung reicher Sammlungen, besonders in Bezug auf Hamburg, zu verwenden. Es macht ihm Freude, seine Schätze gefällig mitzutheilen und bei dem Nutzen, den er damit stiftet, ist ihm eine ganz kleine Eitelkeit darauf wohl zu verzeihen. „Interessirt Sie denn das Alles?“ fragte ich ihn einmal, als er mir ein dickes Paket von handschriftlichen, sehr in's Einzelne gehenden, Bemerkungen über hamburgische Statistik zeigte. „Mich nicht so sehr,“ war die trockene Antwort, mit einem versteckten Schmunzeln, „aber andere Leute, die es von mir wissen wollen.“ Onkel Franz hat manche Reise und viele Erfahrungen gemacht; sie müssen mitunter trübe gewesen seyn, denn zuweilen streift ein melancholischer Zug über sein Antlitz und klingt in seinen Worten. Er ist offen und freimüthig, hin und wieder derb, wie manche seiner Landsleute, und kann sarkastisch werden, aber das ist mehr Sache des Kopfes als des Herzens, denn er ist im höchsten Grade gerecht und billig gegen Anderer Meinungen und Ansichten und vertheidigt sie oft, auch wenn sie nicht mit seiner Ueberzeugung stimmen. Nur der hohlen Anmasslichkeit zeigt er sich als unversöhnlicher Gegner, und wo er Schlechtigkeit, Gemeinheit wittert, zieht er sich scheu zurück. — Seine Mittheilungen, die er mir bereitwillig angeboten, werde ich fleissig benutzen und noch oft in meinen Briefen mit seinen Worten reden, will also schon im Voraus ehrlich kund thun, woher ich meine Weisheit habe.

Mein zweiter Führer wird Dein Bruder seyn, liebe Mutter, mein freundlicher Hauswirth, Onkel Gottlieb. Er ist in bürger-

lichen Verwaltungen, die, nebenbei gesagt, Ehrenstellen sind, Zeit und Geld kosten, aber keines einbringen, vielfach beschäftigt gewesen und ist es noch. Seine practischen Kenntnisse werden daher den theoretischen Unterricht seines Schwagers ergänzen.

Ein recht lieber Begleiter ist mir auch Vetter Theodor. Wie es dem angehenden Arzt geziemt, ist er Botaniker und also ein tüchtiger Fussgänger. Dabei ist er sangeslustig und liederreich und hat das angenehme Talent, gut und schnell zu zeichnen, um das ich ihn beneiden könnte, wenn dieser hässliche Zug meiner Seele nicht durchaus fremd wäre, so dass ich nicht einmal das Wort leiden kann. So soll es uns an angenehmen Fusstouren nicht fehlen und mach' Dich darauf gefasst, liebste Mutter, Du sollst Neues hören, denn Hamburg und seine Umgegend ist seit Deinem Hierseyn ganz umgewandelt. — Theodor hat recht tüchtige Kenntnisse und ist ein guter, heiterer und sittlicher Mensch, ohne die mir so fatale Ziererei des Weltschmerzes und der erheuchelten Verachtung dessen, was Andere freuet, rührt und erhebt. Wird er ja zuweilen etwas neumodisch vorlaut und drängt sich gar ein Wort auf seine Lippen, das an hamburgischen Patriotismus und an die begeisterte Zeit von 1813 tastet, so brummt der Vater ein ernstes Wort, oder Onkel Franz schleudert einen schneidenden Witz dazwischen oder — und das hilft oft wunderbar — Bertha heftet die schönen Augen auf den Bruder, legt leise die Hand an die Brust und sagt mit bewegter Stimme: »Theodor, bist Du ein Hamburger?« — Nur einmal musste sie hinzusetzen: »Bist Du Deines Vaters Sohn?«

So also, liebste Eltern, bin ich hier bei guten Menschen, bei lieben Verwandten, trefflich aufgehoben und bewahrt und hoffe, Euch noch recht viel Gutes und Freudiges von einer Stadt zu schreiben, die meinem Herzen längst theuer seyn musste und die mich jetzt in vielfacher Hinsicht lebhaft interessirt.

Euer getreuer

August.

Zweiter Brief.

Omnibus. — Gartenleben. — Spaziergang auf dem Walle, mit örtlichen und zeitlichen Aussichten und Einblicken.

Hamburg, Mai 1841.

Liebe Eltern!

Als ich in meinem letzten Briefe sagte, dass in des Oheims Hause so gar keine Umstände mit mir gemacht würden, hatte ich mich dennoch gewissermassen geirrt: die guten Leutchen hatten doch auf die Nachricht meiner Ankunft das Hinausziehen nach dem Garten auf einige Zeit verschoben, um mich in der Stadt zu empfangen und einzurichten. Wenige Tage nach meinem Eintreffen aber ging der Umzug vor sich und auch bei dieser Einrichtung ist freundliche Rücksicht auf mich genommen: ich behalte mein Zimmer in der Stadt und im Landhause ist mir ein Stübchen eingeräumt. Der Onkel isst Mittags mit seinen Comptoiristen in der Stadt und eine der Cousinen ist deshalb Morgens in der Stadt, das geht wochweise um zwischen Bertha und Emma. Ich esse entweder auf dem Garten, oder mit dem Oheim, oder sonst irgendwo in der Stadt, zuweilen mit Onkel Franz in seiner Wohnung oder im Speisehause. Die Nächte bringe ich, nur mit seltenen Ausnahmen, auf dem Garten zu und wandere dann am frühen Morgen mit dem Onkel und der Cousine nach der Stadt; nur mitunter bei schlechtem Wetter wird ein Wagen genommen oder der Omnibus benutzt. Solch ein Omnibus ist eine treffliche Einrichtung; man fährt, fast ohne Ausnahme in ganz ordentlicher Gesellschaft, vom Ostende Hamburgs bis nach dem Westende Altonas für vier Schillinge (drei Silbergrroschen) und auch nach allen, so dicht bebaueten und viel besuchten Umgegenden Hamburgs fahren in regelmässigen Touren zu passenden Zeiten Omnibus. Die Einrichtung existirt erst seit wenigen Jahren und man begreift jetzt nicht, wie man sie so lange entbehren konnte. Noch weniger scheint es zu erklären, wie die Hamburger es machten, als sie vor etwa 15 Jahren die jetzt

überall erblickten Droschken noch nicht hatten. Diese Droschken wurden von John Andly eingeführt, und die Miethkutscher schrieen Zeter über die neue, ihnen so verderbliche Erfindung. Bald aber schafften sie sich selbst Droschken an und das Publicum gewann bei der Concurrenz. Dann aber schien es, als würden die Droschken durch die in der jetzigen Einrichtung von Basson & Comp. eingeführten Omnibus beeinträchtigt. Auch hier entstand sehr bald Concurrenz und wiederum gewann das Publicum, da sich jetzt die Linien der Omnibus nach allen Richtungen erstrecken, und doch werden die Droschken noch häufig benutzt, da man sie bei sich behalten und auf allen Wegen gebrauchen kann. Es wird jetzt sehr viel mehr in Hamburg gefahren als sonst, wahrscheinlich wieder zum Verdrusse der Schuhmacher, aber wer kann's helfen? Soll das Ganze gewinnen, muss mitunter der Einzelne leiden und — Zeit gewonnen, ist Geld gewonnen! sagen die materiell sehr praktischen Engländer oder Nordamerikaner.

Mit dem Gartenleben der Hamburger hat es eine eigene Bewandniss, es hat viele Vorthelle, aber auch mitunter grosse Nachtheile; aus der »Sommerlust«, wie die alten Hamburger sagen, wird oft eine wahre Strapaze. Das Meiste hängt dabei vom Wetter ab, ist das aber, wie in Hamburg nicht selten, während des grösseren Theils des Sommers schlecht, so wird die Sommerlust oft zur Sommerqual. Der reiche Gutsbesitzer verlebt einen Theil der schönen Jahreszeit fortwährend und mit seiner ganzen Familie auf dem Landsitze und wann's draussen stürmt und regnet, bleibt er in seinem bequemen Hause. Der hamburger Geschäftsmann aber muss jeden Wochenmorgen früh nach der Stadt zur Arbeit, verbringt die Stunden des Essens und der wenigen Musse fern von seiner Familie und kehrt zu dieser oft erst spät Abends zurück, sich nicht selten durch Unwetter, Schlamm und Finsterniss hindurchtappend. Freilich, wer eigene Equipage hält, hat es bequemer, aber es ist nur Wenigen vergönnt, diese in Hamburg bedeutende Ausgabe zu den grossen Kosten des gewöhnlich nöthigen doppelten Hausstandes zuzulegen. Dennoch hat das Gartenleben gewiss grosse Vorthelle für die Gesundheit der Frauen und Kinder, die auf dem Lande jeden schönen Tag, jeden heitern Sonnenblick benutzen und wieder frische und freie

Luft athmen können, nachdem sie den Winter in der engen, dumpfigen und — geräuschvollen Stadt verbracht haben. Und der Sonntag, das ist ein wahrhafter Feiertag für den Gartenbewohner, dem es wohl zu gönnen ist, dass er einen siebenten Ruhetag habe, nachdem er sich sechs Tage der Woche rastlos im Gewühle der Geschäfte für sich und seine Mitbürger müde gearbeitet. In der Regel ist wol jeden Sonntag auf den meisten Gartenhäusern Gesellschaft, die der gastfreie Hamburger gern um sich versammelt, und Gottlob geht es seit einer Reihe von Jahren dort nicht mehr so steif zu, wie in alten Zeiten, als noch die Reifröcke und die hohen Frisuren durch die kalekutschen Hähne der — Taxushecken schurrten. Ein Sonntag bei gutem Wetter auf dem Landhause eines ge- aber nicht verbildeten Hamburgers ist ein wahres Festleben; alle Reize der schönen Natur verbinden sich zum Feiergenusse mit dem Zauber der Kunst und des höheren Geschmackes; das Land beut seine schönsten Gaben, veredelt durch sorgfältige Cultur des Gartens, der Blumen, der Früchte; die Stadt versorgt den Landbewohner mit den besten Erzeugnissen aller Länder, Flüsse und Meere; ländliche Spiele, Spaziergänge, heitere Unterhaltung wechseln ab mit geistigen Freuden, mit Musik und Tanz.

Seit einigen Jahren haben viele Hamburger angefangen, den Genuss des Landlebens mit den Vortheilen einer festen Wohnung dadurch zu verbinden, dass sie ihren Wohnsitz in den Vorstädten oder unweit der Thore aufgeschlagen haben. Namentlich ist St. Georg jetzt nicht allein von einer Menge Beamten, sondern auch von Kaufleuten, Maklern und anderen Bürgern bewohnt, die ihr tägliches Geschäft in der Stadt haben. St. Georg wird ganz ausserordentlich angebaut, alljährlich entstehen nicht nur viele Häuser, sondern ganze Strassen. Gerne schickte ich Dir, liebste Mutter, zur Vergleichung mit Deinen früheren Erinnerungen, einen Plan der Vorstadt, aber der von 1827 ist längst veraltet, und bei den neuen Plänen der Stadt ist durchaus nicht die gehörige Rücksicht auf die Vorstädte genommen. Es wäre fast nöthig, von St. Georg und von St. Pauli alljährlich neue Grundrisse zu zeichnen, aber wer will das thun und wird sie bezahlen? Ich denke, auf die Vorstädte in einem späteren Briefe

noch ausführlicher zurückzukommen und will mir jetzt erlauben, um denn doch einigermaßen systematisch zu verfahren (Ihr kennt ja meine Systemliebhaberei), mit dem Umkreise der Stadt, mit dem Walle zu beginnen. Doch dazu muss ich erst eine kurze Uebersicht von der Lage der Stadt geben.

Bekanntlich liegt Hamburg an beiden Ufern der von Norden einströmenden Alster, da wo sie sich in die Elbe mündet. Die Neustadt, der westliche Theil der Stadt, liegt am rechten Alsterufer, der älteste Theil der Altstadt am linken Ufer und südlich davon ist die übrige Altstadt auf Elbinseln erbaut, die durch eine Menge Brücken mit einander verbunden sind. Die dazwischen fliessenden, theils natürlichen, theils künstlichen Elbarme oder Kanäle, im Hamburg Fleete genannt, dienen zum Transporte der Waaren. Beiläufig gesagt, ist mein Zimmer in der Stadt an einem solchen Fleete gelegen, und es unterhält mich oft, das rege Leben auf diesem Wasserwege zu betrachten, der immer angefüllt ist mit Kähnen und sonstigen Fahrzeugen, welche Kaufmannsgüter, Esswaaren in unglaublicher Menge u. s. w. transportiren. Wasser gab es also genug in der Stadt, aber der sorgsame und tüchtige Hamburger schuf sich auch noch Wasser um die Stadt, um die Festungswerke zu schützen. Elbe und Alster mussten ihr Wasser leihen, um den Stadtgraben zu füllen. Dieser läuft, durch Stauungen geregelt, vom Westende der Stadt im Halbbogen nordwärts bis an die Alster und von der Alster linkem Ufer wieder südlich bis an das Ostende der Stadt. Den südlichen Stadtgraben zwischen der bebaueten Elbinsel des St. Catharinen-Kirchspiels und dem ebenfalls sich zur Vorstadt heranbildenden Grasbrook, einer grösseren Insel an der Norderelbe, macht ein Elbarm. Diesseits dieser Stadtgräben liegt nun der Wall, der südlich durch die Ausströmung der Elbe, durch den Hafen, unterbrochen wird und nördlich durch die Einströmung der Alster unterbrochen sein würde, wenn nicht quer durch die Alster ein Damm gelegt wäre, der in der Mitte durch die Lombardsbrücke die Alster einfliessen lässt.

Der seit Anfang des dreissigjährigen Krieges angelegte Wall hatte 22 Bastionen, welche nach den Vornamen der 1621 und später existirenden Bürgermeister und Senatoren benannt wurden.

Dazu gehörte denn die erforderliche Menge von Courtinen, Cavalieren (hamburgisch Katten), Faussebrayes, Hornwerken, Dossd'ânes und wie die technischen Namen der Fortification alle heissen mögen. Die Batterieen waren gehörig mit Kanonen besetzt und jede Nacht bezogen zwei Bürgercompagnieen den Wall, von dem sich das regulaire Militair in die Stadt zurückzog. Bei diesem kriegerischen Aussehen war nicht viel Freude auf dem Walle zu holen; neben der Brustwehr lief ein nicht sehr breiter Fussweg und tief unten war der Fahrweg, je nach den Jahreszeiten entweder eine Sandwüste oder ein Meer von Schlamm. Es muss sich wunderlich ausgenommen haben, wenn trotz dieser betrübten Conjectur die alten Hamburger sich die berühmte Wallpromenade am Charfreitage nicht nehmen liessen, und in Carrossen, zu Pferde oder zu Fuss hier peinwandelten. Gewiss nicht mit Unrecht aber hielten die alten Hamburger ihre Festungswerke für ein Bollwerk gegen die nur zu oft ernstlich gedrohte Unterdrückung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit. Noch 1795, als die Neufranken immer weiter und immer siegreicher vordrangen, beantragte der Senat die fördersamste Reparatur der sonst unhaltbaren Festungswerke. Allein die Zeiten und die Ansichten änderten sich, und man sah bald ein, in welche Lage Frankfurt von 1792 bis 96 gerathen war und Hamburg gerathen könnte, wenn zwei feindliche Parteien um den Besitz der Stadt kämpften. Schon zwei Jahre also vor dem traurigen Schicksale Lübecks, beschlossen Rath und Bürgerschaft im October 1804: Alles, was die Stadt einer Belagerung aussetzen könne, wegzuräumen, die Veränderung so zu beschaffen, dass Hamburg nicht den Ueberfällen eines streifenden Corps ausgesetzt würde und das Geschütz und die Munition zu verkaufen oder ersteres unbrauchbar zu machen. Rasch begann nun die Entfestigung der Stadt, allein schon von Hess fragte 1810 zweifelnd an, in seiner classischen Topographie Hamburgs, ob durch das, was aus den Festungswerken weggenommen sei, die Stadt in dem Grade entfestet worden, dass sie von einem Truppen-Corps als Schutzwehr schlechterdings nicht mehr in Anspruch zu nehmen stehe. Die Franzosen zogen 1806 ein, die Demolirung blieb auf halbem Wege stehen und als Tettenborn 1813 sein kleines Streifcorps in die Stadt

warf, wurde wieder angefangen zu befestigen, während derselbe von Hess die Bürgerwehr befehligte, welche diese improvisirten oder restaurirten Festungswerke vertheidigte. Die Franzosen kamen wieder und nun bewies Davoust, dass von Hess mit seinen Zweifeln Recht gehabt hatte. Nach Napoleons eigener Anleitung thürmte sein Proconsul furchtbare Festungswerke auf, als Zwingburg gegen die rebellischen Hamburger, die es gewagt hatten, von März bis Mai den schönen Traum der alten Freiheit wieder zu träumen, und als Schutzwehr gegen die Russen, die einen harten Stand gehabt haben mögten, wenn sie es nicht vorgezogen hätten, die Franzosen zu blokiren und unthätig zu machen, statt die gepeinigte Stadt den Gräueln einer Erstürmung Preis zu geben. Doch auch diese Prüfungszeit ging vorüber für Hamburg, es erstand aus seinen Trümmern, mit der alten, neuverjüngten Kraft, und Ende 1819 erneuerte der Senat den Antrag auf Entfestigung der Stadt und der Vorstadt St. Georg, mit vollem Rechte hinzufügend, dass die in jenem Rath- und Bürgerschluss von 1804 anerkannte Nothwendigkeit der Entfestigung durch die traurigen Ereignisse der späteren Jahre nur noch mehr gerechtfertigt würde. Die Bürgerschaft genehmigte diesen Antrag und den Plan, der im Ganzen darauf hinausging: den Wall beizubehalten, die Bastionen aber bis auf den natürlichen Boden abzutragen und die Ecken und Winkel des Stadtgrabens in geschlängelter Form abzurunden. Zu den Kosten dieser Entfestigung wurde eine besondere Steuer bewilligt, die noch jetzt erhoben, zum Theil aber nun zu Anlegung von Chausseen u. s. w. verwendet wird.

So weit, liebe Eltern, gehen die geschichtlichen Mittheilungen von Onkel Franz, die leider etwas trocken gerathen sind, die ich aber für nöthig hielt, um Euch Hamburg im neunzehnten Jahrhundert zu schildern und Dir, liebste Mutter, das Räthsel zu lösen, wenn ich dich jetzt durch Gartenanlagen oder gar durch Gassen führe, wo Du früher einen hohen Wall kanntest.

Wir beginnen auf der Elbhöhe, die Ihr aber nur auf den Karten finden werdet, oder im Kopfe einiger Gebildeter; der gewöhnliche Hamburger kennt nur den Stintfang, und Militairpersonen nennen diese ehemalige Bastion noch Albertus. Das ist eine wirklich wunderherrliche Partie, zu der ich auf meinen

Spaziergängen oft zurückkehre. Tief unter der Höhe liegt der neue Hafenquai mit seinen stattlichen Trottoirs, unmittelbar daran der Hafen mit seinem Mastenwalde und seinem ewigen Gewühle. Die breite Elbe wird durch Inseln unterbrochen und am jenseitigen Ufer sieht man Harburg und den Schwarzenberg. Rechts streift das Auge über die lebendige Vorstadt St. Pauli nach dem nahen, am hohen Elbufer liegenden Altona; weiter hinaus scheint die Elbe zum Meere zu werden, aus dem immer neue Segel auftauchen oder die Dampfschiffe ihren schwarzen Streif ziehen. Wendet man sich um, so übersieht man einen beträchtlichen Theil der Stadt Hamburg; aus dem Gewirre der hohen Häuser und Dächer erheben sich stolz die Kirchthürme und ein dumpfes Rasseln und Brausen tönt aus den volkbelebten Gassen der alten Hansestadt. Das Alles sieht und hört man, das thätigste, kräftigste Leben des Gewerbflusses umgiebt und umrauscht den Beschauer, und der steht auf einem hohen Puncte mitten in einem schönen Garten und sieht auf den Elbinseln ein schönes Landschaftsgemälde friedlichen Still-Lebens. Zwei volkreiche Städte, ein schöner Strom, ein in allen Zonen bekannter Hafen, Inseln und Festland, fruchtreiches Land und dunkle Hügel, das Alles übersieht man mit einem Blicke. Wir wandern weiter und treffen bald in der alten Bastion Casparus den Elbpavillon, ein weitläufiges Gebäude mitten in schönen Gartenanlagen. In den geräumigen Localitäten dieses Wirthshauses werden des Abends Concerte und Bälle gegeben, ein Casino gehalten, durchreisende Declamatoren, Prästigiatoren und dergleichen produciren ihre Talente und so weiter. Von hieraus senkt sich der Weg nach dem Millernthore oder Altonaer Thore; wir werfen einen Blick links auf die Menge der dies Thor passirenden Leute, die Gottlob nicht mehr von habgierigen französischen Douaniers durchsucht werden; rechts sehen wir einen Augenblick nach dem schönen Zeughausmarkte und steigen dann grade aus den Wall wieder bergan. Links steht in der Bastion Henricus die Sternwarte und die Navigationsschule und davor Repsold's Denkmal. Johann Georg Repsold war hamburgischer Oberspritzenmeister, ein in beiden Hemisphären als ausgezeichnet anerkannter Verfertiger und Erfinder mathematischer und astronomischer Instrumente und dabei ein

in vielfacher Beziehung für Hamburg thätiger und nützlicher, originell-derber Mann und wackerer Bürger. Am 14. Januar 1830 erschlugen ihn die Trümmer eines brennenden Hauses. Dieser tragische Tod in Erfüllung seines Berufes und Repsold's unleugbare Verdienste, so wie seine grosse Popularität, erzeugten schnell den Gedanken, ihm ein Denkmal zu setzen; Ende Januars erliess die patriotische Gesellschaft einen Aufruf an Hamburgs Bürger, und binnen wenigen Tagen waren die Kosten eines Denkmals gedeckt, das 1833 enthüllt wurde. Ich schicke Dir, lieber Vater, die Abbildung und Du magst selbst urtheilen, ob Dir die Ausführung gefällt; mir will es scheinen, als hätte man gut gethan, den abgehauenen Schultern einen Mantel umzuwerfen. Auch die Inschriften wollen vielen Hamburgern nicht gefallen; sie kommen ihnen geziert vor. Sie lauten, ausser Namen, Geburts- und Todestag: 1) Kühner Berufstreue dankbare Bürger. 2) Erfindungsreich waffnete er die Wissenschaft. 3) Bekämpfend die Feuersbrunst, von Trümmern erschlagen. — Ich wollte, die erste Inschrift wäre lateinisch, dann wäre sie verständlicher; ich wünschte, die zweite wäre in irgend einer Sprache verständlich und ich mögte überhaupt, dass man nicht den Lapidarstyl in unsere Sprache hineinzwänge; der Genius der Sprache leidet darunter.

Bleiben wir oben auf dem Walle, auf dem reinlichen, breiten Fusswege, so sehen wir an der Stadtseite nicht viel mehr, bis zum Dammthor, als die nicht immer freundlichen Rückseiten der oberen Stockwerke von den Häusern, die in der Stadt am Walle liegen; die Artillerie-Wache der Garnison, wo man vor der grossen Thür die Wache nicht finden kann, neben einem hübschen Garten, den die Artillerie unterhält, der aber mit einem sehr hohen Zaun umgeben ist; die Artillerie-Wache des Bürger-Militairs, ein recht hübsches, freundlich weiss aussehendes Gebäude. Links aber schweift der Blick hinaus auf schöne Alleen, auf das sogenannte Heiligegeistfeld und die immermehr bebauet werdende Gegend der Oelmühle. Wir aber gehen hinunter an den Wallabhang, wo köstliche schattige Laubgänge uns aufnehmen, die einen herrlichen, gewöhnlich nicht sehr besuchten Spaziergang gewähren. Die Pulvermagazine der Garnison und des Bürger-Militairs liegen von Wällen im Halbkreise umgeben und bald sehen wir nun links,

jenseits des Stadtgrabens, den botanischen Garten, der allmählig eine grosse Ausdehnung gewonnen hat und mit seinen Treibhäusern und Baumgruppen, so wie mit seinen terrassenartigen Spaziergängen bis hinunter an den Graben, von hieraus sich sehr freundlich ausnimmt.

Nun gelangen wir an das Dammthor und jetzt, liebe Mutter, wird sich Dir ein Bild entrollen, in das Du dich erst wirst hineinstudiren müssen, um Dich zurecht zu finden. Ich habe es umgekehrt gemacht; ich habe mich herausstudirt und des Onkel Franz Bilder so lange angesehen und seine Demonstrationen an Ort und Stelle so lange angehört, bis ich mir ein ungefähres Bild von dem Dammthore entworfen habe, wie Du es gekannt hast. Nicht wahr, Du kennst noch das alte Dammthor, das mitten durch den dicken Wall ging, mit den beiden ungeheuren weissen Steinkugeln, die oben auf dem Walle als Portal lagen? Ging man über diesen Wall fort, so hatte man rechts den Buek'schen Garten, der in der Dammthorstrasse einging und sich bis an die Alster erstreckte; in der nun folgenden Bastion lag der Lombard und jenseits desselben kam die alte Brücke mit dem ehemals weiss gewesenem, jetzt gräulich gewordenen hölzernen Geländer. Auch konnte man vom Dammthore dahin kommen, wenn man sich am Fusse des Walles auf einem, freilich sehr schmutzigen, Wege neben der Buek'schen Gartenplanke hintappte. Onkel Franz erzählt, dass er einen ganzen Sommer lang, regelmässig jede Woche einmal, den Weg hinter dem Lombard genommen habe und erst am letzten Tage, wo er den Weg machte, entdeckte, dass eine steile Treppe vom Walle hinunterführte nach jener Planke, dem Lombard vorbei. Ich lege Dir zur Erinnerung das hübsche Blatt bei, aus Suhr's »Hamburgs Vergangenheit,« worauf das alte Dammthor mit der alten Bürgerwache dargestellt ist, so wie einen zierlichen Stahlstich des wackern Lill, wie die Dammthorstrasse mit dem jetzigen Bürgermilitair aussieht. Ungefähr da, wo der alte Kalkhof stand, erblickst Du jetzt das Stadttheater. Denke Dir, dass vom Millerthore her ein sanfter Abhang nach dem Dammthore führt, das einen breiten und schönen Fahrweg mit Trottoirs bildet und erst am äussern Ende durch ein geschmackvolles Eisengitter sich als Thor darstellt und dass,

über den Fahrweg des Dammthores hinüber, statt des himmelhohen Walles und des engen, schmutzigen Weges sich eine lange und über 160 Fuss breite Gasse darbietet, mit hohen, schönen Häusern und in der Mitte mit einer dreifachen Baumreihe! Das ist die Esplanade, die seit 1829 entstanden ist. Viele dieser hohen, sehr regelmässig gebaueten Häuser sind in einzelne Etagen abgetheilt, deren jede viel mehr Miethe kostet, als ganze, recht wohnliche Häuser in andern Stadtgegenden. Hinter der Esplanade, an deren Eingange ein grosses, stattliches Wirthshaus, Bellevue, Front nach dem Dammthore bildet, beginnt wieder der Wallgarten am Stadtgraben mit einem duftenden Resedabeete. Diesen Weg darf man nach eingetretener Thorsperre nicht gehen, warum eigentlich nicht, das habe ich nicht so recht klar erfahren können. Jenseits der Esplanade ist ein prächtiges Blumen-Parterre angelegt, aber nun sieh rechts, liebe Mutter, eine neue Neuigkeit: der neue Jungfernstieg. In früheren Zeiten gingen die Gärten der Dammthorstrasse, der Kalkhof, der Wirthsgarten Sanssouci, bis an die Alster; 1825 aber wurde längs der Gärten ein Damm aufgeführt und aus den Gärten selbst wurde ein neues Stadtviertel: die Theaterstrassen und die Fehlandstrassen. Die Lombardsbrücke (sie heisst noch so, von dem alten, jetzt verschwundenen Lombard) präsentirt sich sehr schön mit ihrem stattlichen Eisengitter, das bei starkem Winde eine Art von Aeolsharfe bildet und mit schönen Lanternen geziert ist, die auch nach Mitternacht die Alster erhellen, obgleich dann Niemand mehr auf dem Walle gehen darf, als die einsame Schildwache und allenfalls der dort wohnende Müller.

Stehen wir aber einen Augenblick still auf der Lombardsbrücke, denn die Aussicht ist von hieraus wirklich überraschend schön und grossartig, oder, wie ein Gärtner und Bürger der guten Wienstadt dem Onkel Gottlieb sagte, der ihn hieher führte: »Pfui Teufel, aber das ist schön, das ist gar schön, das ist halt ganz und gar schön!« — Blicken wir nach der Stadt, so ist das fast drei Millionen Quadratfuss grosse, viereckte Alsterbassin bis an den Wall eingefasst vor uns mit dem alten Jungfernstiege, rechts mit dem neuen Jungfernstiege und links mit den Rückseiten der Zuchthausstrasse, des Holzdammes und der Strasse bei dem Drillhause. Diese linke Seite ist natürlich weniger hübsch, als die beiden andern, namentlich macht das Zuchthaus einen keineswegs

erfreulichen Eindruck, aber wie lange kann es dauern, so wird es hoffentlich verschwinden und auch dort wird eine Verschönerung unausbleiblich sein. Schon jetzt machen sich die Häuser am Holzdamm, mit schönem weissem Anwurf und niedlichen Gärtchen, Balconen u. s. w. recht angenehm. — Holzdamm? wirst du fragen, liebe Mutter; das ist der alte wüste Platz beim Spinn- und Zuchthause, auf dem nichts als aufgestapeltes Holz steht, der während der Nacht durch zwei mächtige Flügelthore verschlossen wird? — Wurde, liebstes Mütterchen! Das Holz ist fort, die Gärtchen hinter den Raboisen sind mit einer Planke befriedigt und an der Alsterseite steht eine grade Reihe schöner Häuser, die ohne Unterbrechung bis an die Pferdeschwemme bei dem Drillhause fortläuft; auch das alte Drillhaus und Alles, was dazu gehörte, ist rein fort. Dem Platze des Drillhauses gegenüber ist ein grossmächtiger Pferdestall mit Remisen und kleinen Wohnungen gebauet, an dessen Pforte Hautreliefs die Dioskuren mit ihren Rossen darstellen, die, wie mir Kenner sagen, den besten Arbeiten berühmter Bildhauer nichts nachgeben sollen. *L'art où diable va-t-il se nicher?* Auf dem Holzdamm war vor Kurzem ein Haus bunt bemalt, à la Herculanium und Pompeji; jetzt sieht es wieder einfarbig aus. Vor den Häusern läuft ein bequemes Trottoir von Asphalt. Das, lieb Mütterchen, ist Dein alter Holzdamm; nun lass uns zurückkehren nach der Lombardsbrücke. Grade vor uns ragt der Michaelisthurm in die Lüfte, weiter links die übrigen Kirchthürme, auch die niedliche St. Gertrud-Kapelle mit ihrer Miniatur-Kuppel, aber das Thürmchen vom Zuchthause ist abgebrannt. Vom Jungfernstiege her schallt das Wagengerassel und dazwischen tönt lockend Militairmusik oder das köstliche Duett aus Salieri's Tarar, das ein Chor wandernder Blechvirtuosen wirklich vortrefflich spielt. Auf der Alster wiegen sich viele stolze Schwäne und schaukelt und segelt eine Menge kleiner Lustböte und Wasser-Omnibus nach Eppendorf. Wir sehen ihnen nach, drehen uns um und ein neues prächtiges Gemälde steht vor uns: die Aussenalster. Links, jenseits des Stadtgrabens, die Gärten vor dem Dammthore, dicht mit Bäumen bepflanzt bis an die alten herrlichen Eichen vor Harvstehude; rechts die Vorstadt St. Georg, doch dahin sollt ihr erst sehen, wenn wir einige Schritte weiter sind.

Unweit der Lombardsbrücke beginnt die ehemalige Bastion David, oder, wie das Volk sagt: „bi dat Monument.“ Hieher

ist nämlich das, dem verstorbenen Professor Johann Georg Büsch im Jahre 1802 errichtete Denkmal versetzt, das ursprünglich auf der Bastion Vincent, der sogenannten Alsterhöhe, stand und 1828 bei der Umwandlung des Walles von dort weichen musste. Das geschmackvolle Denkmal, ein Obelisk von Sandstein, wird Dir, liebste Mutter, aus der Anschauung noch rememberlich sein; der Würfel trägt Büsch's Bild, ein allegorisches Basrelief und die einfachen Inschriften: Dem Freunde des Vaterlandes Johann Georg Büsch von seinen dankbaren Mithürgern. Auch hier erwarb sich die patriotische Gesellschaft das schöne Verdienst, die erste Anregung zu diesem Denkmale zu geben und einen Mann zu ehren, dessen unermüdliche und gemeinnützige Thätigkeit noch lange im Segen bleiben wird. — In der Nähe des Monumentes sind Bänke angebracht, die einen ruhigen und freundlichen Ueberblick über die Aussenalster gewähren. Durch Hecken blühender Acacien gelangt man jetzt zum Ferdinandsthore, oder richtiger zur Ferdinandspforte, denn dieser seit 1828 bestehende Durchgang nach St. Georg ist nur für Fussgänger eingerichtet. Früher bildete jenseits des Stadtgrabens eine in der Aussenalster liegende Schanze Ferdinandus die nordwestliche Befestigung von St. Georg. Jetzt verbindet eine Brücke die Stadt mit der Vorstadt und die ehemalige Schanze ist in einen zierlichen Garten verwandelt. Von der Brücke aus führt ein grader Weg nach der Lohmühle; der Fahrweg beginnt jetzt noch eine Strecke von der Stadt entfernt, allein vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch diese Pforte ein wirkliches Fahrthor werden wird, wenigstens sind die Messpfähle schon sichtbar, wonach es im Werke ist, den jetzt nur noch einige Fuss hoch sich erhebenden Wall noch weiter abzuflachen und die Brücke breiter zu machen. An dem Fahrwege, wo in früheren Zeiten einige altmodische Sommerhäuser standen, erhebt sich jetzt bis fast zur Lohmühle hin eine Reihe neuer und eleganter Häuser; der höckerige und von alten hohen Bäumen beschattete Fussweg hat einem breiten, erhöhten Wege Platz gemacht, der auf graden und soliden Vorsetzen ruht und gegen die Alster von einem einfachen, grün angestrichenen Geländer von Gusseisen eingefasst wird. Vielleicht erleben wir noch die Ausführung des Planes, diesen schönen Weg auch noch jenseits der Vorstadt, über Mundsburg, den Schlachterhof und bis zur Uhlenhorst fortgesetzt zu sehen!

Kehren wir zurück von diesem Ausfluge in die Vorstadt und werfen einen Blick hinab in die Stadt, so sehen wir am Fusse des Walles das 1830 erbaute Detentionshaus, vor welchem zwei Abfahrten vom Walle zusammenstossen, zwischen denen auf der Wallhöhe, der ehemaligen Bastion Vincent, ein Wachhaus des Bürgermilitairs liegt, mit der Fronte nach der Stadtseite, statt der ehemaligen Artilleriewache, die von der Stadt abgekehrt lag. Dicht bei dieser Wache ist eine Anhöhe, von der man die Vorstadt übersieht und in nächster Nähe die sich bis an den Stadtgraben erstreckenden Begräbnissplätze. Immer thalabwärts in freundlichen Gartenanlagen fortwandelnd gelangen wir zu Adolphs IV. von Schauenburg gusseisernem Denkmale, das 1821 auf dem ehemaligen Marien-Magdalenen-Kirchhofe vor dem Kloster errichtet wurde, welches Adolph 1227 erbaute und 1239 als Laienbruder bezog. Bei Erbauung der neuen Börse mussten Kloster und Denkmal weichen und beide stehen jetzt hier auf dem Walle in freundlicher Umgebung, das Kloster am Fahrwege, das Denkmal ihm gegenüber, in der ehemaligen Bastion Hieronymus.

Das Kloster reicht bis an den sogenannten Glockengiesserswall, dem Eingange zur Spitalerstrasse, worin das Hospital St. Hiob liegt, und es muss einst in alten Zeiten, d. h. im Anfange des 17. Jahrhunderts, sehr viel grader von dieser Seite nach Hamburg hineinzukommen gewesen sein, als man durch das Spitalerthor gradezu in diese Gasse gelangte und durch das Steinthor in die Steinstrasse. Damals aber wurden die alten Thore abgebrochen und das neue Steinthor angelegt, dem sich die Häuserreihe des Schweinemarkts entgegenstellt, so dass man, um weiter in die Stadt hinein zu gelangen, entweder rechts oder links umbiegen muss, um die Spitalerstrasse oder die Steinstrasse zu gewinnen. Der Schweinemarkt führt seinen Namen in der That, denn hier wird wirklich Schweinemarkt gehalten und zwar, was ich lieber nicht sagen möchte, am Sonntagmorgen, wo das Höllengeschrei dieser Thiere in weiter Ferne hinaus zu hören ist, was keinen erfreulichen Contrast mit dem Geläute der Kirchenglocken und dem Gesange der Christengemeinden in Gottes Tempeln hervorbringt. Ein hübscher Rasenplatz, der noch vor wenigen Jahren den Schweinemarkt vom Walle trennte, ist jetzt zu einem Platze für die grosse Masse von Frachtwagen eingerichtet, die sonst Tag und Nacht die Steinstrasse barricadirten. Das ist denn

freilich recht zweckmässig, aber es sieht nur eben nicht hübsch aus. Ueberhaupt erregt mir diese Gegend des Walles jedesmal eine unbehagliche Stimmung, in die ich mich freilich nur durch Onkel Franz habe hineinreden lassen, der nun einmal über die »gräuliche Verwüstung,« welche die Eisenbahn hier angerichtet hat, sich gar nicht zufrieden geben will. Ich lasse ihn reden.

»Ich habe immer eine grosse Vorliebe für das Steinthor gehabt, an das sich mir eine ganze Reihe lieber geschichtlicher Erinnerungen knüpft und von dessen Umgebung ich so gerne auf die mächtig aufblühende Vorstadt, auf die schönen Niederungen unserer Marschlande, auf die Wimpel im Oberhafen blickte. Durch das Steinthor zogen in meiner Kindheit die alten Schützengilden und ziehen noch die Waisenkinder; vor dem Steinthor ist vor Pfingsten der Lämmermarkt. Freilich lagerten hier auf dem Schweine- markte am Palm-Sonntage 1801 die Dänen, bevor sie in die Vorstadt einquartiert wurden, freilich zogen durch das Steinthor am 19. November 1806 die Franzosen ein, aber auch am 12. März 1813 wieder hinaus und nun kam der ewig denkwürdige 18. März, Tettenborns Einzug, ein Tag, wie keiner unserer Zeitgenossen ihn je gesehen, ihn je wiedersehen wird. Das alte, winkelige und düstere Steinthor, das wenige Jahre nach seiner Erbauung des entführt gewesenen Snitger's Triumphzug gesehen und nach kurzer Frist sein Haupt aus den Händen des Nachrichters empfangen hatte, war 1806 abgebrochen, nach Hamburgs Befreiung von der französischen Gewaltherrschaft wurde das Steinthor in seiner jetzigen freundlichen Gestalt hergestellt und der ganze Wall bis zum Deichthore in eine herrliche, liebliche Gartenanlage verwandelt, gekrönt durch eine der Steinstrasse gegenüber liegende Höhe, die nach dem Namen des Gärtners Altmann aus Bremen genannt wurde, der die Wallanlagen geleitet hatte. Man kann sich nichts Freundlicheres denken, als einen Spaziergang in dieser Gegend, am Stadtgraben vom Steinthore nach dem Deichthore. Der Fahrweg lief wagerecht bis zur Windmühle und senkte sich von dort nach dem Deichthore hinunter, begleitet von einem herrlichen Blumenparterre, das sich an ein Gärtchen schloss, welches die Mühle und das daneben liegende Wirthshaus umgab. Das St. Johannis-Kloster, ein schönes, stattliches Gebäude, wenn auch die Zellen ein Bischen gar zu klösterlich eng und antiökonomisch hoch sind, that dem Ganzen keinen Eintrag, sondern sah recht

nett und zierlich aus dem grossen Volksgarten hervor. Da kommt die unglückselige Eisenbahn — oder halt, ich will sagen, da kommt man bei der Eisenbahn auf den unglückseligen Gedanken: der Bahnhof muss in der Stadt liegen, und nun hast du nicht gesehen, wird Hals über Kopf Alles ruinirt, über einander geworfen, platt gemacht, was schräge war, schräge gemacht, was eben war, abgegraben, was stand, zugeworfen, was offen war, und wenn noch ein Ende abzusehen wäre, aber es giebt gar keins und die Zerstörung Jerusalems, die uns hier unter den Füßen liegt, wird, fürchte ich, noch lange dauern. Die Altmannshöhe ist abgestochen und unzugänglich, die Chaussee ist ein Schlamm-
pfuhl, das Kloster steht lächerlicher Weise auf einem steilen Berge und lauert auf einen Ritter Toggenburg, der sich im Thale ansiedeln und erbleichen soll, die Gartenanlagen, die Blumen, die Bäume, die köstlichen und friedlichen Spaziergänge sind verschwunden, vernichtet; die Windmühle, die ein so hübsches point de vue darbot, fort, man muss nach der Niedernstrasse durch Schlamm waten auf dem sonst so gut erhaltenen Walle, eine himmelhohe Treppe hinabklettern und hinaufkeuchen, der Weg vom Deichthore nach dem Steinthore jenseits des Stadtgrabens ist durch die Anlage zur Eisenbahn gehemmt, selbst draussen sind die alten, schönen Weiden vor der verwüstenden Axt gefallen, Alles ist kahl und öde — und warum? Als ob der Bahnhof nicht eben so gut draussen gelegen hätte!»

Der alte Herr hat wenigstens insofern Recht, als diese Wall-
gegend, die nach der Beschreibung sehr hübsch gewesen sein muss, jetzt ein wüstes Chaos bildet, das sich aber doch hoffentlich zu einer guten Schöpfung gestalten wird. Man sagt, die Abtragung des Walles sei nöthig gewesen, um die Erde zum Damme zu gewinnen, der durch moorige Niederungen gezogen werden musste. Schon die jetzige Generation wird den Verlust der hübschen Wallpartieen verschmerzen und sich mit den Anlagen der Eisenbahn aussöhnen, wann diese erst befahren werden kann und — was denn freilich unbedingt dazu gehört, — sich einer Bahn nach Berlin anschliesst, denn eine Eisenbahn nur bis nach dem, selbst amtlich nur »Städtchen« genannten Bergedof mit so grossen Kosten anzulegen, ist gewiss Keinem eingefallen.

Das alte Schützenhaus, das so ehrenfest mittelalterlich aussah und in neuerer Zeit zu allerlei Gastereien, sogenannten Schul-

grünen u. s. w. benutzt wurde, ist im Anfange des Jahres 1833 abgetragen und jetzt steht auch dem Nachbarhause, einem Einkkehrhause am Schweinemarkt, burlesker Weise der blaue Engel genannt, ein gleiches Schicksal bevor, so dass sich der Eingang in die früher halb zugebauete Steinstrasse sehr erweitern wird. An die Stelle des Schützengrabens, in welchem früher nach der Scheibe geschossen sein mag, ist jetzt eine schräg niederlaufende schmale Strasse gebaut, die stadtwärts von den Gärtchen der neuen Strasse, wallwärts von der Gartenmauer des St. Johannis-klosters begrenzt wird, das seit 1836 hier auf dem Walle steht und nach St. Georg hinausblickt, während das dazu gehörige Wittwenhaus Front macht nach dem Schweinemarkt. Jenseits der Schützenstrasse gelangt man jetzt durch einen provisorischen Fahrweg, der über den Bauhof führt, nach dem Oberhafen, der beständig mit Schiffen und Kähnen angefüllt ist, welche stromabwärts nach Hamburg gelangen. An diesem Theile des Hafens ist's vorbei mit dem europäischen Sprachgemisch, man hört hier nur zwei deutsche Dialecte in ihrer ausgeprägtesten Eigenthümlichkeit: den hamburgisch-plattdeutschen und den märkischen.

Den Eingang zur Stadt neben dem Oberhafen bildet das Deichthor, früher seit 1673 ein hohes Gewölbe, das in dem gegen die Elbe schroff abfallenden Walle steckte; jetzt, seit 1828, gleich allen andern Thoren, nur eine Barriere von Eisenguss. An der Aussenseite des alten Gewölbes stand die Inschrift: *Salus civitatis pietas et concordia* (des Staates Wohl beruhet auf Frömmigkeit und Eintracht), an der Stadtseite: *Libertatem quam peperere maiores digne studeat servare posteritas* (Freiheit, welche die Ahnen erwarben, strebe die Nachkommenschaft würdig zu erhalten). Letztere, wahrhaft schöne Inschrift hat es wohl verdient, dass sie jetzt in goldenen Buchstaben auf dem Rathhause dort steht, wo Rath und Bürgerschaft sich zu Conventen versammeln. Ueber dem Gewölbe des Millern- oder Altonaer Thores stand nach der, dem dänischen Nachbar zugekehrten Seite der fromme Wunsch: *Da pacem Domine in diebus nostris* (Herr, gieb Frieden in unsern Tagen!) und nach der Stadtseite der nicht genug zu beherzigende Ruf: *Tutissimum civitatis munimentum concordia* (des Staates sicherste Schutzwehr ist Eintracht).

Vom Deichthor südlich führt eine jetzt feste Brücke, früher eine Zugbrücke, nach einer Elbinsel, der ehemaligen Bastion Ericus, von der südlich sich die alte Steinschanze erhebt, jetzt geziert mit dem stattlichen Fabrikgebäude des Herrn Meyer, der mit Verfertigung von Spazierstöcken u. dgl. nicht nur eine grosse Zahl von Arbeitern beschäftigt, sondern auch für ihr sittliches Betragen und namentlich für die Vermeidung der Trunksucht auf eine ganz musterhafte Weise sorgt. Auf der Bastion Ericus steht eine Korndampfmühle und ist der Turnplatz eingerichtet. Als 1831 die asiatische Cholera in Hamburg grassirte, stand hier das eine Cholerahospital, während das andere ausserhalb des Millernthores aufgeführt war. Eine lange Fussbrücke führt über den Stadtgraben nach dem festen Theile des Walles hinter dem holländischen Brook. Von hieran hat der Wall so ziemlich seine alte Form behalten, doch sind alle Brustwehren abgetragen und man hat die freie Aussicht über den sich immer mehr und mehr anbauenden Grasbrook, die Elbe und ihre Inseln. Dem Brookthore und dem Sandthore vorbei gelangt man jetzt zu einer neuen Schöpfung, indem dieser Theil des Stadtgrabens, sonst eine vor Schilf und sonstigen Wasserpflanzen kaum sichtbare Wasserfläche, jetzt ein schöner, mit Vorsetzen und Dämmen eingefasster Hafen geworden ist. Am Ende des Walles, hinter und jenseits des Kehrwieders, steht links eine Korndampfmühle, in welcher auch eine Holzsägerei betrieben wird, und gradeaus ein Dampfbad, das Wilhelminenbad, mitten in einem schönen Garten mit der heiteren Aussicht auf das rege Gewimmel im Niederhafen. Von hieraus kann man noch über eine sonst befestigte Elbinsel mit dem wunderlichen Namen: das hölzerne Wams, und über eine sehr lange Brücke nach dem Blockhause gelangen, wo eine Zollstätte und eine Wache ist, aber hier hat das feste Land, wenn man es noch so weit hinaus rechnen will, ein Ende. Um zu Lande nach der Stadt zu gelangen, müsste man über den Wall oder über das nicht sehr angenehme Strassenpflaster des, seinen Namen in der That führenden Kehrwieders bis an's Brookthor zurück und dann durch die Stadt am nördlichen Elbufer weitergehen, bis man nach fast halbstündigem Marsche dem Blockhause wieder gegenüber ist. Für einen oder zwei Schillinge aber setzt ein Jollenführer

jeden in wenigen Minuten vom Kehr wieder oder vom Blockhause hinüber und wir gelangen nach den Vorsetzen, wo jetzt ein pompeuses Schlachthaus gebauet wird, welches das in der Admiralitätsstrasse gelegene ersetzen soll. Von der ehemaligen Bastion Johannes, wo die englisch-reformirte Kirche steht, kommen wir zu dem neuen Hafen; ich steige nach langer Wanderung etwas mühselig den Wall hinauf, um nach dem Stintfange, dem Ausgangspunkte meiner Wanderung, und an das Ende dieses langen Briefes zu kommen.

Dritter Brief.

*Das Innere der Stadt *).*

Hamburg, Mai 1841.

Die hamburger Geographen zählen etwa ein Dutzend Märkte und öffentliche Plätze in Hamburg, ohne die Stadt selbst mitzurechnen, die ein Weltmarkt im Grossen ist und im Kleinen die ganze Umgegend auf viele Meilen weit und eine grosse Menge Fremder mit den Bedürfnissen des Lebens und des Luxus versieht. Die Marktplätze haben theils ihre ursprüngliche Bedeutung gänzlich verloren, theils tragen sie so sehr das Gepräge der Zufälligkeit, der regellosen Willkür, dass wenige Städte so arm seyn mögen an wirklich schönen und regelmässigen öffentlichen Plätzen, als das alte Hamburg. Niemand kauft mehr Pferde, Gänse, oder Hopfen auf den danach benannten Märkten und auf dem Zeughausmarkte steht an der Stelle des 1826 abgebrochenen Zeughauses seit drei Jahren die englisch-bischöfliche Kirche. Nur der Schweinemarkt führt, namentlich Sonntags, den Namen sehr schreiend in der That und den Messberg könnte man füglich Kälbermarkt nennen; auf dem Fischmarkte werden nur zur Weihnachtzeit Karpfen verkauft. Auf dem Domsplatze, den früher, bis 1804, Hamburgs Kathedrale einnahm und den Du, liebste Mutter, seitdem als wüsten Platz kennen wirst, steht seit vorigem Jahre das neue Schulgebäude. Die St. Marien-Magdalenen-Kirche, im 13. Jahrhundert von Adolf von Schauenburg erbauet, wurde 1807 abgebrochen und der daraus entstandene Platz hiess St. Marien-Magdalenen-Kirchhof, bis dieser im Jahre 1821 den Namen Adolfsplatz erhielt und mit einem Denk

*) Der geneigte Leser wolle beachten, dass diese Briefe vom Jahre 1841 datiren.

male geziert wurde, dessen ich im vorigen Briefe erwähnte. In neuester Zeit ist nun auch das Kloster abgebrochen und mit dem Denkmale nach dem Walle versetzt und an der Stelle des Klosters wird jetzt die neue Börse gebauet, so dass der Name: Adolfsplatz wol nur sehr kurze Zeit gedauert haben wird. Der grosse Neumarkt ist freilich lange nicht mehr neu, könnte aber gross seyn, wenn nicht mitten auf demselben eine alte, höchst baufällige und widerlich aussehende Wache mit diversen Anbauten stände, die im obern Stockwerke zugleich als Gefängniss dient. Eben solche Wachen verunzieren den Gänsemarkt und Pferdemarkt; es muss bei dergleichen Anlagen gewiss irgend ein vernünftiger Zweck zum Grunde gelegen haben und ich habe gewaltigen Respect vor den Hamburgern, die, wie Onkel Franz, mir schon öfter mit historischen Gründen bewiesen haben, warum mir auffallende Sachen so und nicht anders entstanden sind. Nur Schade, dass man sich in Hamburg so sehr schwer und so sehr langsam entschliesst, alte Einrichtungen abzuschaffen, die dem rings umher Fortgeschrittenen nicht mehr entsprechen, ihm vielmehr unangenehm im Wege stehen. Wachen müssen freilich seyn, — obgleich z. B. die Wache auf dem Gänsemarkte nicht gerade zu den nothwendigen zu gehören scheint, — und bei dem Verlegen in die Häuserreihen mag dann allerdings der Kostenpunct in Hamburg schwierig seyn, wo jede Fussbreite viel Geld kostet. Unleugbar würde der Schönheitssinn durch das Wegbrechen der Wachen sehr gewinnen, aber regelmässig würden die Plätze doch nicht werden, denn das ist, mit allenfallsiger Ausnahme des Zeughausmarktes, kein einziger Platz, sind nur wenige Gassen in Hamburg.

Man sollte glauben, diese anscheinende Regellosigkeit sey in Hamburg noch mehr, als in anderen alten Städten, durch die Wasserzüge bedingt. Allein das könnte doch nur für die Altstadt gelten, und doch ist die Neustadt, die durch keine Flotte durchschnitten ist, fast eben so krumm und regellos angelegt, wie die Altstadt, ja, sie bietet ein Labyrinth von den engsten Gässchen und Gässleichen dar, wie es selbst die Altstadt nicht aufweist. Doch lässt sich dies durch den allmäligen Anbau erklären, wo sich die Häuser anfangs in der Nähe des Scharthors und alten

Millernthors zusammendrängten und erst später die regelmässigeren Quartiere im Nordwesten und Norden der Neustadt entstanden, wo das Terrain kein Hinderniss darbot, insofern sich nicht, wie bei dem neuen Jungfernstiege, der Eigensinn Einzelner gegenstammte.

Auf den Namen einer schönen Stadt kann Hamburg demnach schon wegen seiner Anlage keinen Anspruch machen; aber auch die Bauart der bei Weitem meisten Gassen verbietet diesen Namen. Ich mögte keinesweges unendlich lange und schnurgrade Gassen mit uniformirten Häusern schön nennen, aber breit, rein, hell denke ich mir die Gassen einer schönen Stadt, wo die Häuser, wenn auch meinetwegen mitunter in gekrümmter Linie, in derselben Reihe mit den Nachbarhäusern stehen. Das Alles kann man nun in den meisten Gassen Hamburgs nicht finden. Die Strassen — denn der Hamburger spricht nicht von Gassen, sondern von Strassen — sind in der Regel nicht breit, was denn freilich sehr relativ ist, denn auch schmale Gassen in wenig bevölkerten und wenig gewerbthätigen Städten sind oft zu breit, während in dem dichtbevölkerten, emsig fleissigen, von tausenden Fremder besuchten Hamburg, oft die breitesten Strassen nicht breit genug sind. Aber es giebt Strassen, wo nicht ein einziges Haus gleiche Frontrichtung mit dem Nachbarhause hat; das eine springt vor, das andere tritt, oft nur mit einem Theile des Gebäudes, zurück, das dritte lehnt sich schief daran. Eine altherkömmliche Einrichtung ist das sogenannte Sperrmaass, die obrigkeitlich in alten Zeiten festgesetzte Erlaubniss, wie ein jeder Hauseigenthümer von seinem Hause aus die Strasse sperren durfte. In diesem freien, dem Publicum aber entzogenen Raum, baute man nun s. g. Beischläge, steinerne Bänke, welche die Haustreppen einfassten und auf denen noch im vorigen Jahrhunderte selbst die wohlhabenderen Bürger an Sommerabenden gemüthlich sassen, ihre holländische Pfeife schmauchten und mit dem Herrn Nachbarn und der Frau Nachbarin plauderten, „ein Klöschen ablegten,“ bis die Thurm- und Hausuhren zehn schlugen, wo es „Börgerstyd“ war, das Bett zu suchen. Neben diesem Beischlage führt von der Strasse hinunter eine Treppe nach dem Lager- oder Wohnkeller, in welchem letzteren ein Arbeits-

mann wohnt, der Holz und Torf aufbringt, Lasten trägt, Gewerbe bestellt, feste Anstellung auf einem Comptoir hat oder an der Strassenecke auf Bestellungen wartet, vielleicht nebenbei Nachtwächter oder Spritzenmann ist, während die Frau unter ihrem Häuflein Kinder von früh Morgens bei der »Waschbalje« steht, oder einen kleinen Laden und Schnapsschenke hat, oder auch obberührtes Sperrmaass zur Ausstellung ihrer Fruchtkörbe und Heeringstönnehen benutzt. Ist kein Wohnkeller unter dem Hause, so hat es doch eine Kellerküche, deren Fenster nach der Strasse gehen; oder im Erdgeschosse ist ein kleiner Laden, dessen ausgebauchtes sogenanntes Ausbauer wiederum über dem Sperrmaasse schwebt. Damit nun Niemand in die Keller- oder Hausfenster falle, hat der Eigenthümer sein Sperrmaass sorglich eingefriedigt mit Abweisern oder Ecksteinen. Zuweilen kann man hinter diesen eine augenblickliche Zuflucht finden, um Wagen u. s. w. auszuweichen, zuweilen aber sind sie obendrein mit eisernen Ketten oder Stangen gesperrt und wenn das nicht der Fall, ist der Raum doch vor dem Hause gewöhnlich besetzt.

Dass es bei dieser Bauart wenig Trottoirs giebt, ist leicht begreiflich. Nur in einigen Gassen giebt es dergleichen und mitunter wirklich nur scheinbare, die ungetrennt von dem Fahrwege in gleicher Höhe oder gar niedriger liegen als dieser, so dass, wie z. B. auf dem Neuenwalle, in unmittelbarer Nähe des Polizeiamtes, Fuhrwerke aller Art darüber hinwegrollen und den Fussgänger so gut verjagen, wie die Karrenschieber, Lastträger und die Schlachter mit ihren eckigen, messingbeschlagenen Mulden, welche Alle, unbekümmert um die oft wiederholten Polizeimandate und öffentliche Rügen, die Trottoirs für ihr Privilegium halten, so dass neulich Jemand vorschlug, ihnen zu verbieten, auf der Fahrstrasse zu gehen, dann würden sie wol aus Widerspruchsgeist das Trottoir verlassen. Gerade in den am meisten befahrenen Gassen aber fehlen gewöhnlich die Trottoirs ganz und da mag Jeder »sehen, wo er bleibe und wer steht, dass er nicht falle.« Fahren dann in den engen Strassen zwei Wagen an einander, so ist die Gasse vollends gesperrt; die Fuhrleute beweisen sich gegenseitig mit Kernaussdrücken oder mit der Peitsche ihr Recht, bis sie und ihre Fuhrwerke von den wartenden Collegen ausein-

ander gebracht werden. So lange aber mögen die Fussgänger in der Regel nicht warten und beginnen, gleich Wandermäusen, einen komischen Kletterzug über Haustreppen, Beischläge, Ecksteine, Kellerlöcher und Wagenräder.

Vermehrt wird die Enge des Raumes noch durch einen Gewerbsbetrieb auf offener Gasse, dass man sich zuweilen nach Neapel versetzt glaubt. Christen und Juden bieten auf grossen Karren mit unendlichen Körben allerlei Waaren feil mit betäubendem Geschrei und besetzen auf der Strasse oder dem Fusswege die ihnen eingeräumten oder nicht eingeräumten Plätze, was, glaube ich, unter einer Art von polizeilicher Controlle steht, denn neulich sah ich, dass in der Nähe der Börse ein alter Mann fortgewiesen wurde, der mit einem kleinen Kramkasten bescheiden zwischen den Ecksteinen und Niemand im Wege stand. Das Brennholz wird klafterweise mitten auf der Strasse aufgeschichtet und von Arbeitsleuten gesägt, gespalten und aufgewunden; von grossen Blockwagen wird Torf aufgewunden und der geleerte Wagen bleibt daneben stehen. Böttcher, Stellmacher, Hufschmiede treiben ihr Gewerbe auf offener Strasse und mit Grausen habe ich es angesehen, wie so ein Hufschmidt Pferde beschlägt, dicht umgeben von den Körben der Fruchtverkäuferinnen, bei welchen Frauen mit Kindern auf den Armen oder an der Hand feilschend oder plaudernd stehen, während der Schmiedebursche mit glühendem Eisen sich den Weg bahnt. Der Fussgänger mag sehen, wie er sich durchwindet, denn die Fahrstrasse ist mit ineinander gefahrenen Wagen besetzt und »es führt kein andrer Weg nach Küssnacht hin.« Solche Gruppen kann man täglich sehen auf dem Pferdemarkte, dem Gänsemarkte, der Steinstrasse und gewiss noch an vielen Orten. — Ich will sehr gerne glauben, dass die Bauart der Häuser, dass vor Allem die Begünstigung der Gewerbefreiheit dergleichen Dinge herbeiführt, die in dem kleinsten Landstädtchen nicht geduldet würden, allein ich habe selbst Hamburger gehört, welche meinten, so trefflich die Sicherheitspolizei sey, so unvollkommen sey in mancher Hinsicht die Ordnungspolizei, namentlich kommt hier noch ein Anhäng-Capitel ad vocem: rein. Darin haben die Hamburger seltsame, ich will nicht sagen Begriffe, aber Einrichtun-

gen. Jeden Morgen um 11 Uhr ist bei der Wasserkunst, am Ausgange des Jungfernstieges, mitten zwischen den elegantesten und reichsten Laden, mitten zwischen den angesehensten Gasthäusern des stolzen Hamburgs, welche die crème aller Europa-Touristen beherbergen, mitten zwischen dem Gedränge der gewerbfleißigen Bürger, der zierlichsten Frauen, der reinlichsten Schlachtergesellen und niedlichsten Vierländerinnen ein — unnennbarer Wagen zu sehen, der — ja nun, der eben das aufladet und wegfährt, was den Acker fruchtbar macht und dieser Wagen, um 11 Uhr Morgens, kommt vom Neuenwalle, wo das Polizeiamt ist, während die übrigen Wagen ihre Districte durchfahren und gleich diesem Alles in Staub und Asche hüllen, der Einwirkung auf den untergeordnetsten, aber nicht eben unempfindlichsten der Sinne nicht zu gedenken. „Der Uebernehmer hat seinen Contract so“ — Gehorsamer Diener, allen Respect vor Contracten, aber ein Fremder, der vielleicht nach einigen Jahren Hamburg einmal wieder besucht, möchte sich vielleicht die Frage erlauben, ob noch bei seinen Leb- und Reisezeiten dieser Contract ablaufen und geändert werden wird? Eine andere, fast noch wunderlichere Einrichtung ist die, dass hin und wieder auf den Strassen der Schlamm zusammengefeigt wird. Das scheint freilich sehr zweckmässig, aber Alles hat seine Zeit, sagt der weise Salomo, und diese Zeit ist in Hamburg die Dämmerung, wo dann natürlich der unaufhörliche Wagenverkehr die Schlamminseln recht breit wieder auseinander fährt, insofern nicht kurzsichtige Fussgänger dazu mithelfen, die bei der nicht immer hellen Beleuchtung in dieses schwarze Meer gerathen. Beleuchtung, das ist das dritte Capitel und auch hier kann ich nicht unbedingt loben. Hamburg hat freilich nahe an 3000 Lanternen, die mit lobenswerther Liberalität während der ganzen Nacht brennen, der Kalender mag Neumond oder Vollmond anzeigen; aber das gute Beste zur Beleuchtung thun neben manchen Privatleuchten die vielen, hell erleuchteten Laden. Wo diese fehlen ist das Lanternenlicht trübe und reicht nur kümmerlich hin, sich durchzufinden. Nun, hoffentlich wird Hamburg ja nicht lange mehr das Gaslicht entbehren! Uebrigens brennen die jetzigen Lanternen, grösstentheils in geräumigen Glaslocken, doch viel

besser, als sie früher in der Stadt gebrannt haben sollen, wo man vor den breiten Blechrändern kein Licht sehen konnte und als sie jetzt noch in den Vorstädten brennen, wo wirklich die Beleuchtung schlecht genannt werden muss.

Du zürnst, lieb Mütterchen, und wirfst schmollend die Oberlippe auf. Einen herzlichen Kuss darauf, Du beste aller Mütter, aber ich kann's nicht helfen, dem Vater muss ich doch die Wahrheit schreiben und grossartig ist Dein Hamburg, lieb und herzig und wacker sind seine Bewohner, soweit ich sie kenne, aber schön ist Dein Hamburg nicht, wird's auch nimmer werden, die Hamburger mögten denn das Haus zum Fenster, die Strassen zur Stadt hinaus werfen und sich ein neues Hamburg bauen; dass sie's gerne thäten, sieht man schon an den neuangelegten Strassen, an den neuen Gebäuden, an den Abrundungen mancher Ecken, an so manchen Verbesserungen, aber Hamburg steht einmal fest und wird sich immer nur im Einzelnen verschönern, nicht im Ganzen umändern lassen.

Ich habe bisher nur von den Strassen geredet und darunter giebt es allerdings einige, die hübsch und breit sind; das sind die neueren, oder solche, wo nicht der Hauptverkehr Menschen und Häuser zusammendrängt. Aber was soll ich von den 26 Twieten in der Altstadt, von den 18 Gängen in der Neustadt sagen, was endlich von der grossen Zahl Höfe? Böhmische Dörfer für Dich, lieber Vater, die ich Dir aber sogleich übersetzen will.

Twieten — mit der gelehrten, wie es mir scheint, sehr weit hergesuchten Etymologie von tuitio will ich Dich verschonen — sind enge Verbindungs-Gässchen, so eng, wie nach der Beschreibung die Gassen in den morgenländischen Städten; dort können, wie in den meisten Gassen von Kahira, Algier u. s. w. nicht zwei beladene Kameele neben einander vorbeikommen, in Hamburg gewöhnlich nicht zwei Wagen. Die Fuhlentwiete in der Neustadt heisst nur uneigentlich so, es ist eine krumme, aber breite und im oberen Theile sogar schöne Strasse. Wenn also Twieten enge Gassen sind, so sind Gänge enge Twieten, nun mach' Dir einen ungefähren Begriff. Twieten und Gänge haben indess Ausgänge an beiden Seiten, Höfe aber haben nur einen

Eingang, wiederum mit einigen Ausnahmen. Onkel Franz hat mich in einige solcher Höfe geführt und ich bin mit einem gemischten Gefühle von Verwunderung und Wehmuth wieder heraus gekrochen. Gekrochen, das ist der eigentliche Ausdruck. In die stattlichsten dieser Höfe geht man ein durch einen Durchgang unter einem an der Strasse gelegenen Hause. Es giebt aber auch Höfe, wo man eine Kellertreppe hinunter gehen, dann einen weiten, dunkeln Gang unter dem Hause gebückt fort kriechen muss, bis man wieder grade stehen kann und nun in dem fünf bis sechs Fuss breiten oder noch schmäleren Hofe einen schmalen Streifen blauen Himmels erblickt. Rechts und links stehen Wohnsäle, das sind aber keine Salons, keine Ball- oder Cursäle, sondern hamburger Wohnsäle, oft 4 oder 5 Stockwerk hoch, zu denen man auf steilen und engen Treppen hinaufklettert. Jeder Wohnsaal, aus zwei, selten aus drei oder mehr, Gemächern und einer Kochstelle bestehend, ist für sich abgeschlossen, zuweilen liegen deren mehrere in einem Stockwerke. Diese Saalbewohner haben oft noch Einlogirer bei sich, sogenannte Schläfer. Manche dieser Säle sind recht wohnlich, hell und haben freundliche Aussicht, wenn man nur erst die fatale Kletterpartie überwunden hat, zu welcher nicht immer ein an der Wand schaukelnder Strick hilft. Jedenfalls wohnen die meisten Saalbewohner viel besser und gesunder, als die Leute in den Kellern, bei denen Tag und Nacht keinen andern Unterschied macht, als dass sie entweder nur ein Dämmerlicht oder gar nichts sehen können. Wie man in einem solchen Keller, obendrein wenn er mit Kartoffeln, gelben Wurzeln u. dergl. Erdfrüchten zum Verkauf vollgestopft ist, leben, wie man auch nur Athem darin holen kann, das gestehe ich nicht zu begreifen, vollends wenn man bedenkt, dass in einem grossen Theile der Altstadt die armen Leute gezwungen sind, bei jeder, im Herbst und Winter nicht selten eintretenden hohen Fluth mit Sack und Pack zu flüchten, weil diese Keller überschwemmt werden. Und dennoch wohnen in eben diesen Kellern die kräftigsten und gesundesten Arbeitsleute und manche sehr verständige und sehr humane Hamburger behaupten, eine solche Ausspülung sey recht zuträglich; der Hamburger habe überhaupt eine Froschnatur, die am Besten im Schlackerwetter

gedeihe. Das mag gerne richtig seyn, allein ich will doch den Tag segnen, wo der seit langen Jahren vorbereitete, bald sehr ernstlich besprochene, bald sehr lässig betriebene Plan zu Stande kommt, Hamburg gegen die Sturmfluthen einzudeichen. Das wird viel Geld kosten, allein der Gewinn schon allein an gesicherten Waaren wird das Geld bald wieder einbringen und nach Jahrzehenden werden die Hamburger nicht begreifen können, wie sie und ihre Vorfahren sich ein Jahrtausend lang haben eine immer wiederkehrende Plage gefallen lassen können, der selbst in viel kleineren Küsten- und Uferstädten längst und gründlich abgeholfen ist.

Werfen wir einen schnellen Blick auf die, meist in den Höfen stehenden Buden, einstöckige Schachteln mit einer Art von Bodenraum, zu dem eine Hühnersteige führt, worin gewöhnlich alte Mütterchen, oft umsonst hausen, wenn diese Buden sogenannte Gotteswohnungen oder Freiwohnungen sind, deren es von Christen und Juden gestiftete viele in Hamburg giebt; betrachten wir mit gebührender Achtung die grossen massiven Speicher, gewöhnlich an den Fleetseiten, die, wie von Hess sagt, oft mehr zu erbauen gekostet haben, als manches ansehnliche Rittergut werth ist und in denen Waaren für Hunderttausende von Thalern lagern — und treten wir aus dem Gewirre von Gängen und Höfen, aus den unterirdischen Gemächern der modernen Troglo- dyten an Gottes freie Luft, so hätten wir noch die Häuser zu besehen. Hamburg hat sich sehr, sehr wenig alterthümliche Gebäude bewahrt, die noch aus den Zeiten des Mittelalters und seiner ehrfurchtgebietenden Hansa herstammten, welche unter ihren Bürgermeistern Heere und Flotten ausschickte und über Königskronen entschied. Lübeck, selbst Bremen, der südlicheren Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg, Augsburg u. s. w. nicht zu gedenken, haben viel mehr aus jenen Zeiten aufzuweisen, als Hamburg und selbst seitdem Du, beste Mutter, Hamburg verlassen hast, ist vieles dieser Art verschwunden, Manches mag mit den alten Domcurien zu Grunde gegangen seyn, an deren Stelle jetzt die schöne, aber krumme Paulstrasse, die prächtige Bergstrasse stehen. Ein paar alte Häuser habe ich gesehen, die zur Zeit der Religionskriege gebaut seyn mögen, oder, wie es die jetzigen Bau- meister nennen würden, verbaut sind, denn eine vollständigere Rück-

sichtslosigkeit auf Bequemlichkeit und Wöhnlichkeit, verbunden aber mit Dauerhaftigkeit und einziger Berücksichtigung des Handels, lässt sich nicht denken. Die colossale und schwere Hausthür auf der Schwelle der Haustreppe wird von den Beischlägen und Säulen eingefasst, von denen sich weder Griechen noch Römer hätten träumen lassen; verhältnisslosen, unförmlichen, oft gewundenen Holzmassen, an denen plumpe Fruchtguirlanden, schreckliche Fratzensgesichter und ungeheuerliche Thiergestalten uns entgegenstarren. Die grossmächtige Diele, mit weiss und schwarzen Fliesen belegt, hat an der Thürecke ein sogenanntes Nähcomptoir — man sieht, selbst die Nätherei trägt einen kaufmännischen Titel — eine Art Kasten mit weissverhängten Fenstern, in welchem eine alte Jungfer die Thürhüterin spielt und, um die Zeit nicht zu vergeuden, näht und stopft, was der Hausstand gebietet. Gegenüber gelangt man, vielleicht einige Stufen hinab oder hinauf steigend, in ein langes, schmales Entreezimmer, in dessen Hintergrund niemals ein Sonnenblick gedrungen ist. Einige Rococostühle mit geschweiften Beinen und dicken, breiten Polstern, ein grosser Spiegel mit braungewordener Vergoldung der Thür gegenüber, machen das ganze Ameublement dieses Zimmers, vor dessen einzigem Fensterfache mit sehr breiter, durch Kissen gepolsterten Fensterbank zwei Stühle auf einer Estrade stehen. Hinter diesem Zimmer führt die unsichtbare Treppe hinauf, unsichtbar, weil sie im dunkeln Raume zwischen dem Zimmer und der hinten liegenden Küche angebracht ist, die ebenfalls so dunkel, dass die Köchin fortwährend Licht brennen muss. Hinter der Küche kommt man entweder auf die Laube, d. h. in Hamburg nichts weiter als ein hölzerner Balcon über dem Fleete, oder man gelangt auch, unmittelbar oder vielleicht über einen geflasterten Hofplatz in den Speicher. Die mit Waarenballen, Fässern u. s. w. beladene Diele geht durch zwei Stockwerke, denn über jenem Entreezimmer und der Küche hängt ein Corridor an einer oder an zwei Seiten und bringt in niedrige Zimmer des Entresols, den gewöhnlichen Aufenthalt der Familie und des Comptoirs. Auf die Diele herab hängt gleich einer Schaukel ein mächtig dickes Tau, das oben in Luken verschwindet und mit dem man Waaren bis auf den höchsten Bo-

den winden kann. Erst zwei Treppen hoch sind die Staatszimmer, die bei Schmäusen, Festlichkeiten u. s. w. geöffnet werden und dann vom schönsten Glanze der Kronleuchter und allem modernen Luxus der reichen Handelsstadt strahlen. Wer da sitzt, der sitzt gut, sonst aber heisst es in so alterthümlichen Häusern demüthig auf die Füsse sehen, denn oft muss man, um von einem Zimmer in das andere zu gelangen, Trepp auf, Trepp ab steigen und auf den Corridors kostet es Mühe und Uebung, mit einer Dame am Arme um die vielen vorspringenden Winkel der massiven Treppengeländer u. s. w. geschickt zu laviren. Platz vergeben ist in solchen alten Häusern mitunter sehr viel, aber mir gefallen diese breiten geräumigen Vorplätze doch unendlich viel besser, als die unglückliche neue Bauart, wo man sich auf Dielen und Vorplätzen kaum umdrehen kann, wo eine rechtschaffene hamburger Hausfrau von altem Schlage gar nicht ausdauern könnte, indem sie keinen Platz hat, ihre Leinenschränke zu stellen und auf dem Tritte davor sich das Vergnügen zu machen, ihr Leinenzeug selbst wegzupacken und die reiche, von Mutter und Grossmutter ererbte Aussteuer zu mustern. Ein höflicher Fremder ist wahrhaftig immer in Gefahr, mit einem Kratzfusse in der Zimmerthür sofort die nur einen Schritt hinter ihm befindliche Treppe hinabzustürzen und mit der grössten, innigsten Herzensangst habe ich neulich eine Dame gebeten zurückzugehen, als sie im dritten Stockwerke mit einem Kinde auf dem Arme an das Geländer der Treppe lehnte, die vom einfallenden Lichte erhellt wird und nun schneckenförmig sich durch das ganze Haus windet. Solche Treppen sind hell und bequem, aber in vollem Ernste polizeiwidrig gefährlich. Mir wird schwindlich, wenn ich an die fürchterliche Gefahr für Kinder denke und auch wirklich für Erwachsene, wenn solch ein zierliches, zerbrechliches Geländer nachgiebt. — Erst seit einiger Zeit ist es Mode geworden, Häuser zu erbauen, wie z. B. auf der Esplanade und in dortiger Gegend, die aus einzelnen abgeschlossenen Etagen bestehen, welche zum Theil bedeutenden Miethzins geben. Muster von eleganter und dabei sehr bequemer Bauart sind die Häuser im neuen Jungfernstieg und einzelne neuere, in der Stadt zerstreute, obgleich auch in den meisten älteren Häusern der

Wohlstand des Mannes und der Zierlichkeitssinn der Hausfrau sehr bald die Mängel der Bauart vergessen lässt, von denen man in den sauberen, geschmückten und geschmackvoll decorirten Zimmern nichts merkt.

Die öffentlichen Gebäude Hamburgs haben fast alle denselben Fehler: man kann sie nicht sehen; entweder stehen sie in engen Gassen, dass man den Kopf in den Nacken legen muss, um das Dach zu erblicken und das ist eine höchst unbequeme Stellung, um ein Gebäude aufzufassen, oder sie sind mit so vielen Anhängseln und Flickwerken belastet, dass man vor lauter Lappen den Rock nicht sieht. Die Hamburger haben ein bezeichnendes Wort dafür, das sogar juristisch officiell im Stadtgesetzbuche steht; sie nennen solche Appendices: Klevelappen, angeklebte Lappen. Nur die während des siebenjährigen Krieges gebaute St. Michaelis Kirche steht frei, die übrigen sind alle mit wohl oder übel sortirten Lappen beklebt, St. Catharinen sogar in der neuesten Zeit mit einer Schule an der Südseite. St. Nicolai ist vollständig zugebauet, dass man nirgends eine Kirche gewahren kann. St. Jacobi hat ausser diesen Flickwerken noch einen eigenen Uebelstand, indem sie von der Steinstrasse, von wo aus man sie allenfalls sehen könnte, durch eine Reihe von acht Buden getrennt wird, den sogenannten lübschen Buden, in welchen Pfeifenköpfe, Kleiderbürsten, Waschkannen und dergleichen Zeugs feilgeboten wird. Diese Buden sollten schon 1807 weggenommen werden und der Kirchenschule den Platz räumen, die gleich einem Schwalbenneste an der Kirche hängt; sie stehen aber noch und verkaufen ihren Feuerzunder und Plunder. Die neue Börse wird sich vom Adolfsplatze aus ganz gut ausnehmen, nur Schade, dass ganz dicht daneben Häuser erbaut werden, welche die Börse überragen werden; das ist republicanische Freiheit. Hoffentlich werden mit dem ganzen Quartiere manche und erspriesliche Aenderungen vorgenommen und die Zugänge werden verbessert werden. Vor dem Rathhause ist ein, in Hamburg ziemlich breit zu nennender Raum, der aber doch nicht hinreicht, das aus verschiedenartigen, nach und nach erbaueten Theilen bestehende erste Staatsgebäude zu übersehen. Das zu vielen Administrationen dienende Eimbeckische Haus in

der grossen Johannisstrasse und die zwischen andere Häuser eingeklemmte Börsenhalle in der Bohnenstrasse kann man nirgends übersehen, sondern Viele gehen gewiss vorüber, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass das erstere ein Staatsgebäude, das zweite der weltberühmte Versammlungsort der hamburger Kaufleute ist. Das neue Schulgebäude auf dem Domsplatze ist dicht mit nicht gar breiten Strassen umgeben und überdies gewährt die ganze Anlage des Gebäudes keine Total-Uebersicht, weshalb die in Berlin darauf geschlagene Medaille auch eine verunglückte Vogel-Perspective darstellt. Das neue Schauspielhaus, rechts und links und hinten von Strassen umgeben, hat sich seine Façade selbst verdorben durch einen geschmacklosen Schirm, der von Pfeilern getragen wird. Fast alle andere öffentliche oder dahin zu zählende Gebäude stehen schmucklos mitten in Häuserreihen, so das Stadthaus, das Gasthaus, der Lombard, das Zuchthaus, das Spinnhaus, die Hospitäler St. Hiob und zum heil. Geist, das Schiffer-Armenhaus, das Haus der patriotischen Gesellschaft, die Harmonie, die Freimaurer-Krankenhäuser, der Convent (eine Art Jungfernkloster), der Winserbaum (das Bürgergefängniss), die Cancelllei des Bürgermilitairs. Nur das Waisenhaus in der Admiralitätstrasse würde einen gefälligen Eindruck machen, wenn es nicht auf beiden Seiten von Planken flankirt wäre. Von der Freimaurerloge auf der Drehbahn sieht man nur das Portal, die Loge auf den hohen Bleichen steckt in einem Hintergebäude, wie die deutsch-reformirte Kirche; von der französisch-reformirten Kirche in einem Privathause, so wie von den jüdischen Tempeln und Synagogen und dem zweiten Schauspielhause ist nichts zu sehen; frei liegen aber die katholische, ehemals kleine St. Michaelis-Kirche, die englisch-reformirte auf Johannisbollwerk und die englisch-bischöfliche, die auf dem Zeughausmarkte eine vortreffliche Lage hat. Die Casernen der Cavallerie und Artillerie haben sich in einem gemietheten Hofe auf dem Valentinskamp verkrochen; die Infanterie-Caserne im Wandrahm, das ehemalige Kornhaus, kann man für allerlei halten, nur nicht für eine Caserne, worin tausend Militairpflichtige des Contingentes der freien und Hansestadt Hamburg wohnen. Anmuthig liegt die Sternwarte auf dem Walle unweit des Millernthors und seit neuerer

Zeit die Klöster St. Johannis und St. Marien-Magdalenen auf dem Walle bei dem Steinthore.

Hamburgs öffentliche Gebäude, namentlich die älteren, haben also kein gefälliges, oder sie auch nur auszeichnendes Aeusseres, ja man könnte zuweilen versucht seyn, ihnen eine ganz andere Bestimmung zuzumuthen, z. B. das Archiv für ein Kloster von Büssenden, das Hospital St. Hiob für einen alten verfallenen Speicher, die Caserne für ein Gefängniss zu halten. Die französische Weise, den öffentlichen Gebäuden ein Titelblatt aufzuheften, hat mit Recht keinen Anklang in Hamburg gefunden und wenn der hamburger Grossbürger glaubt, er hätte seine Bank gefunden, auch ohne die Buchstaben BANK über dem neuen Gebäude, das mit dem Rathhause einen Winkel im Ness bildet, so musste denn doch die Inschrift: Detentions-Gefängniss wegen ihrer argen Tautologie nach wenigen Wochen wieder weggenommen werden. Eben dieses Unscheinbare, dieses Zwischenliegen zwischen Wohnhäusern, gleich der Wohnung des Königs der Niederlande im Haag, hat aber für mich etwas sehr Gemüthliches, etwas Deutschfreistädtisches, was verschieden ist von dem Republicanischen der alten Griechen, wo der einzelne Bürger im Staate aufging und sich verlor, während die Deutschen meinen, und wol nicht mit Unrecht, der Staat bestehe eben aus allen einzelnen Bürgern. An den alten Rathshallen hatte jeder Bürger seinen Antheil, sie bildeten nicht den Palast eines Einzelnen oder einer schroffen Aristokratie, sondern den Versammlungsort der ganzen Bürgergemeinde und jeder Bürger hatte seine eigenen vier Pfähle für sich und die Seinen, so gut wie er das Rathhaus mit allen Mitbürgern theilte. Wenn fromme Milde für Arme und Kranke und selbst für fehlende Brüder, für Gefangene, sorgte, wenn zu den Staatsgeschäften Häuser gebauet oder eingerichtet werden mussten, so waren das auch die Häuser der Bürger, zu deren Verwaltung Alle, der Reihe nach befähigt waren und durch das Vertrauen ihrer Mitbürger berufen wurden. Es mag ja seyn, dass ich mich irre, aber ich glaube wirklich, das Einfache der öffentlichen Gebäude, das jetzt, zwischen den neueren Häusern, als Vernachlässigung aussieht, namentlich die Nichtisolirung, liegt eben so sehr im Geiste der alten Hamburger, als der beschränkte Raum zwischen Wall und Fluss es gebot.



Vierter Brief.

Der hanseatische Verein. — Die patriotische Gesellschaft — Der Verein für hamburgische Geschichte. — Garten- und Blumenbau-Verein. — Naturwissenschaftlicher Verein.

Hamburg, Juni 1841.

Onkel Gottlieb ist in Mölln gewesen, bei einem Feste alter Kriegskameraden. War er einige Tage vor seiner Reise und nach seiner nur dritthalbtägigen Abwesenheit sehr geschäftig, um seine öffentlichen und Privatarbeiten nicht ins Stocken kommen zu lassen, so ging ihm auch Alles rasch und lebendig von Statten und man sah es dem sonst ernstesten Manne an, dass etwas recht Frohes und Heiteres seine Seele bewegte. Bruchstücke aus alten Soldatenliedern summend, strich er lächelnd an uns vorüber, gleichsam sein Bedauern ausdrückend, dass wir an all der Herrlichkeit nicht Theil nehmen könnten, die vor seiner Phantasie auftauchte. Der Herr Oheim beliebten sogar auf Augenblicke recht ausgelassen zu seyn; in ernsteren Momenten aber entrollte er mir das Gemälde seiner Kriegerzeit und ein Genrebild seines lieben hanseatischen Vereins. Einige Umrisse aus dieser Bildergalerie mögen folgen.

Die ersten Tage nach Errichtung der hanseatischen Legion wiederhole ich nicht aus Onkel Gottliebs Beschreibung, die er mit den Worten unterbrach: der Jubel des 18. März, die Begeisterung der Hamburger ist nicht zu beschreiben, duldet keine Beschreibung! Tettenborn hatte schon am 19. März den Hamburgern die ernste Weissagung zugerufen: Zu den Waffen, denn noch ist das Werk der Rettung nicht vollbracht! — Ach, gerade das heldenmüthige Hamburg sollte am schwersten gepeinigt wer-

den, sollte am längsten nach Rettung jammern. Du, beste Mutter, waffnetest den geliebten Bruder, den Du von da an nur auf flüchtige Augenblicke sahest und erst nach mondenlanger Ungewissheit und Angst erfuhr er Deinen Zufluchtsort; nachdem die Franzosen wieder eingezogen waren in die unglückliche Stadt, erhieltst Du sichere Kunde, Dein Bruder lebe noch, wo die Fahnen der Legion flatterten. Nicht glänzend war das Loos den Hanseaten gefallen und der Bürgergarde, die sich unter Mettlerkamp im Felde zusammenfand. Kämpfen wollten die, des Soldatenhandwerks unkundigen, jugendlichen Krieger; im heissen Ringen gegen die gehassten Feinde die ungeübten Kräfte stählen. Aber dazu kam es nur selten; Waffenstillstand und dem deutschen Volkskriege fremde Zwecke, Cabinetsrücksichten und dergleichen traten dazwischen und in harten Strapazen, in ungewohnten Entbehrungen sollten Hamburgs Jünglinge Ersatz finden dafür, dass sie der Vaterstadt nicht helfen konnten. In mehr als einer Beziehung war die Legion förmlich verwaiset und eine mit Sachkunde und Freimuth geschriebene Geschichte des Hanseatenhäufleins würde, wie Onkel Gottlieb versichert, ein seltsames, aber interessantes Bild der Wechselfälle enthüllen, welche die Legion erlitt vom 19. März 1813, bis es ihr gestattet wurde, nachdem am 31. Mai 1814 Benningsen in Hamburg eingezogen war, am 30. Juni die Vaterstadt wieder zu betreten. Die meisten Legionairs traten zurück in den Friedensstand und baueten emsig an der Wiedererrichtung des zerstörten heimathlichen Heerdes. Da erscholl nach neun Monden abermals die Kriegstrommel und Hamburg stellte neben seinem sehr verstärkten Contingente, in zwei Compagnien noch 314 freiwillige Jäger, so dass nahe an 1800 hamburger Krieger in Frankreich einrückten, mit den etwa 1300 Lübeckern und Bremern. Dieser zweite Feldzug, den viele Krieger des ersten wieder mitmachten, wurde, so ernst und muthig er auch von Allen gemeint war, durch die Umstände zu einem militairischen Spaziergange, auf dem es freilich an mancherlei Entbehrungen, Beschwerden und namentlich Neckereien und Kränkungen nicht fehlte, denn dafür sorgte der Brigadier Sir Neil Campbell, der zu seiner Berühmtheit, Napoleons sorgloser Hüter auf Elba gewesen zu seyn, noch die Glorie hinzufügen wollte,

den Hanseaten sämmtlichen Muthwillen mit Stumpf und Stiel auszutreiben.

Die im Felde zusammengetroffenen Kameraden hielten auch im Frieden zusammen in anfangs regellosen Zusammenkünften, zu denen Jeder Zutritt hatte, der „Hanseat“ gewesen war. Bald aber fühlte man die Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Ordnung; die gleich Gesinnten und auf gleicher Stufe der Bildung Stehenden traten zusammen, entwarfen Statuten und ballottirten über die Aufnahme, deren unerlässliche Bedingung war, in einem der verbündeten Heere die Feldzüge gegen die Franzosen, oder einen derselben, mitgemacht zu haben. So entstand der hanseatische Verein, dessen erster Kern wirkliche Hanseaten waren, grösstentheils alte Schulkameraden aus dem Johanneum, denen sich später aber auch Preussen, Hannoveraner und Andere anschlossen, die unter deutschen Fahnen gedient und sich dann in Hamburg niedergelassen hatten. Sie haben sich hier trefflich eingebürgert; sind sie doch auch in Hamburg gute Deutsche geblieben, haben deutsche Mitbürger gefunden und im hanseatischen Verein traute Waffenbrüder, mochten ihre Fahnen auch andere Bänder tragen und mochten sie geblutet haben an der Stecknitz oder an der Pleisse, am Schallsee oder auf dem Montmartre. Gegenwärtig mag der Verein etwa hundert Mitglieder zählen.

Was wollen nun diese Leute? Was treiben sie? Sie wollen die alte, zum Theil schon in den Kinderjahren geschlossene Freundschaft festhalten, die sich durch gemeinschaftliche Begeisterung, durch Noth und Leiden, durch gegenseitige Hülfe und Aufopferung stärkte, oft durch Blut besiegelte; sie wollen sich der ernsten und frohen Vergangenheit erinnern, sich in der Gegenwart mitbürgerlich beistehen; sie wollen das Gefühl der auch durch sie errungenen Freiheit des Vaterlandes in sich wach erhalten und rege und thatkräftig; sie wollen froh seyn mit den Frohen an den Jubelfesten des 18. März und des 18. Octobers und wo sonst alte Waffenbrüder zusammentreffen; sie wollen Lieder singen auf die alte herrliche Zeit — und sie dichten und singen oft recht schöne Lieder — aber sie wollen auch ernst seyn und den Leidenden helfen: sie lindern den Schmerz der siech und arm gewordenen Waffenbrüder, sie unterstützen deren

Wittwen, sie helfen den Waisen zum Eintritt in einen nützlichen Wirkungskreis. Von 1818 bis Ende August 1840 hat der hanseatische Verein an baarem Gelde und sonstigen Unterstützungen mehr als 40,000 fl Courant vertheilt, grösstentheils aus den Beiträgen der Mitglieder und sonst geholfen durch den milden Sinn der Hamburger.

Gewissermaassen in öffentliche Wirksamkeit trat der Verein im Jahre 1838, als er sich vornahm, das Fest des vor 25 Jahren erlebten 18. März besonders feierlich zu begehen und dazu auch Kameraden ausserhalb Hamburg einzuladen. Der Erfolg war ein nie geahnter, denn nicht nur aus vielen Gegenden Deutschlands kamen Gäste, sondern in Hamburg selbst entstand bei den Behörden und bei allen, allen Classen der Bevölkerung ein wahrhaft überraschender Wetteifer, das Fest des Vereines zu einem grossartigen Volksfeste zu machen. Und es wurde ein Volksfest, ganz Hamburg schmückte sich mit dem festlichsten Glanze, und wahrlich nicht nur Onkel Gottlieb, der alte Hanseat, sondern Alle, die ich frage, sind noch begeistert von dem herrlichen Eindrucke, den das Fest auf alle Herzen in dem glänzend erleuchteten Hamburg machte. Onkel Gottlieb hat ein dickes Packet von Festschriften des Jahres 1838; „aber schöner ist es doch nirgends gefeiert, als in Hamburg!“ Ich schicke Dir, bester Vater, das Gedenkbuch des hamburger Jubelfestes.

Dies Fest hatte die freudige Folge, dass auch in Lübeck und Bremen hanseatische Vereine aus alten Kameraden zusammentraten und sich innig mit dem hamburger Vereine verbündeten. Auch in Lübeck im April und in Bremen im October wurde das Jubeljahr von den Städten auf die herrlichste, erhebendste Weise gefeiert. Die Vereine beschlossen anfangs eine alljährliche, später eine alle zwei Jahre wiederkehrende Zusammenkunft; 1839 lud Hamburg nach Ritzebüttel ein, wo sie den Vortheil hatten, dass der Amtmann, ein hamburgischer Senator, 1815 Officier der freiwilligen Jäger war und das Fest mit lebenswürdiger Gastfreiheit, mit kameradschaftlicher Traulichkeit leiten konnte. In diesem Jahre nun hatten die Lübecker nach Mölln geladen und ein halb hundert alter Krieger aus beiden Schwesterstädten hat dort ein frohes Fest gefeiert. Die Herren scheinen ziemlich Lust gehabt

zu haben, für die paar heiteren Stunden einstweilen die letzten 28 Jährchen an Eulenspiegels Grabe zu deponiren und sich ganz in die alte Jugendzeit zurückzusetzen. Ein seltsames Erstaunen mag die Möllner ergriffen haben, als am Sonntag Abend die fremden Gäste, mit den weiss und rothen Bändern geschmückt, vom Schützenhofe zurückkehrend, paarweise hineinmarschirten, den lustigen Tönen der lübecker Hornisten folgend, die den alten Hanseatenmarsch von Süßmilch bliesen. Mutter, den musst Du noch kennen; als Onkel Gottlieb ihn mir zu besserer Verständigung vorbrummen wollte, sprang Emma an den Flügel und — Onkels Gesicht verklärte sich. Recht ernst aber ergriff es mich, als er erzählte, wie am Sonntag Morgen sie hinausgestreift waren in die schöne Umgegend Möllns und die Stätten aufgesucht hatten, wo am 14. November 1813 die kecken Hanseaten auf eigene Hand versuchten, die Franzosen aus Mölln zu jagen. „Wir wanderten wieder die Pfade durch das Holz bis gegen Schmielau, von wo wir hervorgebrochen waren und bald die Franzosen aus dem Dickicht vertrieben hatten, denn unsere Grünen zielten gut und die Jäger der Bürgergarde wetteiferten mit den Lübeckern, dass es eine Lust war, aber da kamen wir an die Schanzen und nun wurde es Ernst. Wohl ein Hundert unserer Leute fiel und ein halb Dutzend Officiere fand den Tod oder tödtliche Wunden. Der entschlossene Führer des lübecker Vortrabs, damals ein zierliches, gedrungenes Bürschchen, jetzt ein ehrbarer Major in Lübeck und Gast in Mölln, holte sich einen steif geschossenen Arm. Wohl ging Mancher am 6. Juni 1841 sinnend und suchend umher, bis er plötzlich stillstand am Abhange eines Waldhügels und ausrief: hier war es, wo wir herumkamen, und dort unten standen die Franzosen. Wohl machte Mancher Halt und hielt den Kameraden am Arm: weisst Du, hier auf dieser Stelle fiel Lieutenant Menze, dort Lieutenant Schickedanz. Dann erkletterten wir den jetzt kahlen Berg, der ganz Mölln beherrscht und den die Franzosen gut verschanzt hatten; wir konnten sie nicht gewinnen die verdammte Schanze, und was hätt's auch geholfen? Mölln war noch zu stark besetzt, bis Davoust die Dänen im Stiche liess und sich plündernd nach Hamburg zog, von wo Benningsen ihn abschneiden wollte, nach der leipziger Schlacht, aber — nicht

durfte! — Ein in der Umgegend sehr genau bekannter Schmidt aus Mölln hat uns viele Stellen im Holze gezeigt, wo Hanseaten begraben liegen. So Gott will, wollen wir ihnen einen einfachen Denkstein setzen, den wackeren Jungen von 1813!“

Ausser dem hanseatischen Vereine besteht noch ein Verein hanseatischer Kampfgenossen von 1813 und 1814, wie sie selbst sagen: minderbegüterte ehemalige Krieger, die 1827 zu gleichen Zwecken zusammentraten wie der hanseatische Verein und mit diesem in freundlicher Verbindung stehen. Sie haben eine Kranken- und Sterbecasse für sich und ihre Kinder errichtet, nebst einer Wittwencasse; die Oberalten haben ihnen einen Begräbnissplatz geschenkt. Die Kampfgenossen leben eigentlich mehr für die Zukunft als der hanseatische Verein, denn sie feiern ihre Feste in Gesellschaft ihrer Frauen, und ihre Kinder sollen den Verein fortsetzen, während der hanseatische Verein mit den letzten Kameraden aussterben wird. Hoffentlich hat es damit noch eine Weile Zeit und Onkel Gottlieb macht Miene, als wolle er des Dichters Spruch wahr machen:

Die letzten Zwei, dem Grabe zugewandt,
Sie reichen treu sich noch die Bruderhand.

Auch die freiwilligen Jäger von 1815 haben die alte Kameradschaft fortgesetzt und feiern namentlich alljährlich den 30. November, den Tag ihrer Rückkehr in die liebe Heimath. Freilich lichten sich auch ihre Reihen und bei jedem Jahreswechsel sind immer mehr und mehr Verlüste zu beklagen. Im Jahre 1840 konnten sie von den 314 nur noch 93 am Leben finden.

Zu diesen kriegerischen Vereinen habe ich junges Blut natürlich keinen Zutritt, so wenig als Profaner zu den Versammlungen der hiesigen Freimaurerlogen, in welchen oft Vorträge gehalten werden, denen Eingeweihte vieles und gewiss verdientes Lob spenden. Dagegen aber bin ich Onkel Franz sehr dankbar, dass er mich in die patriotische Gesellschaft eingeführt hat, und ich lasse ungern eine Mittwoch vorübergehen, ohne ihn dahin zu begleiten. Am ersten Abend polterte uns auf der breiten, aber sehr eckigen Treppe im Gesellschaftshause in der grossen Johannisstrasse ein Haufen fröhlich lärmender, halbwüchsiger Knaben entgegen, die aber gleich sehr stille und sittsam wurden, als sie

meinen ehrenfesten und wohlbekannten Führer erblickten. „Das sind Schüler einer unserer Gewerbeclassen,“ bemerkte Onkel Franz, „es ist sieben Uhr.“ Wir traten in die beiden Versammlungszimmer, die zusammen einen ziemlich geräumigen Saal bildeten. Nachdem ich mich in der bläulichen Tabacks-Atmosphäre einigermaassen zurecht gefunden hatte, half ich dazu, diese zu verdichten, indem ich eine Cigarre anzündete, während Onkel Franz sich seine Thonpfeife füllte. Solche Thonpfeifen, Taback und obligaten Thee erhält man hier nämlich umsonst; wer Cigarren rauchen will, muss sie mitbringen und das Verwahren der Rohrpfefen, wie in den Casinos und Ressourcen der Landstädte, scheint hier nicht Sitte zu seyn. An den Wänden hingen in schönen Goldrahmen, mit den Emblemen der Gesellschaft und des Bürgerverdienstes, die lebensgrossen Bildnisse der beiden Reimar, Georg Heinrich Sieveking, Schuback, Büsch, Hübbe, von Voght und — gewiss ein hübsches Zeichen patriarchalischer Dankbarkeit — der schöne Kopf des vor Kurzem verstorbenen Boten und Oekonomen der Gesellschaft, Johann Christoph Hildebrandt. Der Mann war Schuster und nahm sich im Anfange dieses Jahrhunderts der Pflege kranker Abgebrannter mit uneigennütziger Sorgfalt und Aufopferung an. Dabei lernte ihn die Gesellschaft kennen, stellte ihn an und da ist allmählig der Mann mit der Gesellschaft so verwachsen, hat sein ganzes, unermüdet fleissiges, strenge rechtliches und dabei immer heiteres und gutmüthiges Leben so sehr der Gesellschaft gewidmet, dass er eine lebendige Chronik, Katalog und Cassabuch derselben war. Seine Frau liess es sich bis in ihr hohes Alter nicht nehmen, selbst und allein das weitläufige Haus rein zu halten. Der alte Hildebrandt starb an den Folgen eines Falles, den er in Amtsgeschäften auf der Gasse gethan hatte. Jetzt ist sein Sohn sein Nachfolger geworden.

Onkel Franz stellte mich mehreren Mitgliedern der Gesellschaft vor, die entweder am Thee- oder Lesetische sassen, auf dem die neuesten technischen und artistischen Zeitschriften und Kupferwerke lagen, oder die in mehr oder weniger lebhaften Gruppen im Saale vertheilt waren. Hier werden Stadtangelegenheiten, Handelsvorfälle, neue Erfindungen, Literatur, Politik, kurz

Allerlei besprochen, und ich kann mir wohl denken, dass den an diese Mittwohabende Gewöhnten etwas fehlt, wenn sie einmal am Besuche verhindert werden. Kaufleute, Gelehrte aller Facultäten, Künstler, Beamte, Handwerker halten hier eine oder ein Paar Stündchen eine Art von Börse, geben oder empfangen Mittheilungen, die oft vom wichtigsten Einflusse auf die Arbeiten sind, welche Jeder zum Besten des Staats oder der Wissenschaft unter Händen hat. Die meisten Anwesenden sind Leute reiferen Alters, die sich mehr oder weniger genau kennen, und so herrscht ein ruhiger und freundlicher Ton, dem Anmassung und Regiersucht bald das Feld räumen würden, indem sie keinen Anklang finden. Von allgemeiner Politik ist nicht viel die Rede, desto eifriger aber zuweilen von städtischer Verfassung und Verwaltung, besonders wenn neue Gesetze und Einrichtungen den gesetzgebenden Behörden (Rath- und Bürgerschaft) zum Beschlusse vorliegen. Die geschichtliche Theorie findet dann in der patriotischen Gesellschaft immer ihre guten Kenner und die anwesenden Mitglieder der bürgerlichen Collegien erklären dann, belehrt durch die ihnen vorgekommenen Verhandlungen, den practischen Nutzen oder die Einwürfe gegen die Sache. Schon mancher wackere und tüchtige Staatsmann Hamburgs hat am Abend seines Lebens laut bezeugt, er verdanke seine politische Bildung der patriotischen Gesellschaft. Hin und wieder werden gemeinnützige Vorträge gehalten, theils von Mitgliedern der Gesellschaft, theils von durchreisenden Gelehrten oder Künstlern. Die eigentlichen Geschäfte der Gesellschaft werden in Deliberations-Versammlungen an Donnerstag-Abenden einige Male im Jahre verhandelt, zu denen aber nur die, durch Ballotage erwählten deliberirenden Mitglieder und die Associirten oder Ehrenmitglieder Zutritt haben.

Donnerstag Mittags ist die, etwa 45,000 Bände enthaltende Bibliothek der Gesellschaft geöffnet und Onkel Franz, der dort eine Art von Privilegium zu besitzen scheint, zeigte mir die Schätze an Kupferwerken, encyclopädischen Sammlungen und technologischen und artistischen Büchern. Besonders aber war er in seinem Elemente, als er im letzten geräumigen Zimmer mir die Herrlichkeiten an seltenen Hamburgensien mit funkelnden Augen vorzeigte: die alten, werthvollen Handschriften, die so

manches Licht geben über die politische Geschichte Hamburgs, die reichen Sammlungen einzelner Flugschriften, die vollständigen Collectionen hamburgischer Zeitungen und Zeitschriften, die noch so wenig ausgebeuteten biographischen Notizen in Hochzeitsgedichten, Leichenreden u. s. w., die mit unendlichem Fleisse zusammengebrachten bildlichen Darstellungen in Beziehung auf hamburgische Orts- und Sittengeschichte. „Hier,“ sagte Onkel Franz, „hier sitze ich manche Stunde und excerpire und vergleiche; aber es ist jetzt auch eine Freude, die Bibliothek ist nach langjähriger Arbeit in Ordnung; wir wissen, was wir haben und Alles lässt sich leicht finden. Wer diese Bibliothek und die beiden anderen, vom Gymnasium und Commerceum, recht ordentlich zu benutzen verstände, der müsste ein capitaler Hamburger werden.“ — Wie gerne will ich dem Onkel Franz die Freude gönnen, dass man dereinst einmal von ihm sage: er war auf dem Wege, ein solcher capitaler Hamburger zu werden.

Wie die patriotische Gesellschaft sich äusserlich darstellt, aus welchen Leuten sie besteht, habe ich oben angedeutet. Was sie will, sagt zum Theil ihr officieller Name: hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen, Künste und nützlichen Gewerbe, zum andern Theile aber der practisch wahre Satz in den werthvollen Localnotizen des Adressbuchs: Alles Gemeinnützige sollte gefördert, jede dem Gemeinwohl erspriesliche Thätigkeit angeregt, aufgemuntert, selbst belohnt werden, so weit die Mittel und die Befugnisse der Gesellschaft reichen; ihre erste Versammlung am 10. October 1765 begrüßte Dr. Reimarus als eine freiwillige Zusammenkunft freier Bürger, die mit vereinten Rathschlägen und Kräften den Flor des Gemeinwesens zu erhalten und zu befördern sich verbunden haben. Dieses wahrhaft patriotische Streben fassten auch so die Hamburger auf, erkannte so der Senat in seinem Bestätigungsdecrete von 1767, das dem „patriotischen Endzweck der Gesellschaft, ihren angewandten löblichen Bemühungen und derem erfolgten gedeihlichen Fortgange Seinen stadtväterlichen Beifall und Schutz ertheilte.“ Demgemäss wurde der kurze Name: „patriotische Gesellschaft“ volksthümlich und der Name der Patrioten, der sich in Frankreich und Holland verrufen machte, hat in Hamburg einen guten Klang behalten.

So hat denn die Gesellschaft nicht nur eine grosse Menge nützlicher Einrichtungen und Verbesserungen in den Gewerben und im Handel eingeführt, sondern auch viele Anstalten gegründet, die zur kräftigen Förderung des Gemeinwohls dienen und theils als eigene Institute sich emancipirt haben, theils Staatssache geworden sind. Die Gewerbeschulen der Gesellschaft, in welchen jungen Handwerkern theils für geringe Bezahlung, theils ganz unentgeltlich Unterricht im Zeichnen, in der Mathematik u. s. w. ertheilt wird, haben sich immer weiter ausgedehnt und verbessert; die Gesellschaft verwendet darauf mehr als ein Drittel ihres Budget; die schon in älterer Zeit stattgefundenen und in neuerer Zeit wieder eingeführten Gewerbeausstellungen haben merklichen Einfluss auf die Beförderung des Kunstfleisses in unzähligen Gewerbszweigen geäussert: mancher tüchtige Künstler und Techniker verdankt, zum Theil selbst durch baare Hülfe, seine Kenntnisse und sein Fortkommen dieser Gesellschaft. Die Navigationsschule, jetzt Staatssache, ist von der Gesellschaft ausgegangen, das Badeschiff auf der Alster, jetzt Privatbesitz, ist ihr Werk; die Einführung der Blitzableiter ist durch sie veranlasst; die so unendlich wichtige Armenanstalt ist aus ihr hervorgegangen; die Verlegung der Begräbnisse aus der Stadt von ihr schon 1786 angeregt; Verbesserungen der Löschanstalten, Pflasterung und Beleuchtung, der Brunnenleitungen und vieler anderen polizeilichen Einrichtungen sind von ihr berathen und ins Werk gesetzt. Schon 1768 nahm sie sich mit bestem Erfolge der Rettung Erstickter und Ertrunkener an, bekämpfte durch Wort und Schrift und Geld das entsetzliche Volksvorurtheil, wer sich eines solchen Verunglückten annehme, werde ehrlos, sey nicht besser als ein Freiknecht. Diese Anstalt wird noch immer von der Gesellschaft mit dem glücklichsten Erfolge fortgesetzt, die zu den bedeutenden Kosten der Rettungsapparate, Eisböte und dergl. so wie zu den Belohnungen für Rettungsfälle, einen Beitrag aus der Polizeicasse erhält. Zur Verbesserung des Gesindewesens, so wie der Gefängnisse hat die Gesellschaft umfassende Arbeiten geliefert und keine Kosten gescheut. Töchter-Anstalten der Gesellschaft sind die obrigkeitlich bestätigten Institute der Versorgungsanstalt, eine ausgedehnte und solide Pensions- und Spar-

casse, und die Creditcasse für Erben und Grundstücke, eine Nachahmung der preussischen Credit-Associationen, zur Aufrechterhaltung des Credits und Werthes der Grundstücke und der darin hypothecirten Geldpöste.

Ich würde die Grenzen dieses Briefes weit überschreiten müssen, wollte ich die vielfachen und segensreichen Verdienste dieser Gesellschaft hier weiter erörtern und will daher nur noch bemerken, dass seit einigen Jahren die zweckmässige Einrichtung getroffen ist, drei Ausschüsse oder Sectionen in der Gesellschaft zu errichten: eine merkantilische, eine technische und eine ökonomische, denen die betreffenden Anträge und Vorschläge zur Vorberathung zugewiesen werden. Geleitet wird die Gesellschaft von Beamten, die, wie immer in Hamburg, unentgeltlich ihr Amt verwalten auf vier Jahre, nämlich zwei Jahre als jüngstes und zwei Jahre als ältestes Mitglied der einzelnen Verwaltungszweige. Vier Aelteste werden auf Lebenszeit gewählt.

So weit dieser kurze und sehr schwache Umriss einer ehrenwerthen Gesellschaft, deren Zweck, wie Senator Günther 1790 sagte, „bloss seyn sollte, nützliche Vorschläge theoretisch zu beleuchten, über die Anwendbarkeit derselben, in Rücksicht auf Local-Verhältnisse und Local-Schwierigkeiten nähere Untersuchung und Prüfung, näheres Abwägen von Gründen und Gegengründen zu veranlassen und dadurch manche auch ausser dem eigentlichen Wirkungskreise der Gesellschaft liegende Deliberation mit bescheidener Freimüthigkeit vorzubereiten.“ — Die Gesellschaft steht im vierten Viertel ihres ersten Jahrhunderts, und wenn man die schöne Thatenreihe ihrer Verdienste mustert, wenn man die vielen Namen der edlen Männer hört, die in ihr für Hamburg wirkten und noch wirken, so darf man aus vollem Herzen den Wunsch aussprechen: möge dieser Bürgerverein nie durch Kaltsinn und Vornehmthuerei seiner Mitbürger sinken, möge er nie einseitig rein materiellen Zwecken nachstrebend zu einem blossen Gewerbeverein einschrumpfen, sondern nimmer lass und müde werden in seinem wahrhaft patriotischen Streben für Hamburgs allseitiges Gemeinwohl!

Ebenfalls aus der patriotischen Gesellschaft hervorgegangen, von ihr gepflegt und gefördert, ist der seit etwa zwei Jahren be-

stehende Verein für hamburgische Geschichte. Einige Mitglieder besprachen sich über die Errichtung eines Centralpunktes, in welchem die, für hamburgische Geschichte sich interessirenden Bürger sich gegenseitig kennen lernen, erfahren könnten, was Jeden besonders anziehe, was er schon gesammelt habe oder bearbeite. Die patriotische Gesellschaft bewilligte auf den Antrag ihrer Commission dem zu errichtenden Vereine die Mitbenutzung ihres Locals und versprach jede freundliche Hülfe und Förderung. Nun wendeten sich die Stifter des Vereins an das grössere Publicum und erklären sich noch jetzt überrascht durch die grosse Theilnahme, durch den freudigen Anklang, den ihr Vorschlag im Allgemeinen fand. Sie glaubten mit einiger Sicherheit auf etwa hundert Hamburger rechnen zu können, die sich anschliessen würden und es fanden sich bald fast dreimal so viele. Die praktischen Hamburger begriffen schnell und gut, dass die Geschichte, „diese rückwärts blickende Prophetin,“ eine nicht zu verschmähende Wegweiserin sey, um Aufklärung und Staatswohl zu befördern, um das Staatsgetriebe kennen zu lernen zu dessen Bau und Besserung eben jeder hamburger Bürger berufen ist und von seinen Mitbürgern berufen wird, dem es an Vaterlandsliebe, an Redlichkeit und Thätigkeit nicht fehlt. Mit Freuden darf man gestehen, dass in unserm, viel mehr als früher historischen Zeitalter das Bedürfniss geschichtlicher Kunde bereits, wenn auch nicht in das eigentlich sogenannte Volk, doch in alle diejenigen eingedrungen ist, die sich unter den Nichtgelehrten zu den Gebildeten zählen. Und nirgends wohl ist diese Erkenntniss natürlicher, liegt sie näher zur Hand, als in Hamburg, wo die ganze Staatsverwaltung, selbst die eigentliche Staatsverfassung, sich historisch nach und nach entwickelt hat aus den grade vorliegenden Bedürfnissen der Zeit, wo für eine Menge sehr wichtiger Verhältnisse und Staatsbehörden nur sehr allgemeine, oder auch gar keine organische Einrichtungen niedergeschrieben sind, sondern sehr Vieles auf Gebrauch und Herkommen beruhet, und das in einer Zeit, wo täglich Neues in der Aussenwelt entsteht, die uns mit fortreisst, wenn wir nicht zurückbleiben und im eigentlichsten Sinne das leere Nachsehen haben wollen. Man soll nur nachsehen in den Erfahrungen älterer Zeiten, man soll nur

nachschlagen in den Gedächtnissen der Lebenden und den vergilbten Papieren und Pergamenten der Altvordern: es finden sich überall frappante Analogien; wann es rückte und knackte und dröhnte in dem Uhrwerk der Zeiten, waren die alten Hansa- und Reichsstädter bei der Hand und schoben hier einen Stift weiter und dort ein Rad ein und schrieben es zum Theil gleich nieder; versäumten sie es aber, nun, so sollen eben ihre Nachkommen auch daraus lernen und es besser machen. — Und diese Staatsverwaltung, die wahrlich nicht eine blosse Municipalverwaltung ist, wo der Oberbürgermeister nur auszuführen hat, was eine Regierung vorschreibt, die nach feststehenden allgemeinen Principien verfährt, sondern die eine wahre Staatsverwaltung, obendrein eines grossen Handelsstaates ist, der eben so viel Einfluss üben, als auf sich üben lassen soll, diese Staatsverwaltung ist zum bei weitem grössten Theile einfachen Bürgern, Kaufleuten anvertraut, die auch ihre eigenen, vielumfassenden Geschäfte betreiben sollen und wollen. Wenn aber nun Hamburg von jeher eine nicht unbedeutende Anzahl wahrhaft genialer, ideenreicher und weiser Staatsverwalter unter seinen Kaufleuten gefunden, ja viele derselben als Knaben oder Jünglinge aus der Fremde aufgenommen und zu dem erzogen und gebildet hat, was sie später zum Wohle Hamburgs wurden, so ist gewiss die Geschichte die beste Lehrmeisterin und Gehülfin der universellen Bildung, welche unleugbar der wahre Kaufmann durch seinen Stand gewinnt und vermehrt.

Der Verein für hamburgische Geschichte, kurzweg historischer Verein genannt, hat sich in Sectionen getheilt, welche alle zwei oder drei Monate zusammenkommen, um entweder Vorträge anzuhören, oder in freien Unterhaltungen der Mitglieder sich das mittheilen, was auf ihre Zwecke Bezug hat. In allgemeinen Versammlungen werden, wie in der patriotischen Gesellschaft, die Geschäfte des Vereins verhandelt und die Berichte abgestattet, welche dann in den Zeitungen zur Kunde des Publikums gebracht werden. Die Arbeiten in den Sectionen oder Einzelner, so wie die allgemeinen Angelegenheiten des Vereins werden in einer besondern Zeitschrift, die der Verein herausgibt, publicirt. Begreiflich kann die Thätigkeit der Gesellschaft oder ihrer einzelnen Abtheilungen nicht nach dem gedruckten Ergebnisse der beiden

ersten Jahre beurtheilt werden; zu vielen Arbeiten muss erst das Material zusammengetragen werden. Die einzelnen Sectionen sind fleissig im Anlegen von Sammlungen, und mancher Gewinn aus den Vorträgen, Mittheilungen und Fundgruben des Vereins mag in Privatarbeiten übergehen, aber auch die werden ihres Nutzens nicht verfehlen, und auch dieser Nutzen ist ein Ergebniss des Vereins. Ausschüsse oder einzelne Mitglieder desselben bearbeiten eine neue correcte Ausgabe des Stadtbuches (Stadtgesetzes von 1603) mit Auszügen aus den gediegensten der vielen handschriftlichen Commentare; ein hamburgisches Urkundenbuch; hamburgische Rechtsalterthümer; eine Fortsetzung und Ergänzung des 1751 erschienenen „Münz- und Medaillen-Vergnügens von Dr. Langermann,“ enthaltend getreue Abbildungen der dort nicht vorkommenden oder seitdem geprägten Geld- und Gedächtnissmünzen, nebst erforderlichem Commentar; eine Uebersicht aller in Hamburg bestandenen oder noch bestehenden milden Stiftungen, Stipendien u. s. w.; ein hamburgisches Künstler-Lexicon; eine Fortsetzung der sogenannten Memorien des Professor Fabricius, in Abdrücken selten gewordener, oder blos handschriftlich existirender Lebensbeschreibungen, Verzeichnisse und sonstiger historischen Daten. Diese Arbeiten nebst Monographien Einzelner über Kirchen und Schulen, Militair, Handelsstatistik, Biographie u. s. w. legen schon wacker Zeugniß ab von dem Fleisse des Vereins und seiner Mitglieder. Er steht bereits in thätiger Verbindung mit den geachtetsten historischen Vereinen Deutschlands und der Nachbarländer und der hamburgische Senat hat die Thätigkeit der Gesellschaft, ausser der Befugung zu dem angeführten Stiftungs-Verzeichnisse, dadurch ehrend anerkannt, dass dem Verein die Benutzung des Staatsarchivs, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, durch Vermittelung des Vorstandes gestattet ist, an dessen Spitze eben der Staats-Archivar selbst steht, der als tüchtiger Historiker rühmlichst bekannte Dr. Lappenberg.

In einige der Sections-Versammlungen hat Onkel Franz mich eingeführt, und es hat mir wahre Lust gewährt, den warmen Eifer zu sehen, mit dem sich die Leute der Sache annehmen, den sorgsam und ausdauernden Fleiss, den sie verwenden, die uneigennützige Freude, womit Jeder seine Schätze mittheilt und die ge-

naue Kenntniss, womit oft ganz schlichte Leute in die hamburgische Geschichte eingedrungen sind, neben der grossartigen Auffassung der Geschichte und des Einflusses der alten Hammonia, die hoffentlich immer eine Perle in Deutschlands Diadem bleiben wird, auch abgesehen davon, dass sie die Geburtsstadt und Pflegerin meines lieben, herzigen Mütterchens ist. Du sollst Deine Freude an mir erleben, wenn ich heimkehre und mit Dir hamburgere; die Hamburger haben mich gewonnen und will's Gott habe ich dabei nicht verloren.

Als im Jahre 1829 im Südwesten Deutschlands, in Heidelberg, die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte beschloss, im nächsten Jahre in Hamburg zusammenzutreffen, mussten sie doch wohl glauben, Sinn für Naturwissenschaften, Sammlungen und Anstalten in der norddeutschen Handelsstadt zu treffen, die einen würdigen Vereinigungspunct darböten. Und trotz der Folgen der Julirevolution kamen 258 Fremde zu diesem Vereine nach Hamburg, grösstentheils Deutsche, doch auch Scandinavier, Polen, Russen, Briten, Franzosen und Americaner. Ihnen schlossen sich 154 Hamburger an, meistens natürlich Aerzte, Chirurgen, Apotheker oder sonst die Naturwissenschaften ex professo Treibende, aber doch auch manche Gelehrte anderer Fächer und Kaufleute, welche den Naturwissenschaften huldigten. Nach Allem, was man hört, haben sich die Versammelten nicht getäuscht, und wenn Geheimerath Tiedemann aus Heidelberg am Schlusse der Versammlung mit Herzlichkeit aussprach, unauslöschlich werde das Andenken an die Versammlung in Hammonia's Ringmauern fortdauern, in welcher deutschen Stadt auch die Gesellschaft in kommenden Jahren sich versammeln möge, so war das ein Dank, der sich nicht blos auf die hamburgische Gastfreiheit bezog, sondern den Tiedeman noch besonders motivirte und rechtfertigte: „Allgemein wurde die Ueberzeugung gewonnen, dass die vorjährige Wahl sowohl des Versammlungsortes, als der Geschäftsführer (Bürgermeister Dr. Bartels und der Hospital-Chirurg Dr. Fricke) eine der glücklichsten war, welche die Gesellschaft jemals getroffen hat. Hamburg ist aus einer traurigen Katastrophe, die zu ihrer Zeit Deutschland mit Theilnahme erfüllte, verjüngt an Bürgersinn und Geistescultur hervorgegangen und hat sich zu

einer Stufe emporgeschwungen, die es berechtigt, mit jeder deutschen Stadt in die Schranken zu treten. Sprechende Beweise sind der trefflich angelegte botanische Garten, das so grossartig und zweckmässig eingerichtete Krankenhaus, die neu aufgeführte Sternwarte, die anatomische Anstalt und die schönen naturhistorischen und Kunstsammlungen so vieler Privaten, die wir zu bewundern Gelegenheit hatten. So ist die gewerbsame freie Stadt Hamburg nicht nur das Herz des deutschen Handels, sondern auch ein Heerd für wissenschaftliche Forschungen zu nennen, und sie ist ohnstreitig eine der schönsten Proben des deutschen Seelenbundes.“

Solcher naturwissenschaftlicher Sammlungen im Besitze von Privatmännern zählt Hamburg denn allerdings nicht wenige und nicht unbedeutende aus allen Naturreichen, und so lag es denn sehr nahe, dass Vereine zusammentraten, um die gemeinsamen Interessen gemeinschaftlich zu fördern. In dieser, naturforschenden Beziehung sind zwei Vereine zu nennen: der Garten- und Blumenbau-Verein und der Naturwissenschaftliche Verein.

Der erstere, der Garten- und Blumenbau-Verein für Hamburg, Altona und deren Umgegend, ist freilich der speciellere, hat aber die Anciennetät, indem schon Anfangs 1836 eine Anzahl von Gartenbesitzern und Blumenfreunden zusammentrat und beschloss, den Garten- und Blumenbau durch öftere Ausstellungen von Blumen und Früchten zu fördern, bei denen, nach späteren Beschlüssen, auch Preisvertheilungen Statt finden für die Cultur schöner, seltener oder neuer Pflanzen, für künstliche Verfrühung oder Verspätung von Blüthen und Früchten, für Hervorbringung neuer Varietäten und Aufstellung schöner Bouquets. Zu den vielbesuchten, begreiflich nur auf wenige Tage jedesmal beschränkten Ausstellungen hat das Publicum Eintrittsgeld zu bezahlen, während die Mitglieder für sich und ein Familienglied freien Zutritt und obendrein ein Loos erhalten, mit dem sie ein mehr oder weniger kostbares und schönes Exemplar gewinnen. Diese Ausstellungen und die Ankäufe zu den Loosen haben die Handelsgärtner sehr aufgemuntert und durch Ausbreitung der Blumenliebhaberei eine Wechselwirkung hervorgebracht, die nur vortheilhaft seyn kann für die Veredlung dieser schönen und lieblichen Kinder der freundlich-milden Natur.

Fast zwei Jahre später entstand der naturwissenschaftliche Verein. Hamburger und Altonaer, die sich für Naturwissenschaften im Allgemeinen oder in einzelnen Fächern interessirten, beschlossen, durch Vorträge und Anlegung von Sammlungen sich zu belehren und die Wissenschaft zu fördern. Die Mitglieder, deren gegenwärtig etwa 100 sind, neben fast eben so vielen auswärtigen Ehrenmitgliedern, halten alle Mittwochen Sections-Versammlungen nach den besonderen Fächern und alle Monat eine allgemeine Versammlung, zu denen auch Einführungen Statt finden. Die Aufnahme zum Mitgliede geschieht durch Kuglung, wobei einfache Majorität den Ausschlag giebt. Eine besondere Commission von 9 Mitgliedern ist mit Begründung und Beaufsichtigung der Bibliothek und des naturhistorischen Museums beauftragt, zu welchen bereits ein ganz artiger Grund gelegt ist. Als treffenden Beweis, wie freundlich die Wissenschaft alle Stände und alle Nationen verbindet, und wie sehr geneigt man ist, dies in dem weltbürgerlichen Hamburg anzuerkennen und practisch durchzuführen, bemerke ich, dass der Vorstand dieses Vereines zum Präsidenten den russischen Minister Herrn von Struve hat, der wegen seiner persönlichen Urbanität eben so allgemein beliebt, als wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse hochgeachtet ist; Vicepräsident ist ein Professor, Secretair und Cassenführer sind ein Geistlicher, ein Arzt und ein Kaufmann, Männer, die neben ihren ernstesten und vielfachen Berufsgeschäften die Naturwissenschaften mit Eifer pflegen und durch reiche Sammlungen belehrend wirken.

Fünfter Brief.

Mildthätige Anstalten: Die Armen-Anstalt und das Waisenhaus.

Hamburg, Juni 1841.

Immer lieber und anziehender wird mir das Leben in Hamburg; immer lieber und traulicher der Aufenthalt in Onkel's Hause, fast möchte ich sagen: immer heimischer, wenn das nicht eine Uebertreibung wäre und ein Verrath an Euch, meine innig geliebte Eltern, ein Undank gegen Euer Haus, meine Geburtsstätte, wo ein trefflicher Vater sorgsam wirkt, und eine treue Mutter liebend waltet. Heimisch? Nein, denn oft wünsche ich so recht mit voller Kraft der Seele nur eine Viertelstunde neben Dir zu sitzen, bester Vater — ich glaube, ich habe Dir Vieles zu sagen — und, Mütterchen, Dein Bild ist lieb und freundlich, aber das ist doch nicht meiner Mutter würdiges Antlitz, und es spricht nicht. Deines Bildes Augen strahlen immer mit demselben Glanze der Jugend, Deine würden zuweilen still und sanft auf mir ruhen, aber dann auch mich beruhigen! Nur so ein Viertelstündchen möchte ich zuweilen bei Euch sein.

„Der grosse Mensch hat das Heimweh, wie ein Kind,“ wird der Vater lächeln, aber das ist's doch wohl eigentlich nicht, denn ungern möchte ich jetzt schon von Hamburg scheiden, wo mich so Vieles interessirt und fesselt. Ein Freistaat und die erste Handelsstadt Deutschlands, das ist mit wenigen, aber inhaltschweren Worten das Interesse, welches Hamburg darbietet, und dieses Doppelinteresse spricht sich selbst für meine Augen überall aus, auf Schritt und Tritt, den man hier thut. Die rege Theilnahme der Bürger an allen Angelegenheiten der Stadt kreuzt und verknüpft sich mit dem grossen Betriebe des Handels, der mit der ganzen Welt Verbindungen unterhält, und den Hamburger nöthigt, fortwährend in der ganzen Welt Bescheid zu wissen. Zeitungen und Briefe unterhalten einen reichen und lebendigen

Verkehr mit allen Nationen, jedes politische oder natürliche Ereigniss in fremden Landen berührt einen grösseren oder kleineren Theil der hamburger Börse, und selten ist man in einer Gesellschaft, wo nicht einige Anwesende Jahre lang zugebracht haben in europäischen und transatlantischen Staaten. Von solchen Männern, die mit gesundem und scharfem Auge an Ort und Stelle absichtlich beobachteten, lernt man oft in einem kurzen Gespräche anschaulicher und mehr, als aus dem eifrigsten Bücherstudium. Du weisst, lieber Vater, wie hermetisch verschlossen mir die Cameralwissenschaften, namentlich die Finanz- und Handelspolitik sind; es will also freilich in meinem Munde nicht viel sagen, wenn ich darüber erstaune, wie einfach und klar die hamburger Kaufleute den eigentlichen Angelpunct ellenlanger Zeitungsdebatten über Handelspolitik auffassen, und wie schnell sie berechnen, was für den Handel Hamburgs das vortheilhafteste Resultat sein würde.

Daheim nun, bei dem Schwirren der Theemaschine oder, im Garten auf- und abwandelnd, plaudern die Oheime mit mir, und lesen mir manches Collegium gratis, das mehr fruchtet, als sässe ich mit Heft und Stecher auf dem gehörig honorirten Platze. Die Familie sieht mich Gottlob nicht mehr für eine Visite an, die sich blos amüsiren lassen will, um der langen Weile von daheim zu entfliehen. Ich bin als Hausgenosse aufgenommen, der folglich arbeiten will, wenn auch eben nicht für das Haus, doch für sich und Andere. Arbeiten muss nämlich, soweit meine Augen reichen, in Hamburg Jeder und Jede, und ich glaube, es giebt nirgends so wenig eigentlich privilegierte Müssiggänger, wie in Hamburg, denn, um mir nicht selbst zu nahe zu thun, darf ich doch die, Hamburg besuchenden Fremden nicht zu dieser Classe rechnen. Zuweilen scheint es mir unbegreiflich, woher manche Bürger die Zeit nehmen, um so Vieles und Vielerlei zu „beschenken,“ wie die Hamburger sagen, in Angelegenheiten des Geschäftes und des Staates. Und daneben die nicht seltenen Gesellschaften, das Gartenleben, die Besuche! Mitunter mögen dann auch wol die Gesellschaften als eine Art von Börse dienen, und mag manches, dahin nicht gehörige Geschäft nach alter, deutscher Sitte zwischen Gläsern und Tellern geordnet werden.

Neulich wollte Tante es auch so machen, kam aber schön an. Wir waren ganz unter uns, und nachdem Onkels Leibgericht die gehörige Ehre und Würdigung widerfahren war, rückte Tante mit dem Antrage heraus, Onkel Gottlieb möge doch als Armenvorsteher ein gutes Wort dafür einlegen, dass eine gestorbene arme Frau auf Kosten ihrer Verwandten begraben werden dürfe. Rund abgeschlagen, trotz des Leibgerichtes, trotz Kalbsleber und Corinthenklössen. „Sollten sich was schämen, die Verwandten; bei Lebzeiten haben sie die arme Alte darben lassen.“ — Sie hatten aber nichts ihr zu geben. — „So? Woher haben sie's denn jetzt? Wollen hochmüthig sie begraben lassen, Schulden machen, und dann demüthig selbst der Armenanstalt zur Last fallen?“ — Nein, höre doch einen Augenblick, Gottlieb! Willst Du noch essen, oder soll sie abnehmen? Iss noch ein Wenig, es schmeckt Dir ja. Die Frau hatte keinen andern Verwandten als einen Schwestersohn, der ein Haus voll Kinder und eine kränkliche Frau hatte; diese ist jetzt genesen, und vor einigen Wochen hat der Mann eine kleine Stelle bei der Stadt bekommen. Nun wollen die Leute nicht gerne, dass die Mutterschwester in so einem hässlichen — „Armensarge begraben wird? Warum nicht? Der Todten ist es völlig einerlei, und den Lebenden ist es keine Schande, da sich Alles so verhält. Sie können ihr Geld sparen und es besser anwenden, Du kannst mir den Mann auf's Comptoir schicken, ich will ihm das schon begreiflich machen.“ —

Onkel war schon milde geworden, als Emma die Frage aufwarf, ob die Armenanstalt nicht auch das Geld sparen könnte, wenn der Nefte doch nun einmal seine Tante begraben lassen wollte; damit hätte sie es aber bald wieder verdorben. „Sparen? So, sparen? Kind, Du schnackst wie Du es verstehst. Sparen? Ja wohl, um es auf der andern Seite wieder zehnfach auszugeben. Die Einrichtung ist vernünftig, und hat den guten Grund, manche Leute von der Armenanstalt abzuhalten oder doch ihre Verwandten zu zwingen, sich ihrer anzunehmen. Wollten wir da Ausnahmen machen, so würde bald Alles einreißen, und wir hätten gar kein Recht mehr, es Einem abzuschlagen. Bei der Aufnahme wird es den Leuten zur Bedingung gemacht, und sie

wissen es also vorher. Uebrigens, liebe Frau, es ist doch wol besser, wenn Du es übernimmst, der Frau oder dem Manne die nöthigen Vorstellungen zu machen, Du kannst das besser als ich, hörst Du, sprich mit den Leuten und mach' ihnen das begreiflich, und wenn ich sonst dem Manne helfen kann, und Du meinst, dass er es verdient, so hilf mir erinnern.“

Damit war das Gespräch aus, und nach einigen Tagen nahm ich Gelegenheit, mich näher nach Hamburgs „Allgemeiner Armenanstalt“ zu erkundigen, die für so manche andere Städte Muster und Vorbild geworden ist.

Eine treffliche pragmatische Uebersicht über die öffentlichen milden Anstalten gewährt Dr. Westphalen's, Ende vorigen Jahres erschienenenes Werk: Hamburgs Verfassung und Verwaltung, im zehnten Capitel. Das Mittelalter bauete Mönchs- und Nonnenklöster und Armenhäuser; wer darin aber keine Aufnahme fand, der — wird wol gebettelt haben. Die Reformation in Hamburg begann gewissermaassen mit der Errichtung von sogenannten Gotteskasten, Armencassen der damaligen vier Kirchspiele. In diese Gotteskasten sammelten die Vorsteher und ihre Gehülfen während des Gottesdienstes; aus diesen Vorstehern wurden nachher die Vorsteher der Gemeinde, die Oberalten und aus diesen die Vorsteher der evangelisch-lutherischen Bürgerschaft. So gründete sich auf christliche Armenpflege die kirchliche Behörde und auf diese die politischen Rechte der Bürgervorsteher.

Seit der Reformation wechselten die Ansichten über die beste Art der Armen-Unterstützung mannigfach, namentlich über die ihnen zu verschaffende Arbeit, bis die, in meinem letzten Briefe geschilderte patriotische Gesellschaft in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts verschiedene Vereine stiftete, um kranke Arme in ihren Wohnungen zu unterstützen und zu heilen, unbeschäftigten Arbeit zu geben. Die Erfahrungen dieser Vereine wurden zusammengetragen und den gesetzgebenden Behörden vorgelegt. Besonders thätig und einflussreich hatte sich Professor Büsch durch vielfache Schriften dabei gezeigt. So entstand die neue Armenordnung von 1788, die im Wesentlichen noch besteht und nun schon länger als ein halbes Jahrhundert segens-

reich gewirkt, Noth und Armuth gelindert, Elend und Verzweiflung verhütet hat. Als am 1. November 1838 die Jubelfeier der Armenanstalt begangen wurde, lebte nur noch einer ihrer Stifter: Caspar Voght, Sohn eines hamburgischen Senators, 1796 vom Könige von Dänemark für seine Verdienste um die Verbesserung der holsteinischen Landwirthschaft zum Etatsrath und 1801 von Deutschlands letztem Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben, eben seiner Verdienste wegen um das Armenwesen, das er in Hamburg errichtete und in Wien, auf des Kaisers Wunsch, organisirte. Die patriotische Gesellschaft, das grosse Armencollegium und der naturwissenschaftliche Verein schickten ihm Deputationen mit den herzlichsten Glückwünschen nach seinem Flotbeck, ihm, der nach den herrlichen Worten des später gedruckten Armen-Berichtes, „die ersten 25 Jahre hindurch die Zierde des Collegiums gewesen, der auch, nachdem er längst aufgehört, Mitglied der Anstalt, nicht aufgehört hatte, ihr treuester Freund zu sein und der bis in das späteste Greisenalter jenen warmen thätigen Eifer für Menschenwohl bewahrte, dem sein ganzes Leben gewidmet war. Ein vollständiges Werk über die bisherigen Schicksale und Leistungen der allgemeinen Armenanstalt war seine letzte Arbeit *), das funfzigste Jahr der Anstalt selbst, das letzte seines Lebens. Aber sein Andenken wird bleiben, mehr als 20 deutsche Städte, Paris, Marseille, Vevay und andere fremde Oerter, die alle — und oft nicht ohne seine unmittelbare Mitwirkung — die hamburgische Armenordnung zum Muster der ihrigen machten, werden seinen Namen aufbewahren und die deutsche Nation das Andenken ihres thätigsten Armenfreundes für immer in Ehren halten.“

*) Gesammeltes aus der Geschichte der hamburgischen Armenanstalt während ihrer funfzigjährigen Dauer, vom Freiherrn von Voght. 1838. — Voght starb am 20. März 1839, im 87sten Jahre seines thätigen, verdienstvollen Lebens. Ein würdiges Denkmal hat ihm einer seiner Freunde (der kaiserlich russische Minister-Resident von Struve) in der leider nur zu kurzen, als Manuscript für Freunde gedruckten Schrift gesetzt: Dem Andenken des königl. dänischen Etatsraths und Ritters, Caspar Freiherrn von Voght, gewidmet von einem seiner Freunde.

Auch bei der Armenanstalt, wie bei so vielen anderen gemeinnützigen Einrichtungen in Hamburg, haben die Stifter es verstanden, das ganze Publicum dafür zu interessiren, indem jeder Hausbewohner für die Armen sammelt und jeder Bürger verpflichtet ist, das Ehrenamt eines Armenpflegers auf wenigstens zwei Jahre zu übernehmen. So sind denn wirklich die meisten Bürger der höhern und mittlern Stände nach und nach Armenpfleger gewesen oder sind es noch. Die Stadt ist in 60 Armenquartiere getheilt, Vorstadt St. Georg und der Deich in 8, und in jedem Quartiere sind zwei Pfleger, an welche zuerst die Armen sich wenden und die den Umständen nach entweder sogleich helfend einschreiten oder an das Armencollegium berichten, die wöchentlichen Unterstützungen vertheilen, die armen Familien beaufsichtigen und ihnen mit Rath und That aushelfen. Wohl mag auch hier oft weiblicher Tact und weibliches Gemüth rathend zur Seite stehen, wohl mag manche wackere Hausfrau ihrem Manne, wohl eine verständige Mutter ihrem unverheiratheten Sohne hier die Hand reichen und Manches ordnen, wozu das Gesetz und die baaren Schillinge nicht hinreichen. Onkel Franz redet von seiner verstorbenen Mutter nie anders als mit dankbarer Kindesliebe, aber wahrhaft geführt wurde er, als er mir jüngst erzählte, wie treulich ihm seine Mutter geholfen, da er als junger Jurist Armenpfleger geworden war; „Herr Verpfleger,“ wie die Armen sagen. „Sie nahm mir die, in den kleinen Büchsen gesammelten Dreilinge ab und gab mir Schillinge dafür, sie zahlte den Armen das Geld aus, wenn ich abwesend war, aber die Hauptsache war, sie verstand es, die Armen zutraulich zu machen und sich in ihre kleinen Leiden und Nöthen zu versetzen, sie rieth und half ihnen, aus Verlegenheiten und Jammer herauszukommen und sorgte, dass sie nicht in neue geriethen, sie wies ihnen Arbeit zu, sie verwahrte ihren Miethzins und sie schickte mich an Den oder Jenen, der helfen konnte.“

Die Armen erhalten baares Geld — wöchentlich wenigstens 8 Schillinge, eine Familie höchstens 3 Mark — Rumfordsche Suppen und Krankensuppen, Betten, Hemder, im Winter Torf und Feurungsgeld, freie Cur und Heilmittel, endlich freie Beerdigung und zwar dies, wie oben bemerkt, als Bedingung der Auf-

nahme. Einzelne Arme erhalten auch Freiwohnungen, so weit diese reichen, von der Armenanstalt und in neuerer Zeit ist auch wieder eine Arbeitsanstalt errichtet. Ganz oder theilweise verwaisete Kinder werden in die Kost gegeben und die Aufnahme in die Armenschulen wird mit grosser Liberalität nicht nur gestattet, sondern auch alle Kinder der Armen dazu angehalten; wer sich in den Schulen nicht zur Ordnung fügen will, kommt seit 1833 auf mindestens sechs Wochen in die Strafschule.

Bedenkt man, dass 1788, im ersten Jahre der Armenanstalt, 3903 Familien mit 7319 Personen eingezeichnet wurden, die 1806 bis auf 1632 Familien sich vermindert hatten, 1832 wieder auf 2969 stiegen und jetzt etwa 2500 betragen mögen, so muss eine solche Anstalt begreiflich viel Geld kosten. So wurden z. B. 1838 vertheilt an wöchentlichen Almosen in baarem Gelde und etwa 195,000 Suppenzeichen und an Krankengeld ungefähr 146,000 fl , Medicin und Beerdigung kosteten fast 49,000 fl , die Schulen kosteten mit der Bekleidung für Schulkinder und Confirmanden 66,000 fl , die Kostkinder 19,500 fl , Hemder, Decken und Strohsäcke 22,000 fl , Feuerung 24,000 fl .

Zu diesen grossen Ausgaben hilft zum kleinen Theile der Zins der belegten Capitalien, die etwa 850,000 fl betragen mögen, einen viel grösseren Theil giebt die fortdauernde Milde der Hamburger und etwas über die Hälfte muss die Staatscasse decken. Jene milden Gaben bestehen zuvörderst aus den Wochensammlungen, zu denen jeder Hausbewohner in seinem Districte der Reihe nach verpflichtet ist, während die Armenboten auf den Wohnsäulen u. s. w. sammeln, was wöchentlich etwa hundert Thaler einbringen mag; mehr als dreimal so viel aber betragen die Subscriptionen, zu denen die meisten ordentlichen Hausstände sich verpflichten und dann nicht wöchentlich besammelt werden. Dann folgen Geschenke, wozu namentlich jeder Bräutigam aufgefordert wird, die Einnahmen aus den Gotteskasten der Kirchen, die Collecten am Neujahrstage und Charfreitage, der Ueberschuss aus dem Nachlasse der Armen und ihren Sterbecassen, aus den Armenwohnungen u. s. w. Der directe Beitrag des Publicums betrug im ersten Jahre nach Errichtung der Anstalt 163,800 fl , im Jahre 1796: 223,000 fl , in dem Unglücksjahre 1814 nur

26,000 fl , 1823 wieder 115,000 fl und 1837 nur 67,500 fl . Die Staatscasse gab bis 1839 im Durchschnitt jährlich 157,000 fl her, namentlich 1789 nur 36,000 fl , 1814 sogar nur 32,000 fl , 1797 aber etwa 308,000 fl und 1810: 333,000 fl und dieses, sagt von Voght, „zu einer Zeit, wo der Handelsstand vier Jahre ohne Erwerb und durch die französische Gewaltthätigkeit vielen Verlústen ausgesetzt war, zu einer Zeit, wo die Stadt durch die ungeheuren Kosten der Einquartierung gedrückt, der Einnahme des Zolles beraubt und bei der Verminderung jeder Einnahme die Auflagen hatte verzehnfachen, gezwungene Anleihen auflegen und bedeutende Staatsschulden creiren müssen. Wahrlich! dieses Jahr muss in der Geschichte Hamburgs unvergesslich bleiben!“ Die französische Regierung bewilligte im folgenden Jahre 1811 aus der Stadtcasse etwa 196,000 fl , während das Publicum 137,000 fl hergab, Im Jahre 1798 hatte das Armencollegium gesagt: es giebt keine Arme mehr in Hamburg. In den Weihnachtstagen 1813 jagte Prinz Eckmühl alle Arme und Nichtarme aus Hamburg, die sich nicht verproviantirt hatten und als Präfect und Maire ihm vorstellten, die Beibehaltung der Armenanstalt sei doch für die vielen zurückgebliebenen Hülfbedürftigen nothwendig, da erklärte auch der Marschall, freilich im andern Sinne: es giebt keine Arme mehr! —

Das grosse Armencollegium besteht aus dem ältesten Polizeiherrn und sechs anderen Senatoren, zwei Oberalten, 21 Armenvorstehern, den Gotteskastenverwaltern der fünf Hauptkirchen und den jahrverwaltenden Provisoren oder Vorstehern des Krankenhauses, Waisenhauses und Werk- und Armenhauses. Ausserdem sind zum Schulconvente vier Prediger deputirt. Es versteht sich von selbst, dass alle diese Männer ihr mühsames Amt, gleich den Pflegern, oft bis an ihr Lebensende ohne alle Entschädigung verwalten. Nur die Armenärzte, Wundärzte und Hebammen erhalten eine geringe Vergütung und doch will jeder junge Arzt gerne die Armenpraxis haben, um dadurch Bekanntschaft zu erlangen; sie werden auf drei Jahre gewählt und können höchstens nur noch einmal wieder erwählt werden. Die Apotheken liefern die Medicamente zu 75 pro Cent der Arzeneitaxe.

In der Vorstadt St. Pauli besteht eine eigene Armenanstalt auf ähnliche Weise eingerichtet, wie die in der Stadt und St. Georg, unter dem Vorsitze des Patrons, d. h. desjenigen Rathsgliedes, der die obrigkeitliche Gewalt im Gebiete der Vorstadt ausübt. Ihre Einkünfte bestehen aus wöchentlichen Sammlungen, dem halben Ertrage des Gotteskastens der Kirche, aus kirchlichen Collecten und einem Beitrage von 6000 fl vom jährlichen Budget der städtischen Armenanstalt.

In den Marschlanden sorgt jede Gemeinde für ihre Armen, in den Geestlanden bestehen Armenanstalten: in den Dörfern Ham und Horn, Barmbeck, Eppendorf, auf dem Hohenfelde und Burgfelde. In den übrigen Dörfern werden die Armen aus den Landescassen unterstützt.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hat ein Pastor an St. Johannis Kirche, Herr Nicolaus Staphorst, über hamburgische Kirchengeschichte fünf dicke, dicke Quartanten an Urkunden zusammengetragen, ein sechster und vielleicht noch mehr, soll handschriftlich im Stadtarchiv sein. Onkel Franz hat die Quartanten in schönen Pergamentbänden, man muss aber so ein Onkel Franz sein, um sie benutzen und sich in dem registerlosen Werke zu recht finden zu können und man muss Hamburger sein, um das viele alte Plattdeutsch zu verstehen. Um mir zu beweisen, wie ernst und ehrenhaft jene alten Hamburger, zur Zeit der Morgenröthe der Reformation es mit der Armenpflege genommen haben, übersetzte mir Onkel Franz aus dem Staphorst den Artikel der Gotteskastenordnung von St. Nicolai, wonach „unmündige Waisen zu göttlichem Verhalten und zur Erlernung desjenigen, wodurch sie sich ehrlich ernähren mögen, von den Vorstehern angehalten werden sollen.“ Mit der Waisenpflege scheint es anfangs nicht besonders fortgegangen zu sein, bis 1597 zwei hamburgische Bürger begannen, erst im Stillen und dann öffentlich für die Errichtung eines Waisenhauses zu wirken, um die vielen Waisen aufzunehmen, die in einer langen und schrecklichen Pestzeit sich sehr gemehrt hatten. Eine ehemalige Capelle der heil. Maria tom Schare, d. h. am Elbufer, am Ende des jetzigen Rödingsmarktes, wurde dazu hergegeben und durch Rath- und Bürgerschluss vom 14. November 1600 erhielt die neue Stiftung eine Verwal-

tung aus acht Bürgern. Unter ihnen waren die beiden wackeren Begründer, die nun zuerst öffentlich genannt wurden: Gillis de Greve und Simon von Petkum, beide aus edlen niederländischen Familien entsprossen, die sich vor Herzog Alba's fanatischer Tyrannei gegen Ende des 16ten Jahrhunderts nach dem freien und lutherischen Hamburg geflüchtet hatten. Vetter Theodor ist mit einer Arbeit beschäftigt, über die grossen Vortheile, welche Hamburg in kaufmännischer, industrieller, politischer Beziehung diesen an Vermögen, Kenntnissen und echtem Bürgersinn reichen Einwanderern aus den Niederlanden verdankt, den Ahnherren vieler hlühenden Familien des jetzigen Hamburgs. — Am 19. December 1604 wurde das erste Waisenmädchen in das neu-erbaute Haus aufgenommen, bis Ende des Jahres noch 78 andere, unter ihnen ein Schifferssohn, Paul Frese, der 22 Jahr später Pastor der Anstalt wurde. Der brave Gillis oder Aegidius de Greve hatte die Freude nicht erlebt, er war am 13. September 1604 nach längerer Krankheit gestorben und ruht neben seiner Hausfrau Maria von Haesdonk, beide aus Antwerpen, vor dem Taufsteine in St. Petri Kirche. Sein Nachfolger war Jürgen Schrötteringk, auch ein Waisenknabe. Von ihm sagt Buek in seinen Notizen über die hamburgischen Bürgermeister: „In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wanderte ein blühender Knabe sorglos über die unwirthliche Haide. Ein Reisender fragte den rüstig fortschreitenden Burschen, wohin er wolle. „Ich will nach Hamburg,“ war die Antwort, „solch hohes Haus will ich mir bauen!“ und fröhlich warf er die Mütze in die Luft. Der Knabe war Jürgen Schrötteringk, eine arme Waise, dem der Vater in Wellingholzhausen im Osnabrückschen gestorben war. Der muthige Junge kam nach Hamburg, baute das sogenannte rothe Haus in der grossen Reichenstrasse, höher, als wol eines Knaben Mütze fliegt, und hinterliess bei seinem Tode eine Million Mark Banco. Er starb 1631 als Oberalter, 80 Jahr alt, einer seiner acht Söhne wurde Bürgermeister.“

Schon nach 75 Jahren musste das Haus von Grund auf neu gebauet werden, und von 1782 bis 1785 wurde das neue stattliche Gebäude in der Admiralitätstrasse errichtet.

Die Verwaltung, welche sich selbst ergänzt, besteht aus acht Provisoren, die verheirathet sein müssen, indem die Ehefrauen der jahrverwaltenden Provisoren eine besondere Aufsicht über das Hauswesen führen; ferner aus zwei Alten, die aus ehemaligen Provisoren auf Zeitlebens gewählt werden. Patron der Anstalt ist der älteste Bürgermeister und mit ihm gehören noch zwei Senatoren zum Collegium, wo möglich ebenfalls ehemalige Provisoren. Die innere Hauswirthschaft führt ein Oekonom, dem der ehrende Namen eines Waisenvaters gegeben wird, wie seiner Frau der einer Waisenmutter. Aufgenommen in das Waisenhaus werden nach der Fundationsacte:

1) Ohne alle Schwierigkeit und ganz unentgeltlich, alle ganz verwaisete, noch nicht zehnjährige, eheliche Kinder unvermögender Bürger, deren Verwandte nicht in der Lage sind, für sie sorgen zu können. Als unvermögend werden Kinder betrachtet, „die von ihren Eltern nicht 150 Thaler Nachlass haben.“ Der älterliche Nachlass wird den Kindern bis zu diesen 150 Thalern als Erbtheil gutgeschrieben; bei reicheren Kindern, wenn sie aufgenommen werden, rechnet das Waisenhaus sich das Mehr zu Gute bis zur Summe von 1000 fl ; ist das Erbtheil noch grösser, so gehört der Rest dem Kinde.

2) Alle innerhalb der Ringmauern ausgesetzte Findlinge, im Durchschnitt Gottlob nur ein oder zwei im Jahre, wofür das Waisenhaus eine Einnahme von 1375 fl jährlich aus den Gotteskasten erhält. Findlinge ausserhalb der Stadt nimmt das Haus für etwa zehn Thaler auf.

3) Meistens unentgeltlich oder gegen angemessene Vergütung werden Waisen von Leuten aufgenommen, die nicht Bürger, sondern nur Einwohner der Stadt waren, ferner Wittwenkinder und selbst solche Kinder, die bei Lebzeiten der Eltern als Halbverwaisete zu betrachten sind.

4) Uneheliche Kinder werden nur für eine Einkaufssumme aufgenommen.

Gar nicht aufgenommen werden Kinder, die an einem unheilbaren Körperschaden leiden, der sie für ein selbstthätiges Fortkommen unfähig macht. Von Hess sagt hierüber: „Das Waisenhaus hat es mit zu seinen Regeln gemacht, keine gebrech-

liche Kinder aufzunehmen. Wenn dieses Ausnehmen bei den für Geld Eingekauften allein befolgt würde, so wäre dagegen nichts einzuwenden: aber dass dieses auch als Versagungsgrund bei den Findelkindern gilt, das — scheint wenigstens so lange hart zu sein, als sonst keine Einrichtung für diese unglücklichen Geschöpfe da ist. Was kann das weggeworfene Kind dafür, das sich von so feindseligen Eltern ohne sein Verschulden hat müssen erzeugen lassen, dass es auch noch an der Natur von seiner Geburt an keine Freundin gefunden hat? Dabei ist diese Regel eine Strenge, die nicht in den Fundationsacten des Hauses gegründet ist, da darin kein Wort der Art zu finden steht.“ — Nun, liegen lassen oder spartanisch behandeln werden die gutmüthigen Hamburger solche Unglückliche gewiss nicht; ich denke mir, sie werden wol im Armenhause oder sonst irgendwo untergebracht.

Der Waisenhausprediger, Herr Pastor Klaucke, giebt in seinem Berichte über den gegenwärtigen Zustand des Waisenhauses, von 1839, eine Tabelle über die von 1831 bis 1838 aufgenommenen Kinder, zusammen 512, also durchschnittlich jährlich 64. Darunter waren Waisen durchschnittlich $16\frac{1}{4}$, Halbwaisen $39\frac{1}{2}$, Findlinge $2\frac{1}{4}$, Eingekaufte (im Verhältniss von 1 ehelichen zu 2 unehelichen) 6. Auf die Stadt kamen von der ganzen Summe 380, auf die Vorstädte und das Landgebiet 132. In dem einzigen Jahre 1814 mussten 614 Kinder aufgenommen werden, zum Theil erwachsene Knaben und Mädchen, deren Eltern von Davoust hinausgepeitscht und im Elende umgekommen waren. Bis zum siebenten oder achten Jahre bleiben die Kinder in der Kost, gewöhnlich bei Landleuten im Holsteinischen oder Hannöverischen. Erst dann werden sie in das Haus aufgenommen, wo sie bis nach der Confirmation bleiben, die Mädchen gewöhnlich noch ein Jahr länger, um häusliche Geschäfte zu erlernen. In den Jahren nach der Belagerung hatte sich die Zahl der Kinder bis auf 1400 vermehrt, von denen noch 1818 nicht weniger als 673 im Hause sich behelfen mussten, das eigentlich nur auf höchstens 450 eingerichtet war. Erst 1825 war die Zahl wieder in das alte Geleise gebracht und von da an bis 1838 giebt mein schon angeführter Gewährsmann, Pastor Klaucke, eine

Tabelle, wonach im Hause durchschnittlich wären 419 und in der Kost 153. Das Verhältniss der Knaben zu den Mädchen stand wie 9 zu 7.

In einigen Wochen wird das Waisengrün Statt finden, dieses von dem gemüthlichen Eberhard so rührend beschriebene Fest, und am Montage darauf haben im Hausgarten die Knaben ein Vogelschiessen, die Mädchen ein Topfschlagen. Dies Gartenfest hat einen würdigen Dichter an dem blinden Richard gefunden, ehemals Zögling des Waisenhauses, jetzt Lehrer der Blindenanstalt. Das Waisengrün will ich mitfeiern und vielleicht beschreiben, wenn ich nicht vorziehe, Dich, meine beste Mutter, zu bitten, dem Vater eine Schilderung davon zu machen, was Du gewiss viel besser kannst, als ich. Nur eine neue Einrichtung muss ich Dir mittheilen: es hat eine Art von Frauen-Emanicipation im Waisenhouse Statt gefunden, es giebt auch eine Capitainin (wunderlicher Titel!), die gleich dem Capitain ihre drei Adjutantinnen hat, ich glaube der officiële Titel heisst: Nachfolger und Nachfolgerinnen. Büchsenmädchen neben den Büchsenknaben giebt es aber noch nicht und das ist auch gewiss ganz in der Ordnung. Von der Einnahme, ungefähr 7 bis 8000 fl , kommt $\frac{1}{6}$ an das Haus, das Uebrige erhalten die Kinder, namentlich der Capitain 3 bis 400 fl , die Capitainin 2 bis 300 fl , die drei Nachfolger 170 bis 200 fl , die Nachfolgerinnen 150 bis 180 fl , die 24 Büchsenknaben zusammen etwa 1200 fl . Gar nicht müde werden kann von Hess, auf die Unzweckmässigkeit und die Schädlichkeit des Waisengrüns zu schelten, allein einmal glaube ich nicht, dass sich die Hamburger das Fest gerne nehmen liessen, zweitens würde es schwer sein, auf andere Weise dem Hause und den armen Waisenkindern dieselbe Einnahme zu schaffen, und drittens ist die jetzt sehr zweckmässig eingerichtete Wahl der besten Zöglinge zu den Capitainen, Büchsenknaben u. s. w. gewiss ein sehr nützliches Aufmunterungsmittel. Die Freude an dem Umzuge der Kinder ist in Hamburg eine ganz allgemeine, schon jetzt wird viel davon gesprochen und in allen Häusern der Vorstadt werden Gesellschaften gebeten und Kuchen gebacken. Der Mensch will einmal durch sinnliche Eindrücke aufgeregt werden und wer hätte denn auch wol ein solches Eishertz, dass

er nicht mit inniger Rührung auf die Kinderschaar hinblickte, die keinen andern Vater hat, als Gott im Himmel und keine andere Mutter, als die Milde der frommen Hamburger? Welcher Vater, welche Mutter dankte nicht mit heissem Gebete für die ihm beschiedenen Kinder und gäbe gern und freudig und reichlich dem Elternlosen?

Ueber die wirklich musterhafte Ordnung und Reinlichkeit im Waisenhouse herrscht nur eine Stimme der Anerkennung. Für die Gesundheit der Kinder wird alle Sorge getragen und der Unterricht vom Pastor, einem Katecheten, vier Classenlehrern und einigen andern Lehrern besorgt. Bekanntlich ist es aber in neuerer und neuester Zeit sehr in Frage gestellt, ob eine Waisenhauserziehung überhaupt zweckmässig sei. Die alljährlich seit einiger Zeit veröffentlichten Abrechnungen des Waisenhauses ergeben, dass jedes Kind bedeutend viel mehr kostet, als bei Weitem die meisten Bürger auf ihre eigenen Kinder verwenden könnten, und diese grosse Kostbarkeit kommt hauptsächlich auf Rechnung der hohen Administrationskosten. Für so vieles Geld aber, meinen viele Leute in Hamburg, könnte Besseres erreicht werden, wenn die Kinder, wie in manchen andern Ländern, in die Kost gegeben würden. „Es ist gar nicht anders möglich,“ behauptete Onkel Franz, „als dass die Kinder ungeschickt und un gelenk werden müssen; sie sind, wie Mönche und Soldaten in Klöstern und Casernen so gewöhnt an des Dienstes immer gleichgestellte Uhr und daran, dass ihnen ohne ihr Zuthun ihr Tisch gedeckt und ihr Bett gemacht wird, dass ihnen Mund und Nase offen stehen bleibt, wenn es einmal anders kommt in der Werkstatt des Meisters, wenn sie einmal wegen „hiller“ Arbeit eine Stunde später tafeln oder gar mit Caffee und Butterbrod vorlieb nehmen sollen. Zu helfen wissen sie sich in gar nichts Aussergewöhnlichem, denn davon steht nichts auf der Tabulatur. Viel lieber, und das weiss ich von sehr rechtlichen und glaubhaften Gefängnisvorstehern, nehmen Meister auf dem Lande Knaben aus dem Werk- und Armenhause. Aber diese Unbeholfenheit mögte noch hingehen, wäre sie nicht zugleich eine Frucht des Mangels an Familienleben, und da, da liegt die Wurzel alles Uebels. Ich will es gerne glauben, dass die Geistlichen und

Lehrer und wer sonst im Waisenhouse arbeitet, sich bemühen „das innere Leben der Anstalt als ein christliches Familienleben auszubilden,“ aber das können sie mit dem besten Willen nicht in den Stunden, in welchen sie amtlich mit den Kindern verkehren. Die ächten Familienfreuden fehlen, und gar noch viel mehr die für das ganze Leben und wahrlich für ein ewiges Leben bildenden Familienleiden. Nur wer mir einmal etwas Aussergewöhnliches zu Gefallen gethan hat, wen ich unmittelbar für mich habe arbeiten sehen, wer vor meinen Augen gelitten, geweint und dann wieder Freude empfunden, und ausser der vorgeschriebenen Zeit und ohne vorgeschriebene Worte seinen Dank zu Gott gestammelt hat, nur an den schliesst sich mein Herz, schliesst sich das empfängliche Kindesherz, und wann wäre das Kindesherz empfänglicher, als vom siebenten bis zum funfzehnten Jahre? Aber da muss es in seine Classen und lernt weder Entbehrungen, noch häusliche Freuden.“ — Onkel Gottlieb meinte dagegen, es wäre nur schlimm, dass die Kinder auf dem Lande nicht viel mehr lernen würden, als um Schweinehirten oder höchstens Tagelöhner zu werden und nicht einmal hamburger Schweinehirten, sondern im fremden Gebiete. — „Ich weiss, mit welchem Kalbe Du pflügst, lieber Schwager, aber wer besteht denn darauf, dass die Kinder alle zu Bauern gethan werden sollen? Ich bin fest überzeugt, dass, wollte man sich nur Mühe geben, sich ganz rechtliche Leute aus dem kleinen Bürgerstande finden würden, welche die Kinder für ein viel geringeres Kostgeld zu sich nähmen, als was sie jetzt kosten. Die patriotische Gesellschaft hat 1790, also im ersten Jahre der Revolution, gesagt, auf dem Lande und in kleinen Städten entscheiden sich die, durch eine Preisaufgabe veranlassten Untersuchungen mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Vorzug der Privat-Verpflegung, aber in grossen sehr verdorbenen Städten scheine die Theorie der Sache noch nicht allerdings entschieden. Ich leugne mit Fug und Recht, dass Hamburg zu den verdorbenen Städten gehört, unser Mittelstand ist brav und ehrenwerth, also pflöpft mal den grünen Baum der Praxis auf die graue Theorie und versucht's einmal mit einigen Dutzend Kindern auf ein paar Jahre! Vertheilt die Kinder in gute Schulen; lasst sie wo möglich ganz vergessen, dass sie

Waisenkinder sind; lasst sie hineinwachsen und gross werden mit den Kindern der Pflegeeltern; lasst sie umhergestossen werden, sie wollen schon wieder stossen und ihre Kräfte üben und leben lernen und das Letzte eben will ich, und das lernen sie nimmermehr im Waisenhouse. Und gerade für den kleinen Hausstand, zunächst für die Lehrjahre des Handwerkers in Hamburg sollen sie lernen und das geschieht am Besten in Hamburg, denn für das gänzliche Verbleiben auf dem Lande stimme ich keineswegs.“ — Aber die Foundationsacte, der Wille der Stifter und Wohlthäter, die Descendenten der Testatoren. — „Aber, liebster, bester, trefflicher Schwager, das sind ja Alles Sachen, die Du gegen Deine eigene Ueberzeugung nur vorbringst, um mich da vor August zum Widersprechen zu reizen. Aergern wird man sich im Himmel, will's Gott, nicht, vielleicht aber lächeln über die Leute hier unten, die sich, gläubig oder nicht gläubig, an Edicta perpetua und ewige Friedensschlüsse und unabänderliche Fundamentalgesetze klammern, als ob es keine fortschreitende Zeit, keine Aufklärung, keine souveraine Volksvernunft gäbe! Werden denn auch noch die Legate bezahlt, die vor der Reformation zu Seelbädern und Messen und Horen ausgesetzt wurden? Sind sie nicht längst zu anderen, zeitgemässen und doch frommen Zwecken verwendet? Sind nicht tausend und aber tausend solcher Veränderungen vorgegangen, ohne dass Hamburg umgefallen wäre? Ich weiss nicht, Emma, hat Dein Thee einen Beigeschmack, oder kommt es mir nur so vor?“

Auch dies Gespräch war damit zu Ende und ich will meinem Briefe ein Ende machen, um nächstens fortzufahren in der Skizze von Hamburgs mildthätigen Anstalten. Heute ist Onkel Gottlieb in Herrengesellschaft und ich werde mit Bertha nach dem Garten wandern. Lebt wohl, theure Eltern, Du mein lieber, lieber Vater, Du meine süsse Mutter! Lebt wohl und denkt mit Liebe Eures

August.



Sechster Brief.

Niederländische Armencasse. — Weibliche Vereine für Armen- und Krankenpflege. — Warteschulen. — Krankenhaus. — Institute für Kranke. — Taubstummen-Anstalt. — Blinden-Anstalten. — Gasthaus. — Hospitäler. — Armenwohnungen.

Hamburg, Juni 1841.

Mit Deiner gütigen Erlaubniss, bester Vater, fahre ich fort in der Uebersicht von Hamburgs milden Anstalten, und beginne heute mit einer Art von Armencasse, die gewissermaassen als Staat im Staate besteht, und nun schon länger als dritthalb Jahrhunderte, ohne Einschreiten, selbst ohne directe Aufsicht der Regierung, Kummerthränen stillt, und durch die Beiträge Einzelner dem Staate eine Last abnimmt; ich meine die niederländische Armencasse. — Auf den Trümmern des stolzen Brügge hatte sich Antwerpen im 16ten Jahrhundert zur ersten Handelsstadt der damaligen Welt erhoben, da wurden die Niederlande eine Provinz der spanischen Monarchie; Philipp und sein Alba, Glaubenshass und die fürchterliche Inquisition, Söldnerbanden und „die spanische Furie“ (ein Mordeinfall der spanischen Soldaten im Jahre 1577), so wie später die denkwürdige Belagerung 1585, brachten Antwerpen an den Rand der gänzlichen Vernichtung. Tausende verliessen die unglückliche Stadt; viele dieser Familien kamen nach Hamburg, und Manchen war es gelungen, ausser dem Leben und der theuren Glaubensfreiheit auch Theile ihres Vermögens zu retten; Büsch und nach ihm Leonhard Wächter datiren den Grosshandel Hamburgs seit dieser Ansiedelung der antwerpener Kaufleute.

Zwar ist's schön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nie!

So mogten auch die Antwerpener in Hamburg denken; vielleicht bewahrten auch sie, gleich den aus Spanien vertriebenen Mauren

in Africa, die Schlüssel zu den verlassenen Häusern, aus denen der Fanatismus sie verjagt hatte, wenigstens betrachteten sie sich lange Jahre nicht als feste Eingesessene Hamburgs, sondern schlossen und prolongirten immer auf 10 Jahre den Contract, durch den sie sich zu einem „Synzinse,“ einem Aufenthaltsgelde, als Aversionalsumme, verpflichteten. Die Clausel aber, dass ein Niederländer, der eines Bürgers Tochter heirathete, Bürger werden musste, bereitete die allmälige Verschmelzung vor. Schon 1585 errichtete diese Art von Colonie unter sich eine Armenbüchse „für die Armen der niederländischen Nation, der wahren augsburgischen Confession zugethan,“ und unter den jährlichen Vorstehern dieser Armencasse stehen die Ahnherren mancher alten Familien, die nachher zu Ehren und Würden im hamburgischen Freistaate gelangten, und zum Theil noch blühen. Anfänglich zahlten nur Niederländer die Beiträge, und nur Niederländer erhielten Unterstützung, allmähig aber contribuirt auch andere Familien, ohne Unterschied der christlichen Confession, und gegenwärtig ist es eine allgemeine Unterstützungs-Anstalt für verschämte Arme, die keine Beihülfe von der Armenanstalt oder sonst vom Staate erhalten. Verwaltet wird die Casse von vier Alten und zwölf Vorstehern, die sich selbst durch Wahl ergänzen. Der jahrverwaltende Vorsteher übernimmt alljährlich im Herbste eine Sammlung, die etwa 2400 fl eintragen mag. Diese und die Zinsen des Capitaless werden zu Einzeichnungen auf Zeitlebens verwendet, die 30 bis 100 fl jährlich betragen; der Rest der Einnahme wird am Tage der Verkündigung Mariä, am 25. März, in Portionen von 20 fl vertheilt.

Eine zweite freiwillige Vereinigung dieser Art ist der weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege, der im Jahre 1832 in Wirksamkeit getreten ist, und es sich zur Aufgabe gestellt hat, rechtliche Arme in ihren Wohnungen zu besuchen, sie zu pflegen, ihnen Arbeit zu schaffen, und ihnen in jeder Weise leiblich und geistig aufzuhelfen. Den verdienten Arbeitslohn erhalten die Armen baar, sonst aber alle Unterstützungen in der Regel in Naturalien, überhaupt so wenig Almosen wie möglich, sondern das wohlthuende Gefühl, durch Anwendung der eigenen Kraft in nützlichen Beschäftigungen sich

selbst ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Von den Arbeiten, welche die Armen zum Verkaufe gemacht haben, werden Ausstellungen veranstaltet, zu denen sich Hamburgs Frauen im eigentlichen Sinne des Worts drängen, nicht aber, wie der boshafte Römer sagt: „sie kommen, um zu schauen und beschauet zu werden,“ sondern um wirklich zu kaufen, und das Gekaufte entweder selbst zu verbrauchen, oder an andere Arme zu schenken, und nebenbei reichlich zu spenden in die ausgestellten Büchsen. Geistliche Concerte werden veranstaltet zum Besten des Vereines, Bräute und Verlobte bedenken ihn, verlorene Wetten und gewonnene Processe, selbst Bälle und Lotterien, abgelösete Neujahrskarten und Gottespfennige werden dem Vereine zugewendet. Im Jahre 1837 schenkte ein auswärtiger Menschenfreund dem Vereine 10,000 Mark Banco, wofür in der Vorstadt St. Georg ein Gebäude errichtet wurde, in welchem neun arme Familien für geringen Miethzins wohnen, und kranke Kinder armer Eltern gepflegt und geheilt werden. Im Munde des Volkes heisst dies Haus mit vollem Rechte das Amalienstift, nach der Vorsteherin des Vereines Amalia Sieveking, der Tochter eines verstorbenen hamburgischen Senators, die sich während der Cholerazeit der Krankenpflege in einem Hospitale widmete, und jetzt die Sorge für diesen Verein zu ihrem Lebensberufe gemacht hat, im wahren Sinne und Geiste einer barmherzigen Schwester, wie sie Dir, lieber Vater, aus Belgien und Frankreich bekannt sind. Amalia wird nicht müde, für ihre Schutzbefohlenen zu sorgen, zu wachen und zu bitten, und mit ungeheuchelter Ehrfurcht sehen die Hamburger auf diese treue Armenmutter, deren ganzes Wesen christliche Liebe und christliche Demuth ist. Ich schicke Euch, liebe Eltern, die Berichte über den Verein, welche die psychologisch interessantesten und wahrhaft erbauende Aufschlüsse geben. Der Geist desselben verkündet sich am Besten in dem Statute, das ich hier ohne weiteren Zusatz abschreiben will:

„Was unsere moralische und religiöse Einwirkung auf die Armen betrifft, so erwarten wir hier das Meiste von dem Wirken der Liebe im Geiste des Glaubens, eine Liebe also, die gepaart ist mit Wahrheit, Weisheit und Ernst, dahingegen nach unserer innigen Ueberzeugung eine zu weichliche Liebe in den

allermeisten Fällen mehr Schaden als Nutzen stiftet. Neben Jenem aber, was uns als Hauptsache erscheint, halten wir doch auch den eigentlichen religiösen Zuspruch nicht für überflüssig; wir ermahnen zur Busse und zur Ergebung, suchen den von der irdischen Noth niedergedrückten Sinn zu Dem, das droben ist, zu erheben, ermuntern zur Lesung der heiligen Schrift, zum Besuch des Gotteshauses und zum Genuss des heiligen Abendmahls, und theilen hin und wieder auch Erbauungsschriften aus, alles dieses jedoch bei Kranken nicht ohne Berücksichtigung ihres Krankheitszustandes, und nie gegen den Willen des behandelnden Arztes.“

In St. Georg hat sich drei Jahre später ein ganz ähnlicher Verein gebildet, der auf gleiche Weise wirkt und dessen gedruckte Berichte ich gleichfalls mitschicke.

Giebt es Stunden — und gewiss jedem guten Menschen schlagen solche Stunden schon hienieden! — giebt es Stunden, die uns wahrhaft beseligende Gefühle schenken, die uns von Unsterblichkeit der Seele nicht nur eine frohe Ahnung zuflüstern, sondern sie uns als heiligste Ueberzeugung zujauchzen, so muss eine solche Stunde diesen edlen weiblichen Wesen kommen, die ich mit den Diakonissinnen der ersten Christen vergleichen möchte, wann es ihnen gelungen ist, eine arme Familie, oder auch nur eine Arme zu retten vor dem Mangel und Elende, vor dem bitteren Kampfe mit der Verzweiflung an guten Menschen, an dem bessern Selbst, an dem Dasein einer allgütigen Vorsehung. Findet der Kranke, der matt und hilflos verlassen lag, eine milde Hand, die ihn pflegt und ihm die helfende Arznei reicht; wird ihm die frohe Gewissheit, dass er sein tägliches Brot nicht verliert, weil er wochenlang nicht arbeiten kann, dass seine Kinder nicht zu hungern brauchen; erhält er auch nur den Trost für seine verlorne Kraft, dass in Zukunft eine leichtere Arbeit diejenige ersetzen soll, deren sein Arm nicht mehr fähig ist; treten an die Stelle finsternen Grolles und bitteren Hasses die sanften Gefühle der Versöhnung und der Dankbarkeit; weichen nagende Reue und wilde Selbstanklagen der Geduld und dem gläubigen Vertrauen auf einen allbarmherzigen Vater im Himmel; fliessen zum erstenmale wieder seit langer, grausenhafter Zeit über die gefurchten

Wangen Thränen der Freude, des Dankes, des Segens — o, wer ist dann seliger, der Geholfene oder der Engel, den Gott sandte, dessen Milde Gott in die Brust eines Weibes senkte?

Der Hausvater ist genesen von schwerer Krankheit, aber seine Kraft ist gelähmt, er kann nicht mehr so viel verdienen, wie sonst, und die Frau muss mitverdienen. Oder setzen wir einen andern Fall: der Vater ist seinen Leiden erlegen, die Wittwe muss allein für das Häuflein der Kinder sorgen. Die älteren Kinder, vom siebenten, achten Jahre an, gehen in eine der Armen-schulen, aber wohin mit den kleineren? wie und wo sie schützen vor Unglück, wie nur sie speisen und pflegen? Auch hier hat Hamburgs Milde gesorgt, auch hier seine frommen Gaben dem zarteren, reineren Geschlechte überantwortet, es belastet mit der Sorge für die unversorgten Kleinen. Im Jahre 1830 trat ein Verein zusammen, der die erste Warteschule errichtete; schon im Jahre darauf entstand die zweite, 1834 die dritte, 1835 die vierte, und seit dem vorigen Jahre ist auch in der Vorstadt St. Georg die fünfte gegründet. Fünf Vorsteher, für jede Schule einer, bewilligen die Aufnahme solcher Kinder, die allein laufen und einigermaassen sprechen können, in die zunächst gelegene der Schulen, welche in den Mittelpuncten der von der arbeitenden Classe zumeist bewohnten Gegenden liegen. Vor 8 Uhr Morgens werden die Kleinen nach der Schule gebracht, Abends nach 7 Uhr wieder abgeholt; Frühstück und Vesper müssen sie mitbringen, Getränk und gesundes, warmes Mittagsessen erhalten sie in der Schule, wo sie unter unausgesetzter Aufsicht spielen lernen und spielend lernen, was ihren Geisteskräften angemessen ist. „Mir ist“ — ich lasse wieder Onkel Franz reden — „mir ist einmal ein Knabe vorgekommen, dessen Dasein von der Mutter verwünscht wurde und den sie zu einem Weibe in einem Hofe in die Kost gegeben hatte; der Junge war mit Ausschlag und Ungeziefer bedeckt, konnte in seinem fünften Jahre nichts als einige schändliche Schimpfworte, nannte jedes Thier en Swien (ein Schwein) und hatte alle Woche nur einmal seinen Stall verlassen, um vor dem Hofe — den Dreckwagen zu sehen. Nachher haben ordentliche Leute jahrelange Mühe davon gehabt, den Jungen zum Menschen zu machen, und die Tücke ist doch nicht ganz

gewichen. Hätten doch damals Warteschulen existirt!“ Solches Bild einer Hof- oder Gang-Erziehung könnte noch durch Verkrüppelung verschlimmert und mit zunehmenden Jahren durch Verschlechterung gesteigert werden. Statt dessen werden die Kinder in den Warteschulen zur Reinlichkeit und Ordnung angehalten, sie lernen, sich mit ihren Gespielen vertragen und — gehorchen! Und das wirkt für die ganze Lebenszeit. Sie gehorchen aber gerne, denn die Frauen, denen die Warteschulen anvertraut sind, werden mit äusserster Sorgfalt gewählt, und zu jeder Schule gehören acht Frauen und Jungfrauen, welche alle Woche in der besondern Aufsicht wechseln. — Können denn die Eltern diese Wohlthaten bezahlen? Nein, das thun sie auch nicht; für ein Kind wird während der ganzen Woche 4 Schillinge (3 Silbergroschen) bezahlt, für mehrere Kinder 6 Schilling. Das ist eigentlich mehr ein Mittel, den Eltern die Freude zu lassen, doch auch für ihre Kinder zu arbeiten, und das bei dieser Vergütung ersichtlich noch Fehlende, nun, das ersetzen Subscriptionen und milde Beiträge der Hamburger.

Ich sollte hier, bei dem Kapitel der Schulen, auch von den Frei- und Armenschulen, den Sonntagsschulen und andern solchen milden Stiftungen reden, will dies aber bis dahin versparen, wo ich auf das Schulwesen kommen werde, und mich jetzt zu den grossartigen Krankenanstalten Hamburgs wenden.

Wahrhaft grossartig, und doch den Hamburgern noch nicht ausreichend ist das allgemeine Krankenhaus, und hier muss ich mir erlauben, mit Onkel Franz Hülfe einmal wieder historisch auszuholen.

Vor der Reformation waren in Hamburg, und zwar eigentlich ausserhalb des alten Hamburgs, drei Hospitäler für Aussätzige und für durchreisende Pilger: die noch bestehenden und später zu erwähnenden von St. Georg, St. Hiob und zum heiligen Geist. Als aber, wie ich früher erwähnte, die Nicolaiten ihre Gotteskastenordnung errichteten, der sich später auch die andern Kirchspiele anschlossen, so nahmen sie darin einen Artikel auf:

Van Stifftinghe enes nigen Hospitales und Huses vor de Krancken in der Pestilentie.

Der Artikel selbst lautet, in jetziges Hochdeutsch übersetzt: „Weil aber nach Mannichfaltigkeit des Volkes (wegen der Volksmenge) alle von alten Zeiten in dieser Stadt gebauete und errichtete Hospitäler mit Kranken und Nolhdürftigen überfüllt sind, so erfordert die christliche Liebe, dass die Vorsteher nach einer gelegenen Stelle trachten, um für Diejenigen, die durch Alter und Krankheit in unserm Kirchspiel geschwächt, Nichts zu ihrer Nothdurft erwerben können, ein Hospital zu errichten und solche Kranke aufzunehmen. Könnte man auch ein besonderes Haus oder Platz erhalten, wohin Jedermann seine Diensboten, wenn sie mit Pestilenz oder ähnlicher Krankheit befallen, die man gemeiniglich zu scheuen und abzusondern pflegt, schicken könnte, so würde das unbezweifelt für unser Kirchspiel nützlich sein, und von Jedermann, der mit Frau, Kindern und vielem Gesinde beladen, zur Unterhaltung desselben mildiglich begabt werden.“

Das Jahr 1604 war ein Cometen-Jahr, aber auch zu gleicher Zeit ein Pest-Jahr für Hamburg. Vielleicht war es nicht die eigentliche orientalische Bubonenpest, aber doch gewiss eine ansteckende verheerende Krankheit. Die damit Befallenen wurden in einem Gebäude im Eichholze, in der damaligen Vorstadt untergebracht, und 1606 beschlossen Rath und Bürgerschaft die Erbauung eines eigenen Pesthofes, der in der Nähe von Altona, ausserhalb der Stadt, errichtet wurde, und Kranke, Gebrechliche, Wahnsinnige und Arme aufnahm. Erst Ende des Jahres 1797 wurde der allmählig immer erweiterten Anstalt der schauderhafte Name des Pesthofes genommen und in Krankenhaus umgewandelt. Nach von Hess, der dem Krankenhofe eine lange und höchst interessante Abhandlung widmet, befanden sich im September 1810 auf dem Krankenhofe 482 Invaliden, oder blos Versorgte, und 400 Kranke, worunter 104 Wahnsinnige. Der Krankenhaus zählte zu seinen Einnahmen einen Zuschuss aus der Stadtcasse, in den Jahren 1808 und 1809 von 10,000 fl , der sonderbarerweise aus der Abgabe des Dreckkarrengeldes erhoben wurde. Damals hatte die Anstalt nur einen Arzt, der in der Stadt wohnte, aber verbunden war, täglich drei Stunden auf dem Krankenhofe zuzubringen, und zwei Wundärzte, welche auf dem Hofe wohnten und die äusserlich Kranken täglich zweimal besuchen mussten.

Jetzt, liebe Mutter, muss ich Dich an die fürchterliche Zeit erinnern, die Dich aus Hamburg trieb. Du gingst in die Arme der Liebe, des häuslichen Glücks, Tausende Deiner armen Landsleute wurden von Teufeln in Uniformen in das grässlichste Elend, in den jammervollsten Tod getrieben.

Am 30. December 1813, Mittags 2 Uhr, also etwa zwei Stunden vor Dunkelwerden, erhielt der jetzige Bürgermeister Dr. Bartels, damals Präsident der Verwaltungs-Commission der bürgerlichen Hospitäler, durch den Präfecten den Befehl des Prinzen von Eckmühl, bis zum nächsten Vormittage sämtliche Gebäude des Krankenhofes räumen zu lassen, indem bereits die Ordre ertheilt sei, am Abend Alles niederzubrennen. Der Maire, Herr Rüder, that alles Mögliche, und schaffte dem wackern Bartels einen — Pass, um aus dem Thore hinaus zu kommen; das war Alles, wenn man nicht etwa einen Brief mit einer lateinischen Phrase an den Präfecten für Etwas rechnen will, den dieser mit der beigeschriebenen Bemerkung zurückschickte: jetzt wäre keine Zeit zum Lateinschwatzen; es solle gebrannt werden. Wäre nicht der Ober-Präsident von Blücher in Altona gewesen, der reichlich so ehrenvoll, wie alle Schlachten-Generale, den Titel: Graf Blücher-Altona von seinem dankbaren Könige erworben hat, es wären nicht einmal Wagen zu erhalten gewesen, denn der Commandant in Hamburg schlug dem flehenden Bartels selbst die Gassenwagen mit rohem Trotze ab. Noch waren hunderte von Kranken im Hause, als Höllengeister in Menschengestalt und in der Uniform des grossen Soldatenkaisers eindringen, Kranke und Todte plünderten, mit Sterbenden um ihre Decken rangen, die Dächer abdeckten und in das Stöhnen der Leidenden, in das Jammern und Heulen der gefesselten Irren ihr satanisches Hohn-gelächter, ihre scheusslichen Witze brüllten. Ich schliesse mit Bartels Worten: „Den 4. Januar des Morgens endlich lief das Raubgesindel mit Brandmaterialien umher, und während mehrere der höheren Officiere, unter denen, wie man sagt, selbst der unmenschliche Davoust gewesen sein soll, wie zu einem Feste sich dort umher gelagert hatten, standen auf einmal alle Gebäude in lichten Flammen. Beinahe zwei Drittheile der wegtransportirten Kranken sind bald nachher ein Raub des Todes geworden.“

Du hast den Brief weggelegt, Mutter, aber nimm ihn wieder auf und siehe, wie Hamburg wieder hergestellt hat, was Fremde so unbarmherzig zerstörten. Nachdem die Stadt ihrer Quäler los geworden war, wurde den Kranken das alte Lombardgebäude eingeräumt, das am Walle dort lag, wo jetzt die Pappeln der Wallchaussée sich in dem herrlichen Alsterbassin spiegeln. Im Jahre 1818 wurde der Bau eines neuen Krankenhauses beschlossen, und am 30. October 1823 wurde es eingeweiht. Es steht dort, wo Du die Vogelstange der Schützen gekannt hast, zwischen No. 4 und der Lohmühle, und hat nicht weniger zu erbauen gekostet, als 1,281,901 $\frac{1}{2}$ 11 $\frac{1}{2}$ β Courant. Dafür ist es aber auch ein stattliches Gebäude, ein hinten offenes Viereck, in der Frontseite 702 $\frac{2}{3}$ Fuss, an beiden Seitenflügeln 330 Fuss lang. Das Mittel-Gebäude der Façade, 200 Fuss lang, hat drei Stockwerke, links und rechts davon sind nur zwei Stockwerke. In dem schönen, mehr als 300 Zuhörer fassenden Betsaale des Mittelgebäudes, eine Treppe hoch, ist ein treffliches Gemälde, worauf der Lübecker Overbeck in Rom Christi Leidenskampf auf dem Oelberge dargestellt hat. Bei den Einführungen werden Fremde in ein Zimmer geführt, um ihre Namen in ein Buch einzuschreiben und in eine Büchse eine milde Gabe zu legen. Ich bin durch die Säle der männlichen Kranken im südöstlichen Flügel gegangen, habe Küche und Apotheke, Operationszimmer, Badeanstalten und alles zum Hause Gehörige angesehen, aber freilich konnte ich mich unter so vielen Leidenden des drückenden und wehmüthigen Gefühles nicht gänzlich dadurch erwehren, dass ich mich zwang, auf die grosse Sauberkeit, die Ordnung und die Zweckmässigkeit zu achten, welche überall in dieser Anstalt herrscht, die eigentlich nur für 1000 Kranke bestimmt ist, deren aber oft gegen 1500 zählt. Diese liegen grösstentheils in kleineren oder grösseren Sälen zu 12 bis 30 Betten, zum Theil auch in noch kleineren Räumen, wie namentlich die zahlreichen Kostgänger des Hauses. Leider hat man noch nicht dazu gelangen können, die Irrenanstalt aus dem Hause ganz zu entfernen; wie dies schon seit längerer Zeit im Werke und ein Platz dazu bereits eingeräumt ist.

Der Hospitalarzt muss in der Nähe der Anstalt wohnen und der Privat-Praxis entsagen; nicht so der zweite Arzt, dem be-

sonders die Leitung der chirurgischen Abtheilung übertragen ist. Drei Gehülfsärzte und eben so viele Gehülfswundärzte werden immer nur auf zwei Jahre angestellt. Dass ausser den Apothekern, Krankenwärtern, Bademeistern u. s. w. noch eine Menge von Leuten zur Oekonomie gehört, brauche ich nicht besonders zu erwähnen.

Die Verwaltung des Krankenhofes hatten die beiden Prätores an deren Stelle jetzt die beiden Polizeiherrn getreten sind, die zehn Leichnamsgeschwornen (Oberalten oder Sechsziger der fünf bürgerlichen Kirchencollegien) und die fünf ältesten Sechsziger dieser Collegien, von denen der älteste alljährlich um Michaelis abtrat. Bis 1805 führte dieser älteste Provisor die Geschäfte allein; damals aber theilten sich die fünf Provisoren in die Arbeit, und von Hess bemerkt hierüber: „Die guten Folgen dieser Abänderung haben sich sehr deutlich durch mehre Verbesserungen dargethan, und man sagt nicht zu viel, dass der Zustand der Kranken und der Bewohner des Hauses überhaupt sich seit jener Zeit sehr gebessert hat und mit dem Jahre 1805 eine heilsame Epoche für dieses einst mit Recht verschrieene Institut eingetreten ist.“ Bei Errichtung des jetzigen Krankenhauses ist man noch weiter gegangen in der zweckmässigen Reform, indem statt der früheren fünf Provisoren jetzt sechs vorhanden sind, die nicht nach der Reihe einrücken, sondern aus einem Aufsatze von drei Personen, welchen die Provisoren machen, vom grossen Collegio gewählt werden, und zwar nicht nur aus einem Kirchspiele, oder nur aus den Sechszigern, sondern aus allen Hundertachtzigern der fünf Kirchspiele. Die specielle Verwaltung ist unter die sechs Provisoren vertheilt. Den Geistlichen der Anstalt wählt das grosse Collegium, mit Zuziehung des Seniors des geistlichen Ministerii.

Von 1824 bis 1834 hat die Administration sechs besondere Berichte über die Verwaltung des Krankenhauses publicirt, seitdem sind diese Berichte in die wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten als Vaterstädtische Artikel aufgenommen, wobei aber die eigentlich ärztlichen Berichte wegfallen. Die Anstalt mag jährlich etwa 250- bis 300,000 fl kosten. Haupteinnahmen sind, ausser den Zinsen, Beiträgen von den Kirchen, den halbjährlichen

Sammlungen und Geschenken, erstens die Kostgelder, über welche Private oder Corporationen sich mit den Provisoren einigen (für Handwerksgesellen, Dienstboten u. s. w. werden in der Regel täglich 7 Schilling bezahlt, etwa 5 Silbergroschen) und zweitens der Zuschuss, den die Staatscasse, die Kämmerei hergiebt. Dieser betrug in den Jahren 1825 bis 1834 etwa 1,589,000 fl , also durchschnittlich jährlich 158,900 fl . Die Durchschnittskosten der Verpflegung betragen in der Regel täglich über 8 ß , in einzelnen Jahren sogar über 10 ß .

Die fünf zur hamburger grossen Loge gehörigen Freimaurer-Logen haben in den Jahren 1795 und 1804 am Dammthorwalle zwei Institute für weibliche und männliche Kranke errichtet, die bei der damaligen mangelhaften Einrichtung des Krankenhofes von grossem Nutzen waren, indem man in diese Institute besonders Dienstboten unterbringen konnte. Viele Hausväter verpflichteten sich daher gerne zu einem jährlichen Beitrage von 3 fl , und mehrere Zünfte (in Hamburg Aemter genannt) einigten sich über die Aufnahme ihrer Gesellen mit der Administration. Durch die Errichtung des Allgemeinen Krankenhauses ist nicht nur die Furcht vor der Hospitalcur verschwunden, sondern auch sind die Curkosten so bedeutend ermässigt, dass die Freimaurer-Institute an Nothwendigkeit und an Frequenz sehr verloren haben. Dennoch sind sie keinesweges überflüssig geworden, und mancher Kranke zieht diese Anstalten mit ihrem Kostgelde von täglich 16 ß für männliche, 14 ß für weibliche Kranke vor, um in grösserer Stille und bei dennoch öfterem und freierem Zutritte seiner Angehörigen seine Genesung zu erwarten. Das Kostgeld bei grösseren Anforderungen ist übrigens, gleich dem im Allgemeinen Krankenhause, höher, und steigt dort, wie hier, bis 20 fl wöchentlich. Das Institut für weibliche Kranke enthält 48 Betten, das für männliche 30. Verwaltet werden diese Anstalten von 5 Mitgliedern der Logen und vier Aerzten, die alljährlich einen Bericht über die Administration veröffentlichen.

Ueber das israelitische Krankenhaus behalte ich mir vor, Einiges zu sagen, sobald ich an die zahlreichen Stiftungen dieser Gemeinden gelange, die selbst in dem wohlthätigen Hamburg als höchst ehrenwerth dastehen.

Hamburg hat das Verdienst, dass auf seinem Gebiete die erste Taubstummen-Anstalt errichtet wurde, und zwar vor mehr als 60 Jahren durch den Organisten Heinecken in Eppendorf, der aber schon 1778 vom Kurfürsten von Sachsen nach Leipzig berufen wurde, um die dort noch bestehende Anstalt einzurichten. Die eppendorfer Anstalt lösete sich bald auf, und die grösstentheils armen Eltern taubstummer Kinder in Hamburg und seiner Umgegend mussten auf die Erziehung dieser Unglücklichen verzichten. Da traten im Jahre 1826 zwölf Geistliche, Juristen, Mediciner und andere Bürger zu einem Vereine zusammen, die eine Subscription bei ihren Mitbürgern eröffneten, welche binnen kurzer Zeit über 35000 fl eintrug, und durch versprochene jährliche Beiträge den Bestand der Anstalt sicherte. Diese wurde am 28. Mai 1827 in der Dammthorstrasse eröffnet und feierlich eingeweiht, zwei Jahre später in ein, für sie angekaufttes Gebäude der Vorstadt St. Georg verlegt. Unterricht wird ertheilt im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Laut- und Schriftsprache, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Sittenlehre und Religion; die Knaben turnen, und die Mädchen machen Handarbeiten. Die Donnerstage von 1 bis 3 Uhr sind zu öffentlichen Prüfungen bestimmt, doch haben Reisende auch an andern Wochentagen Zutritt. Aufzunehmende, wirklich taubstumme Kinder müssen im Uebrigen gesund, nicht aller geistigen Bildung unfähig, und zwischen 6 und 12 Jahren alt sein. Für Kostgeld und Unterricht wird jährlich 450 fl , für Unterricht allein 100 fl bezahlt, Kinder unbemittelter Eltern aber, in Hamburg und dessen Gebiet, werden ganz unentgeltlich unterrichtet. Gegenwärtig enthält die Anstalt etwa ein Dutzend Knaben und halb so viele Mädchen, wovon die Mehrzahl auch ohne Bezahlung verpflegt wird. Im Ganzen sind schon über 50 Zöglinge in die Anstalt aufgenommen.

Eben so wie die Taubstummen-Anstalt sind die beiden Blinden-Anstalten reine Schöpfungen der Privat-Wohlthätigkeiten. Im Jahre 1830 vereinigten sich Pastor Dr. Wolff und Professor Jülich mit einigen patriotischen Bürgern, die eine Blinden-Anstalt errichteten, welche sich 7 oder 8 Jahre später in zwei verschiedene trennte:

Die Wolff-Jülichsche, in der Steinstrasse *) nimmt Pensionaire auf, Kostgänger, die ganz umsonst in der Anstalt verpflegt und unterrichtet werden, und Zöglinge, die nur am Unterrichte Theil nehmen. Der Unterricht erstreckt sich auf Religion, neuere Sprachen, Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, Mythologie, Rechnen, Schreiben, Handarbeiten, Declamiren und ganz besonders Musik und Gesang. Das Institut erhält sich durch jährliche Subscriptionen und einmalige Beiträge, um deren Einsammlung sich ein Verein junger Leute besonders verdient macht.

Gleichfalls von milden Beiträgen besteht die Blinden-Anstalt von 1830, in der neustädter Neustrasse, worin Kinder vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre gegen mässige Vergütung oder grösstentheils ganz unentgeltlich mit allem Nöthigen versorgt und unterrichtet werden. Damit ist auch eine Unterrichts-Anstalt verbunden, woran auch erwachsene Blinde Antheil nehmen können, und im Rohr- und Korbflechten und in Musik unterrichtet werden. Oberlehrer der Anstalt ist der selbst erblindete, schon genannte Richard. Den Vorstand bilden sechs Bürger, worunter zwei Aerzte. Die Anzahl der Pensionaire und der, den Unterricht Besuchenden, ist im steten Zunehmen.

Beide Anstalten machen bei der Aufnahme keinen Unterschied in der Religion, und in beiden ist der Besuch sowol Einheimischen, als Fremden gestattet.

Wenn Taubstummheit und Blindheit uns schon im zarten Kindesalter als unheilbar entgegentreten, so ist hülfloses Alter ein wahrlich nicht minder schweres, auf Schutz und Milde Anspruch machendes Unglück, und auch in dieser Hinsicht steht Hamburg nicht zurück in menschenfreundlicher Wohlthätigkeit.

Das Gast-, Armen- und Krankenhaus, gewöhnlich nur Gasthaus genannt, wurde Anfangs des 17. Jahrhunderts errichtet; von Hess nennt es bezeichnend ein Caravanseraï, es war ein Einkehrhaus für arme Wanderer am Eingange der damaligen Stadt, hart am alten Millernthore, zwischen der jetzigen Alten-

*) 1843 in der Vorstadt St. Georg, Steindamm No. 147.

und Neuenwallstrasse und doch getrennt von der Stadt, so dass das Einschleichen der Pilger verhindert wurde. Als der dreissigjährige Krieg ganz Deutschland verheerte, schleppten sich viele Flüchtlinge bis nach dem befestigten Hamburg, glücklich, wenn sie die Stadt erreichen und dort Betteln konnten. Im Jahre 1630 gaben die vier Hauptkirchen der Altstadt Geld her zur Erweiterung des Hauses, worin nun, nach der 1632 errichteten Ordnung, fremde und einheimische Kranke bis zur Genesung verpflegt werden, es dann aber verlassen sollten. Im Verlaufe der Zeit fiel dieser Zweck weg, und das Haus wurde seit Anfang des 18. Jahrhunderts eine Versorgungs-Anstalt für alte, wenigstens 60jährige Leute, von denen 72 Männer und eben so viele Frauen für eine kleine Summe eingekauft werden, und dann für Zeit- und Lebens-Unterkommen, Bekleidung und angemessene Verpflegung erhalten. Manche, namentlich Frauen, verdienen sich noch nebenbei Geld ausserhalb des Hauses. Im Jahre 1828 wurde ein Privathaus auf dem Neuenwalle für dieses Institut angekauft, und auf dem Platze ein Viereck gebauet und 1830 bezogen. Im Hause, über dessen vielleicht nicht ganz zweckmässige Lage an einer der schönsten und belebtesten Strassen Hamburgs ich mich schon früher geäussert habe, sind ausser den Administrations- und Oekonomie-Zimmern enthalten: grosse und kleinere Schlafsäle, Versammlungszimmer, Betsaal, Krankenstuben u. s. w. Das Verwaltungs-Collegium bilden die beiden ältesten Bürgermeister, zwei auf Lebenszeit gewählte Aelteste und acht Provisoren, von denen jährlich der älteste abgeht. Die Einkünfte bestehen in Zinsen und halbjährigen Sammlungen; Zuschuss aus der Staatscasse wird nicht gegeben.

Des Hospitales zum Heiligen Geist wird urkundlich schon 1248 gedacht, wahrscheinlich hatten hier, im jetzigen Rödingsmarkte, ebenfalls an der Gränze der damaligen Stadt, die Barfüsser-Mönche des Marien-Magdalenen-Klosters ein Krankenhaus für ihre Brüder und für durchreisende Pilger angelegt. Nach Einführung der Reformation wurde dies Hospital den Oberalten übergeben, um Lahme, Blinde, Taube und Stumme darin aufzunehmen. Die dazu gehörige Kirche, die ihren Eingang an der Graskellerbrücke hatte, machten die Franzosen 1811 zum Ma-

gazin, 1832 wurde sie abgebrochen, und 1835 wurde ein ganz neues Hospital erbauet, worin 104 Frauen und 52 Männer aufgenommen werden, die über 50 Jahr alt sein müssen, ein von dem verwaltenden Oberalten bestimmtes Geschenk an die Anstalt entrichten, Bett, Leinenzeug, Commode und einige Mobilien mitbringen, und ihren ganzen Nachlass dem Hause überlassen. Auch in diesem, solide und freundlich gebauten Hause ist ein Betsaal mit Kanzel, Altar und Orgel, in welchem ein von den Oberalten, als Vorstehern der Anstalt, gewählter Stadtprediger die Seelsorge verwaltet. Der Oekonom wohnt in dem 1819 errichteten Gebäude. Das Hospital bezieht seine Einkünfte aus den Grundbesitzungen, besonders in dem Dorfe Barmbeck.

Bald nach der Entdeckung America's verbreitete sich in Europa jene fürchterliche Krankheit, an der auch Ulrich von Hutten gestorben sein soll. Ihre Verheerung war um so schrecklicher, je ansteckender das Gift war, und die, in der Kindheit liegende Arzneiwissenschaft noch kein Heilmittel dafür kannte. Jedermann floh die Unglücklichen, die auch in Hamburg hülflos auf den Gassen verschmachteten und umkamen. Da erbarmte sich ihrer ein mitleidiger Hamburger, Hans Treptow, und sorgte anfangs aus eigenen Mitteln für diese Kranken, bis auch die Genossen seiner Brüderschaft, Unserer lieben Frauen Krönung im Dom, Fischer und Krämer, ihm halfen und 1505 in der Spitalerstrasse das Elenden-Haus baueten, das in der Folge den Namen St. Hiobs Hospital erhielt, und gewöhnlich Pockenhaus genaunt wurde. Mit Einführung der Reformation, 1529, schenkte die Brüderschaft ihr sämtliches Eigenthum, dessen Einkünfte bisher zu Seelenmessen und dergl. verwandt waren, der Anstalt. Im Jahre 1607 verkauften die Vorsteher von den fünf, dem Hospitale gehörigen Brauhäusern drei, und baueten für den Erlös Freiwohnungen, in welche sich theils 56 sogenannte Prövenier (vom lateinischen Präbendarien) einkauften, und die theils umsonst vergeben wurden, und ihren Bewohnern noch kleine Einkünfte an Geld, Brod und Kohlen gewährten. Eigentliches Hospital für die mit der angedeuteten Krankheit Behafteten blieb das Haus nur bis 1816, wo das Curhaus errichtet wurde, das diese Kranken später dem Allgemeinen Krankenhause übertrug.

Auch die Prövenier werden mit der Zeit wegfallen, indem die Anstalt dabei nicht bestehen konnte und deshalb seit geraumer Zeit keine Präbenden verkauft werden. Somit ist das Institut nur noch als Freiwohnung für 37 alte Frauenzimmer zu betrachten, von denen die 24 ältesten ausserdem ein jährliches Einkommen von 98 fl erhalten. Das Verwaltungscollegium besteht aus den beiden ältesten Bürgermeistern als Patronen, und acht auf Lebenszeit gewählten Provisoren, welche die Administration unter sich jährlich der Reihe nach übernehmen.

Das Hospital St. Georg muss schon vor 1220 existirt haben, in welchem Jahre Graf Albert von Orlamünde den Priester desselben beschenkte. Ursprünglich war es ein Spital für Aussätzige und für die „guden Lüde,“ die sich ihrer annahmen und für sie in der Stadt einsammelten. Auch bei dieser Stiftung gab es Präbendarien. Gegenwärtig ist es ein Gebäude neben der Kirche in St. Georg, worin 24 arme alte Frauen und Jungfrauen freie Wohnung und wöchentlich etwa 4 fl an baarem Gelde und Victualien erhalten. Seine Grundbesitzungen hat das Hospital theils verkauft, theils sich mit dem Staate darüber geeinigt. Patrone der Stiftung sind der zweite und dritte Bürgermeister.

Ausser diesen Freiwohnungen und den später zu erwähnenden eigentlich klösterlichen Stiftungen giebt es nun noch eine Menge von milden Anstalten, in denen theils nur bestimmte Zunftgenossen Aufnahme finden, wie invalide Schiffer im Schiffer-Armenhause, 25 Schifferwittwen in deren Hause, 10 Kramerwittwen im Kramerhofe, theils ohne diese Beschränkung arme alte Leute in den vielen sogenannten Gotteswohnungen, Testamentshöfen u. s. w. Auf eine der jüngsten dieser Stiftungen, den Hesseschen Wittwenhof, werde ich bei einem Gange durch die Vorstadt St. Georg zurückkommen.

Siebenter Brief.

Helgoland. — Amt Ritzebüttel.

Hamburg, Juni 1841.

Meine angefangene Arbeit über die hamburgere milden Stiftungen hat eine Unterbrechung erlitten durch eine Seefahrt, und ich eile, Euch, geliebte Aeltern, den frischen Eindruck mitzutheilen, den diese erste Seereise auf mich arme Landratte gemacht hat. Ich darf gegen Euch ja frei reden und die mütterliche Liebe wird meine Wikinger-Heldenthaten gehörig würdigen; — hier in Hamburg wage ich gar nicht zu sagen, dass ich die See gesehen habe, weil ich überall auf Leute stosse, die von einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm, London und New-York reden, wie etwa von einer Partie nach Eimsbüttel oder Lokstedt. Also, gehörig aufgepasst und bewundert, August geht in die See und zwar diesmal mit Vetter Theodor.

Am Sonnabend Morgen um 7 Uhr fuhr das hübsche Dampfschiff, die Henriette des Capitain Spliedt, mit uns und einer ziemlichen Anzahl anderer Passagiere aus dem hamburgere Hafen. Wie viel angenehmer ist doch so eine Schifffahrt, als eine Reise zu Wagen! Ehe man sich dort zurechtgepackt und zurechtgerückt und die gehörigen Vorsichtsmaassregeln und Einrichtungen mit sich und seinen Reisegefährten getroffen, vergeht eine geraume, unbehagliche Zeit. Im geschlossenen Reisewagen kann man dann wenig sich umsehen, weder vor-, noch rückwärts, und man wird eben fortgefahren, wie jeder andere Packer Waare. Freilich, man kann — o, man kann sehr angenehm fahren in einem Wagen, aber jetzt grade schien mir doch das Dampfschiff bei Weitem vorzüglicher. Ich wählte mir einen freien Platz, von wo aus ich mit aller Musse und allem Genusse mich an dem schönen rechten Elbufer laben konnte, auf dem die alte Hammonia so herrlich thront und das von Hamburg aus meilenweit sich ziemlich hoch über dem stolzen, breiten Flusse fortzieht. Auf und an diesem Bergrücken verbindet die gewerbthätige Vorstadt St. Pauli Hamburg mit dem terrassenförmigen

Altona, und von dort bis jenseits Blankenese reihet sich ein Garten und Park an den andern, und dazwischen glänzen die schönen weissen Paläste hervor, welche die Leute hier Gartenhäuser nennen — und Treibhäuser, Pavillons, Grotten, künstliche Ruinen. Und dazwischen zierlich gekleidete Frauen und Lustwandelnde und die Blankeneserinnen mit ihrer düstern Tracht; auf den schönen Rasenplätzen tummeln sich Kinder mit Lämmern; in den reichen Baumgruppen lockt die Nachtigall; am Strande spielen kräftige Buben und hängen Fischer ihre Netze auf; der Strom ist belebt von kleinen Nachen und grossen Kaufahrteischiffen, und über dem allen strahlt die Sonne und wirft Millionen von Goldblättchen auf die Silberfluth, und küsst die Tropfen auf, die ein warmer Morgenregen auf Blätter und Blumen ergossen. Wer dies Elbufer nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff machen von der unendlichen Schönheit, von dem reizenden Bilde, das Natur und Kunst hier wetteifernd schufen. Ich weiss es wohl, dass wir schwache Menschen von so mancherlei Zufälligkeiten abhängen, dass Kopf und Herz nicht immer gleich gut gerathene, zuweilen gar keine Platten vorrätzig haben, um das schöne und erhabene Bild der Schöpfung getreu und wirksam aufzunehmen; aber dessen bin ich fest überzeugt: das freundliche Elbufer, wie ich es an dem Morgen sah, muss auch den trüb Gestimmten aufheitern, muss zum Entzücken hinreissen Jeden, der, gleich mir, heiter und froh gelaunt war, der an die liebe Heimath dachte und an die theuren Eltern, der in seinem Kopfe hundert schöne Pläne einer seligen Zukunft entwarf — und das Herz sagte freudig zu allen: Amen!

Blankenese liegt ächt romantisch, theils am Strande, theils in einigen Thalschluchten, und die nach einem Brande grösstentheils neuen, roth gedeckten Häuser ziehen sich hinan und lugen freundlich hervor zwischen den grün bewachsenen Bergen, deren jeder seinen eigenen Namen hat: der Kiekeberg, der Süllberg, der Kösterberg u. s. w. Auf den beiden letztgenannten sind seit einiger Zeit Wirthshäuser gebauet, als Concurrenten des Fährhauses, von dem man auf einer himmelhohen Treppe zum Strande hinabsteigt. Diese und noch einige andere Wirthshäuser, der nah gelegene grossartige Baurische Garten, zu dem der Eintritt

gegen eine kleine Gabe an die Armen dem Publikum an Sonntagen frei steht — und die ganze wunderherrliche Gegend machen Blankenese zu einem sehr beliebten Vergnügungsorte der Hamburger und Altonaer, von denen an jedem Sonntage Tausende zu Wasser oder zu Lande nach Blankenese fahren, reiten oder wandern. Obgleich das Dorf 3000, zum Theil sehr wohlhabende Einwohner zählt, hat es doch keine eigene Kirche, sondern ist nach dem ziemlich entlegenen Nienstädten eingepfarrt, wo noch in diesem Jahrhundert der Prediger auf der Kanzel den lieben Gott um einen gesegneten Strand allsonntäglich bitten musste, — eine seltsam egoistische Interpretation der vierten Bitte. Die Blankeneser sind Lootsen, Schiffer und hauptsächlich Fischer, und treiben diese Gewerbe mit grosser Kühnheit und in weiter Ausdehnung; sie holen ihre Fische zum Theil von der holländischen Küste und bringen sie in England und Deutschland zu Markt. Ihre Fahrzeuge, etwa 200 an der Zahl, zeichnen sich durch eine eigenthümliche Bauart aus und trotzen mit ihrem vier-eckten Segel an dem einzigen Maste selbst den wildesten Stürmen der Nordsee.

Blankenese ist das ultima Thule der Schönheit des Elb-ufers, das nun flach wird und durchaus nichts Malerisches mehr bietet. Die Fahrt scheint sich von hier an auch mehr an das linke Ufer zu halten, wo wir bald an der Mündung der Schwinge das königlich hannoversche Zollwachtschiff trafen, mit dem aber unsere Henriette weder hin, noch zurück in Verkehr zu treten brauchte. Ich fing nun nach gerade an, mich einigermaassen unter der Gesellschaft umzusehen, unter der ich einige Damen und Herren fand, die ich früher in Gesellschaften gesehen hatte. Doch werde ich es wohl nur Theodors Vermittelung zu verdanken haben, dass ich bald in freundliche Unterhaltung gerieth, an der selbst einige Damen lebhaften Antheil nahmen. Ich fand das ganz in der Ordnung und ganz natürlich, allein hinterher wollten einige Hamburger behaupten, ich hätte Glück gemacht, denn in der Regel wären die Hamburgerinnen auf Reisen gegen Fremde, d. h. gegen Nichthamburger, zurückhaltend, „stur,“ nach dem hamburger Ausdrücke. Ich habe das nicht gefunden, und Du, lieber Vater, sollst entscheiden, ob es Bescheidenheit oder

Eitelkeit ist, wenn ich die Hamburgerinnen gegen derlei böse Nachreden kräftiglich in Schutz nehme. Das Wetter war günstig und die Damen hatten alle elegante Reisetoyette gemacht, die ich natürlich unmöglich beschreiben kann, die aber einige, und ich darf wohl sagen, die meisten, ganz angenehm kleidete. Desto unangenehmer waren mir die unglücklichen Paletots, oder wie die Dinger heissen, einiger Herren, diese traurigen Säcke, die ein an allem Geschmacke, wie an allem Formensinne Bankrotter erfunden haben muss; vielleicht irgend ein Dämon, der niemals eine menschliche Gestalt gesehen hatte. Steckt nun, wie das durch eine närrische Modetyrannei dazu gehört, so ein Herr der Schöpfung seine beiden Hände in die vorne schräg geschlitzten Rocktaschen, so kann er doch wahrhaftig nicht ohne Erröthen an den 27. Vers vom 1. Capitel Mosis denken. Das soll ein Ebenbild Gottes sein, ein solches Standbild der personificirten Trägheit, Unbehüllichkeit und Fröstelei? Diese spitzen Ellenbogen, diese sich versteckenden Hände, diese unbeholfenen Sackgestalten sollen einen Mann bedeuten? Dazu gehört ein starker Glaube! Die alten nürnbergischen Puppen mit den rassenden Erbsen hatten doch noch wenigstens schön rund geschwungene Arme, nicht so eckig spitze, Alles anbohrende Ellenbogen. Einer jener verruchten, stinkenden und klappernden Rasselkittel, Makintosh genannt, drohete gar, mir alle Lust zu rauben, aber da warf sich eine Dame in's Mittel, die Einfluss auf den Bekittelten zu haben schien und an ihre schwachen Nerven erinnerte, die ihr das Hören, Riechen und Sehen des Kautschuk verböten, dessen Geschmacklosigkeit sie nur fühlen, aber nicht beschreiben könnte. Der Kittel wanderte zum Gepäcke.

Wir flogen vorbei an Glückstadt und Freiburg, an Brunsbüttel und dem doppeltgethürmten Altenbruch und erreichten etwa um ein Uhr Cuxhaven. Die Henriette legte an bei der alten Liebe, dem Ende eines Hafendamms, das seinen Namen von einem dort gestrandeten Schiffe Olivia haben soll; alte Liebe klingt aber viel poetischer und giebt Mancherlei zu denken. Nachdem Passagiere abgesetzt und andere eingenommen waren, ging es weiter und — ich war zum ersten Male in offener See. Noch aber konnte ich ja Land sehen und ich ging in die Kajüte,

um zu essen und dann nach dem Mittagmahle mit einem Male mir das Vergnügen zu bereiten, nun wirklich nur Himmel und See zu schauen. Verlangt indess nicht, dass ich Euch dies Gefühl beschreiben soll; die See war ruhig, ich war es nicht ganz, aber ich wurde es bald, denn auf die Freude des ersten Anblicks, auf den Dank, ihn zu geniessen, folgte ein bänglicher Schauer, nur durch ein paar Bretter vom Abgrunde des Oceans getrennt zu sein, und ich dachte an Euch, ich dachte an die Unsrigen, die ich nicht missen kann, die mich beweinen würden, aber das war ja kindische Furcht unter so vielen frohen Menschen; ich sollte ja Euch nicht missen, ich sollte fröhlich wiederkehren und Euch erzählen von meiner Meerfahrt, auf der ich in Gottes allmächtiger Hut gewesen war, wie ich in seinem Schutze bin am Busen des liebenden Vaters, in den Armen der zärtlichen Mutter.

Wir hatten die Insel Neuwerk mit ihren beiden Leuchthürmen und sonstigen Warnungszeichen links liegen lassen. Das ist ein, der Stadt Hamburg sehr wenig einbringender und dagegen sehr viel kostender Fleck Landes, anscheinend mitten in der Nordsee, aber rings von meilenweiten Sandbänken, Watten und Untiefen umgeben, so dass man zur Ebbezeit vom ritzebütteler Festlande die anderthalb Meilen zu Wagen machen kann; natürlich muss der Fuhrmann Ort und Zeit genau kennen, damit nicht die wiederkehrende Fluth die Reisenden überrasche, wie Biernatzki in seinem geistlichen Romane: „die Hallig“ ein so erhaben schauerliches Bild von einer solchen Wattenfahrt giebt. Jenseits, also westlich von Neuwerk, ist eine ungeheure Sandbank: der Schaarhörn, und nördlich der Vogelsand. Zwischen diesen beiden Sandbänken führt ein verhältnissmässig schmales Fahrwasser und, sagt Abendroth, auf den ich später zurückkommen werde: „Wer auf Vogelsand geräth, ist gewöhnlich mit Schiff und Mannschaft verloren, auf Schaarhörn wird die Mannschaft oft gerettet, Schiffe nur selten. Ob Rettung möglich, hängt nur allein vom Wind und Wetter ab.“ Da haben wir also eine ganz gehörige Scylla und Charybdis, nur noch tückischer und — gefährlicher als in neueren Zeiten die sicilische.

Hunderte von schönen, weiss und grau gefiederten Seemöven umgaukelten unser Schiff; ich freuete mich des zierlichen Fluges

der hübschen Vögel, da fiel es einem der Herren Paletots ein, den Damen eine Probe seiner ritterlichen Geschicklichkeit zu geben, er schoss, und eine Möve schlug einige Male ängstlich mit den langen Flügeln, sank in die Fluth und war todt. Scheu wandten sich die Frauen ab und von einigen Männern ertönten ernste Worte der Missbilligung über den nutzlosen Mord. Der Paletot schoss nicht mehr und lange noch umkreiseten die Möven die Leiche der Getödteten. War es nun der Verdruss über diese ungeschickte Störung der geselligen Freude, war es die Strafe für das zu spät eingenommene Mittagsmahl, war es die Ansteckung von einigen grau und grünlich über das Verdeck schwankenden Gesichtern oder war es der Tribut, den ich der schalkhaften Amphitrite bei dem ersten Eintritte in ihr Gebiet zollen musste, genug — ich wurde seekrank. Das ist ein keinesweges angenehmes Gefühl, aber doch lange, lange nicht so unangenehm, als ich es mir vorgestellt hatte, wozu denn freilich auch die Ruhe des Meeres beitragen mogte. Von den Qualen, die Boz so humoristisch beschreibt, habe ich nicht den tausendsten Theil ausgestanden, und die schelmischen Neckereien einiger Damen waren mehr Trost als Spott. Lange bevor Helgoland im Ocean aufdämmerte, war meine Seekrankheit überstanden und ich habe seitdem, auch auf der Rückreise, nichts mehr davon verspürt. Anders ist es denn freilich vielen Hamburgern ergangen, die bei wirklich stürmischem Wetter diese Fahrt machten, um sich im Seebade Gesundheit zu holen; da lagen, nach ihrer Beschreibung, sämtliche Passagiere und Passagierinnen ohne Besinnung und bis zum Sterben krank auf dem Verdecke, in den Kajüten und auf den Treppen umher; jetzt bedienten nur wenige Seekranke, und dann doch nur ganz verschämt und discret, sich der hingewetzten — Spülkummen, und nur sehr Wenigen verging die Lust zu scherzen und zu witzeln.

Am äussersten Rande der blaugrünen Wellen dämmerte ein blaues Pünktchen auf, das immer deutlicher hervortrat und sich nach mehrstündiger Fahrt als ein dunkler Fels gestaltete. Das war Helgoland, und es mogte zwischen 6 oder 7 Uhr sein — ich vergass nach der Uhr zu sehen — als die Henriette ausbrausete und wir Alle in kleinen Landungsböten an die Insel

führen, die England als einen Theil der Kriegesbeute auf Dänemarks Kosten davon trug und damit das deutsche Meer bewacht, wie es das Mittelmeer auf Gibraltar, die Levante auf Malta hütet, damit Keiner dem britischen Dreizack näher komme, als die hochgebietenden Herren Tories und Whigs am Steueruder es gestatten wollen.

Man landet am Vorlande, schreitet über festen Ufersand in die, auf diesem Vorlande liegende Unterstadt und ist mit wenigen Schritten durch kleine, enge Gässchen an der riesigen Treppe, die auf die eigentliche Insel hinaufführt, deren rothe Felswand sich 200Fuss in senkrechter Höhe erhebt. Die Treppe ist breit, mit geräumigen Absätzen und Ruheplätzen, und in dieser Gestalt erst seit einigen Jahren von dem Architekten Campe in Verden, auf Kosten der britischen Regierung erbauet worden, wie eine englische Inschrift auf einem hölzernen Bogen am Oberende der Treppe besagt. So bequem die, ich glaube 173 Stufen auch sind, so ist doch die Ersteigung ermüdend, und sie viermal auf und nieder zu steigen, ist ein gehöriges Tagewerk, sagt der freundliche Badearzt, Dr. von Aschen, und der muss es wissen.

Theodor hatte für ein gutes und freundliches Quartier gesorgt; wir logirten oben auf dem Felsen an der Ostseite und fanden ganz in der Nähe einen guten Tisch bei Herrn Peter Franz; aber auch das verdankte ich nur den guten Connexionen und der Protection des trefflichen Vetters, denn dergleichen muss man auf Helgoland haben, weil die guten Wohnungen und Tische begreiflich sehr gesucht sind. Noch am Abend unserer Ankunft wurde ein Spaziergang nach der südlichen Spitze der Insel gemacht, dem Südhorn, auf Helgolandisch Saudhoorn, und rund um die öbere Insel, eine Tour, die man sehr gemächlich in einem halben Stündchen machen kann, wenn man auch oft still steht, um auf die Felsen zu blicken, die aus der See hervorragen, oder auf den Leuchtthurm, dessen blendendes Licht man sechs deutsche Meilen weit sehen können. Nach einem guten Abendessen, wobei die Makrele nicht fehlte, die ich aus Neugier kostete — aber nicht mogte, ging ich auf mein Schlafzimmer, wo noch lange der Anblick der See mich fesselte, die im köstlichsten Mondenschimmer leise schaukelnd vor meinen Blicken lag, rings um nur

begrenzt von dem funkelnden Sternenhimmel. Dass ich auf der Felseninsel im deutschen Meere des lieben Vaterhauses, dass ich Eurer gedachte, brauche ich wol nicht zu sagen, ich schloss alle meine Lieben in mein andächtiges Nachtgebet und schlief flugs und fröhlich ein, nachdem die wiegende Bewegung überwunden war, die sich einstellt, wenn man nach einer längern Wasserfahrt die Augen schliesst.

Am Sonntag Morgen wandelte ich mit brennender Pfeife, in Erwartung eines Bartkünstlers, vor meiner Wohnung auf und ab, erkletterte mit zwei Schritten eine Art von Wall und stand unmittelbar, ohne die mindeste Art von Geländer oder sonstiger Schutzwehr, vor dem steilen Abgrunde, so dass ich beinahe schwindlich geworden wäre. Zu meinen Füßen lag die Unterstadt, deren einzelne, freistehende Häuser genau so aussahen, als wären sie von Kindern zum Spielen auf einen Tisch gestellt. Bei kräftigen Stürmen sollen die Wellen bis an die Höhe des Leuchthurmes schlagen; wie es dann die Häuserchen da unten anfangen, stehen zu bleiben, schien mir unerklärlich, doch liegt die Unterstadt im geschützten Südosten und wird durch ein weit vorragendes Riff gedeckt. Im Osten der Insel liegt die Sanddüne, auf welcher das eigentliche Seebad genommen wird. Es soll noch Leute geben, die von ihren Vätern gehört haben, dass diese, jetzt über eine halbe Viertelmeile vom Unterlande entfernte Düne mit der Insel zusammengehangen. Auch von der eigentlichen Felseninsel soll alljährlich etwas abbröckeln, und es ist wol nicht zu leugnen, dass der vom Meere freie Theil von Helgoland vor Zeiten grösser gewesen sein muss, wenn gleich die alte Sage, Helgoland habe neun Kirchspiele mit Klöstern, Burgen, Palästen u. s. w. enthalten, aus Missverständnissen und Irrthümern entstanden sein mag; so viel, glaube ich, darf man zugeben, ohne sich in eine schroffe, persönliche Fehde einzulassen. Gegenwärtig beträgt, nach Dr. Rödings hübschem Album für Freunde Helgolands, die Länge des Felsens 2200 Schritt, die Breite 250 bis 650. Die Gassen auf dem Felsen sind von fabelhafter Enge, so eng, dass zuweilen kaum zwei Menschen neben einander gehen können. In vielen Häusern finden Badegäste Logis, und die Industrie scheint seit Anlegung des See-

bades gute Fortschritte gemacht zu haben; fast in allen Fenstern findet man niedliche Säckelchen ausgestellt, die man als Andenken an Helgoland gerne kauft: kleine Geräthe mit Ansichten von Helgoland, Muscheln, Korallen, ausgestopfte Vögel u. s. w. Wol alle Helgolander und Helgolanderinnen verstehen und sprechen jetzt deutsch, obgleich sie unter sich in ihrer eigenen, friesischen Mundart reden, die keinesweges unangenehm, wenn auch mir natürlich völlig unverständlich klingt; so viel ich habe errathen können, mag manches Plattdeutsch und Englisch sich eingebürgert haben. In der alten Landestracht sieht man nur noch ältere Leute, Lootsen, die mit ihren wettergebräunten Gesichtern am Wall lehnen, oder langsam umher schlendern; die Mädchen haben ein wunderliches Gemisch von Kleiderstaat, denn zu Miedern, Tüchern u. s. w. von modernster Façon und elegantem Stoffe kommt der helgolander Rock, der unausbleiblich roth ist, unten eingefasst mit hellgrünem Saume und der Südwester, eine Art schwarzer Seidenkappe mit dito Bändern, die auch bei den Hamburgerinnen sich so beliebt gemacht hat, dass diese Damen auf Helgoland fast alle solche Kappen zum Morgen-Negligée tragen. Der Hut, den die Helgolander tragen, ich glaube, das Ding heisst auch Südwester, von gelbem, undurchdringlichen Geflechte, mit einem breiten, tief über den Nacken fallenden Schirme, hat auch bei den Milchbauern der hamburgischen Elbinseln als sehr zweckmässig Eingang gefunden.

Zur Düne hinüber fuhren wir in Gesellschaft mehrerer Frauen und Herren, aber dort angekommen, trennten sich beide Geschlechter, und die Damen verfügten sich nach einem Badeplatze, nach welchem sich natürlich kein männliches Wesen wagt, ausgenommen etwa, was Beides vorgekommen sein soll, ein harmloser Engländer, der keine andere Sprache versteht, als die harmonische von Old England, und keine andere Gesetze erkennt, als die da anfangen: And be it further enacted, oder ein eben so unschuldiger Newfoundlander-Hund, der in der See plötzlich unter den Damen auftauchte, wovon die Eine, in völliger Vergessenheit ihres Raff und Bertuchs, und doch der Wahrheit gemäss, aufschrie: ein Seehund! ein Seehund! und dadurch allen ihren Mitschwestern einen panischen Schreck ein-

jagte. Wir kletterten über eine Menge von Sandhügeln, bis wir an einen freien Platz am östlichen Strande gelangten, wo man sich mit Karren in die See fahren liess und dort sich in die Wellen stürzte. Als Cur, nach dem Rathe eines bekannten Arztes und fortgesetzt gebraucht, ist solch ein Seebad gewiss ein treffliches Mittel; den, gleich mir Gesunden, nicht eben Bade-süchtigen, wird es vielleicht mitunter gehen wie mir: ich habe es einmal mitgemacht, aber angenehm kann ich diese einmalige Partie nicht nennen. Höchst komisch aber sehen zum Theil die Badegenossen aus, wenn sie sprudelnd und keuchend sich kaum des Wellenschlages erwehren können und umstürzen, wenn sie glauben, recht sicher zu stehen. Ein kräftiger alter Herr mit athletischen Formen, dessen rothes Antlitz mit den silberblonden Locken drohend aus den Wellen hervorfunkelte, erhielt von seinen mitbadenden Freunden den Titel des zürnenden Neptuns. In einem kleinen hölzernen Pavillon, der zur Badezeit mitten auf der Düne steht, wurde ein gehöriges Frühstück eingenommen; es hat sich schon ereignet, dass bei eingetretenem Sturme in diesem Pavillon Hunderte von Badegästen sich sammelten, die dort 5 oder 6 Stunden bleiben und — hungern mussten, bis die Rückfahrt nach der Insel möglich war. Dass auf der Hin- und Rückfahrt die Seekrankheit sich einstellt, soll nicht selten vorkommen. Bei dem wunderschönen Wetter, das uns begünstigte, war davon keine Rede, und nach einem Spaziergange auf dem Felsen verfügte ich mich, mit gehörig besorgter Toilette, an die elegante Table d'hôte bei Peter Franz. Nach Tische war eine Spazierfahrt um die Insel verabredet, und diese wird mir stets eine freundliche, liebe Erinnerung bleiben. Wol an ein Halbhundert kleiner Nachen füllten sich mit Theilnehmern und von jedem Kahne wehte die hübsch zusammengestellte Nationalflagge Helgolands, weiss, hellgrün und roth.

De witte Sand,
Dat gröne Land,
De rode Wand,
Dat is de Flagg' von Helgoland.

Viele junge Leute trugen die bunten Farben an den Hüten und Kleidern; die Damen waren zierlich geputzt und überall

herrschte heitere Geselligkeit und anständiger Frohsinn. Theodor schmuggelte mich in den Kahn einer liebenswürdigen hamburger Familie und unser Charon mogte musikalisches Gehör haben, denn er hielt sich ziemlich fern von dem eben nicht sehr harmonisch spielenden Musikantenchor. Da die Insel von Norden nach Süden in ziemlicher Ausdehnung mit Riffen umgeben ist, so konnten wir an den langen Seiten der Insel ziemlich dicht hinfahren, mussten sie aber an den Endpuncten in grösserer Entfernung umkreisen. So konnten wir mit Musse die wunderlichen Felsengebilde betrachten, die theils in tiefen Einschnitten, theils in freistehenden, zum Theil ausgehöhlten Klippen sich darstellten, die natürlich alle ihre besonderen Namen, Deutungen und Sagen haben. Nach etwa anderthalbstündiger vergnügter Fahrt hatten wir den Kreislauf vollendet. Oben an der Treppe drängte sich ein barfüssiger Junge an uns mit der Bitte, ihm einen Schilling zum Tanzen zu geben; auf meine lachende Frage, ob er denn ohne Schuhe tanzen wollte, antwortete er treuherzig Ja und meinte, wir könnten auch mittanzen, wenn wir mit ihm nach dem rothen Wasser gingen. Auf Theodor's Wink schritten wir fürbass und bald hörten wir unweit der Kirche die lockende Tanzmusik. Vier oder fünf Treppenstufen führten in das Haus, eben so viele Stufen wieder hinunter in den Tanzsaal, aber, all' ihr Götter! welch ein Tanzsaal! Mitten d'rin schien mir, als ob getanzt wurde, aber so weit bin ich nicht gekommen, denn um die Tanzenden hatte sich ein dichter Kreis von rauchenden und trinkenden Männern gereihet, ein fürchterlicher Qualm von Tabak und Grog gelagert, und dazwischen kreuzten und schlüpfen junge Barfüsser, gleich unserm Führer, die nicht bettelten, sondern im lustig zudringlichen, treuherzig übermüthigen Tone Schillinge von den Fremden forderten, um zu tanzen. Zwei Minuten, glaube ich, habe ich es ausgehalten auf der Treppe, aber da nahm ich mit genauer Noth meinen Rückzug und — war im rothen Wasser auf Helgoland gewesen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, aber vom rothen Wasser zum Conversationshause sind viele Schritte, denn man muss die Treppe hinunter, durch die Bindfaden-Allee und den Garten. Weiter bin ich aber auch nicht gekommen,

denn ein Blick durch die Fenster gewährte mir den Anblick einer ziemlich Langweiligkeit. Geputzte Damen sassen an den Fenstern, einzelne von ihnen im leisen Gespräche mit alten und jungen Herren. Nach der, wie es mir vorkam, ziemlich gewöhnlichen Tanzmusik drehete sich ein einziges Paar im Saale umher. Um dieses Glückes theilhaftig zu werden, sollte man, ich glaube einen Mark Entrée bezahlen, doch fürchteten wir den zu frühen Trennungsschmerz und zogen es vor, der Einladung unserer Kahngesellschaft zu folgen, die uns auf ein Butterbrod und eine Tasse Thee freundlich gebeten hatte. Nach einem Gange am Strande ging es wieder die Treppe hinauf und wir verbrachten einen frohen Abend im heitern Plaudern.

Am Montag Morgen nahm ich Abschied von Helgoland mit seinen etwa 2200 Einwohnern, seinem englischen Gouverneur ohne Garnison und seinen unbesetzten Batterieen, wozu die Kanonen in England verwahrt werden. Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, lieber Vater, dass die Insel, die, wie der alte Büsching sagt, „ein unstreitiges Stück von dem Herzogthume Schleswig ist,“ ein Besitzthum der Herzoge von Holstein-Gottorf war, bis Friedrich IV. von Dänemark sie sich 1714 unterwürfig machte, wonach die Engländer sich ihrer 1807 bemächtigten und von dort aus einen Smuggelkrieg gegen Napoleons Continentsystem führten, bis der Continent sich gegen Napoleon verbündete und England die Insel im Frieden von Kiel behielt.

Weniger die Herren gewechselt hat das hamburgische Amt Ritzebüttel, wohin wir nun unsere Fahrt lenkten, um dort einige Tage zu verweilen. Beide hamburgische Aemter: Ritzebüttel und Bergedorf, sind nothgedrungene Erwerbungen Hamburgs, das seinen Handel im Mittelalter gegen Strassen-, Strand- und Seeraub schützen musste, die damals zu den „nobeln Passionen“ der Ritter und Erzbischöfe, zum Broderwerb der Vitalier und Schnapphähne gehörten. Schon im 13ten Jahrhundert erbauten die Hamburger einen hohen hölzernen Thurm auf Neuwerk, der als Signal und als Besetzung dienen sollte. Die Edlen von Lappe, die auf dem Schlosse Ritzebüttel hauseten, verpfändeten ihre Kirchspiele Wohlde und Groden den Hamburgern, wollten aber weder die Schuld zahlen, noch das Pfand herausgeben,

noch endlich den zugesagten freien Eintritt in ihr Raubschloss gestatten. Da verbündeten sich die Hamburger 1393 mit den Wurstfriesen, stürmten und eroberten das Schloss und verglichen sich im Jahre darauf, da nun der Process eine andere Gestalt angenommen hatte, mit den Edlen Lappen, die noch eine Handvoll Geld zubekamen und ihr Ländchen auf ewige Zeiten an Hamburg abtraten. Die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, als Lehnsherren der Lappen, bestätigten 1400 den Kauf, und seitdem hält Hamburg einen Amtmann auf Ritzebüttel, unter dem seit dem 16ten Jahrhundert auch Neuwerk steht. Seit 1579 wechselt die Amtmannschaft regelmässig alle sechs Jahre unter den hamburgischen Senatoren, welche nach ihrer Altersfolge dieses Proconsulat annehmen oder ausschlagen können. Das Amt enthält, ausser den Dörfern, die Flecken Ritzebüttel und Cuxhaven, welcher letztere den Seehafen Hamburgs bildet. „Als Stützpunkt für alle, der hamburgischen Handlung und Schiffahrt unentbehrlichen Anstalten am Ausflusse der Elbe, als Winterhafen für die Seeschiffe und als Hauptort der Quarantaine-Anstalten, ist Ritzebüttel eine, wenn auch sehr kostbare, dennoch sehr nützliche Besetzung für Hamburg.“ So sagt der jetzige Bürgermeister Abendroth*), der von 1808 bis 1811 und von 1814 bis 1821 Amtmann in Ritzebüttel war, sich grosse Verdienste um das Amt erwarb und 1818 eine Beschreibung desselben herausgab: „Ritzebüttel und das Seebad zu Cuxhaven,“ wozu er 1837 einen zweiten Theil hinzufügte, der Veränderungen und Verbesserungen enthält. Die Hafen- und Uferwerke, die vielen und grossartigen Anstalten in Leuchthürmen, Signalen, Seetonnen und dergleichen haben Millionen gekostet und ihre Unterhaltung erfordert jährlich viele Tausende. „Hier spielen die Wellen mit Felsenblöcken von 2- bis 3000 Pfund, als mit einer leichten Last, und schleudern sie weit aus ihrer Lage rückwärts.“ — „Es wird in diesem Freihafen kein Hafengeld irgend einer Art bezahlt, deswegen wird er auch als Zufluchtsort von so vielen Schiffen im Winter und Sommer häufig benutzt; auch für die inländischen Schiffe ist er unentbehrlich. Die Blankeneser und andere, die im Herbst sich

*) Starb am 17. December 1842.

oft bis zur Zahl von 250 einfinden, würden ihr Gewerbe gar nicht treiben können, wenn sie hier nicht Schutz fänden. Hamburg bringt diese Libation gerne dankbar der Menschheit und dem erzürnten Meere, wenn dadurch Unglück verhindert und die Zahl der dem Meere geweihten Opfer vermindert wird.“ Von Hamburg bis in die See hinaus unterhält Hamburg die das Fahrwasser bezeichnenden Seetonnen und bezahlt auf dem ganzen Strome, von Station zu Station, dazu angestellte Tonnenleger, den Elbzoll zu Stade aber erhebt — nicht Hamburg.

Abgerechnet Plänkeleien mit Benachbarten und einigen Kriegeshorden im dreissigjährigen Kriege, hatte das Amt Ritzebüttel nur den viel schwereren Kampf mit dem nassen Elemente zu bestehen, das öfter grosse Opfer forderte und ganze Stücke Landes mit den darauf lebenden Menschen und Thieren verschlang. Im Jahre 1795 aber wurde Ritzebüttel von Hannoveranern besetzt, man weiss noch nicht recht, warum; 1800 von Preussen, weil die Engländer ein preussisches Schiff in der Nordsee aufgebracht hatten und durch den Sturm nach Cuxhaven gejagt waren. Die Preussen blieben fast ein ganzes Jahr im Lande, bis November 1801. Von 1803 an wechselten Franzosen, Engländer, Preussen, Holländer und wieder Franzosen und Rheinbundstruppen in der militairischen Occupation des Amtes, bis Hamburg Ende 1810 dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde. Das Amt Ritzebüttel wurde ein Stück des Arrondissements, oder der Unter-Präfectur Stade im Departement der Elbmündungen. Die Franzosen legten grosse Forts an, schlugen sich 1813 mit einigen von Helgoland gekommenen englischen Invaliden herum, jagten von Neuwerk alle Bewohner weg und wollten den grossen Thurm sprengen, was glücklicherweise unterblieb. Ende November landeten Engländer und Russen, und nachdem diese sich einige Tage mit der französischen Besatzung der Forts geschossen und bombardirt hatten, capitulirten die Franzosen, und so wurde Ritzebüttel noch viel früher befreiet, als das gepeinigte Hamburg. Später erlitt Ritzebüttel wieder Heimsuchungen, 1825 durch zerstörende und noch lange höchst schädlich nachwirkende Deichbrüche und 1826 durch das, wohl damit im Zusammenhang stehende Marschfieber, welches drei Fünftheile der Einwohner

auf das Siechenlager warf und Manchen wegraffte, auch den damaligen Amtmann, Senator Wolters.

In wenigen Stunden und in einer recht heiteren Fahrt hatten wir die 9 bis 10 Meilen von Helgoland nach Ritzebüttel zurückgelegt. Wir landeten an der „Alten Liebe“ und standen somit wieder auf hamburgischem Grund und Boden. Ueber einen festen Damm geht es dem, in den Jahren 1802 und 3 erbauten Leuchthurme vorbei nach dem Badehause, das 1823 an die Stelle des am 1. Mai abgebrannten errichtet wurde. Nicht weit davon liegt das Hôtel Belvedere, in welchem wir uns einquartierten und am Nachmittage die beiden Flecken Cuxhaven und Ritzebüttel durchstreiften, die zusammen etwa 2800 Einwohner enthalten; namentlich hat sich, nach Abendroths Angabe (den ich überhaupt, wie Du sehen wirst, lieber Vater, fleissig und dankbar benutze), Cuxhaven seit den Kriegsjahren sehr bedeutend gehoben; 1816 zählte es in nur 50 Häusern 386 Einwohner, 1836 in 129 Häusern 1060 Menschen, die vom Gross- und Kleinhandel, der Schifffahrt, Wirthschaft, Verproviantirung der Schiffe und sonstigen städtischen Gewerben leben, auch mitunter — vom Bergen gestrandeter Schiffe und Güter. Abendroth beschreibt eine solche Scene sehr malerisch, wie es dabei hergeht, wenn eines gestrandeten Schiffes Führer erklärt, er könne sich nicht helfen, das Schiff sei nicht mehr abzubringen. Hamburg und seine Beamten erhalten von den geborgenen Gütern — nichts, die Berger den dritten Theil, die Eigenthümer die beiden übrigen Dritttheile. Für jeden aus einer wirklichen Gefahr geretteten Menschen, ohne Unterschied der Nation, bezahlt hingegen der Amtmann aus der Staatscasse eine Prämie an die Retter, falls nicht die Versicherer oder die Consuln der Geretteten dies übernehmen; Hülflöse werden auf Hamburgs Kosten ernährt, geheilt und gepflegt.

Der Amtmann wohnt auf dem Schlosse oder „Hause Ritzebüttel“, dem alten Raubschlosse der Lappen, das aber in neuester Zeit, wenigstens von vorne, ein ganz hübsches Ansehen erhalten hat und mit einem herrlichen Garten umgeben ist, in welchem namentlich ein grosses Rosenspalier meine laute Freude und Bewunderung erregte. Nur die ungeheuren Mauern des Schlosses erinnern noch an die alten Faustrechtzeiten, die Kanonenbatterie

auf dem Walle dient nur zu Signalen und zu Ehrenbezeugungen, und der friedliche Bürgergardist, der vor dem Schlosse schildert, ist auch wol nur ein Ehrenposten. Der Schlossgraben wird durch die schönen Gartenanlagen fast verdeckt, der weite Umweg aber, den der Amtmann sich machen muss, um vom Schlosse in den Flecken zu kommen, muss doch mit fortificatorischen Absichten zusammenhängen, sonst begreife ich nicht, warum der Amtmann nicht längst einen Durchbruch durch seinen Garten nach der Hauptstrasse des Fleckens gemacht hat.

Am folgenden Morgen wanderten wir mit einigen jungen Hamburgern, die sich uns angeschlossen hatten, durch Cuxhaven und Ritzebüttel eine gute halbe Stunde weit nach Brockeswalde, einem Eichenholze, in dessen Jägerhause eine Wirthschaft gehalten wird. Vom Johannistage an dient das Gehölz auf einige Wochen zum Krammarkte, den ich denn nicht weiter beschreiben will, weil er eben nichts Anderes war, als alle solche Jahrmärkte, ohne den mir das freundliche Holz gewiss besser gefallen haben würde. Frei vom lärmenden Gewühl mit einigen Freunden hier umherzustreifen, muss eine Lust sein, wenn man auch nicht an Tiecks bekanntes Quatrain denkt:

In dem Walde, welch' Vergnügen,
Wenn es sich so schön kann fügen,
Dass man wandelt Zwei und Zwei
In dem Walde frank und frei.

Dass mir im Walde die poetischen Reminiscenzen zuflogen, ist wol kein Wunder; ist doch der Ort von einem Dichter geschaffen, und nach ihm benannt. Licentiat Barthold Heinrich Brockes, geboren am 22. Sept. 1680, aus einer alten, in Holstein, Lübeck und Hamburg angesehenen Familie, wurde in seinem vierzigsten Lebensjahre hamburgischer Senator, und war von 1735 bis 1741 Amtmann in Ritzebüttel. Er liess in dem Busche, einem Gehölze zwischen den Dörfern Stickenbüttel und Duhnen, Spaziergänge aushauen, und fortan nannten die dankbaren Ritzebüttler den Ort: Brockeswalde. Der Amtmann war ein Vater von 12 Kindern und von vielen Büchern. Sein Hauptwerk in, ich glaube neun dicken Bänden, heisst: Irdisches Vergnügen in Gott, und schildert Gottes Grösse in den Werken der Schöpfung.

Brockes, ein sehr fleissiges Mitglied der im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Hamburg blühenden „Teutsch übenden Gesellschaft,“ war ein tüchtiger Kenner seiner und fremder Sprachen, und in seiner Zeit ein sehr angesehener Poet. Uns und unsern Vätern kann freilich jene vorhundertjährige Poesie unmöglich mehr zusagen, die auf die Allongenperücke den Schäferhut setzte, die im Reifrocke den Hirtenstab führte, auf den Stelzenhacken des Schwulstes einher stolzirte und Alles mit den Schönplästerchen der Unnatur beklebte. Ich greife auf's Gerathewohl unter Onkel Franzens Büchern in „Weichmann's Poesie der Niedersachsen, 1721,“ und finde von Brockes ein Hochzeitsgedicht: Die entzündete Minerva. Da heisst es, im sechsten Verse:

„Die Erde lachete, die frohen Vögel sangen;
Es seufzt' und weinete vor Liebe Luft und Bach;
Es liess, als wenn das Heer der Blätter lispelnd sprach:
Willkommen, Gnidia! Der Schatten brant'; es sprangen
In kalter Flut die geilen Fische,
Die Thier' in selbst verliebte Büsche.“

Nun, die Zeit jener Poesie ist Gottlob vorbei; ein geläuterter Geschmack wird und mag sie belächeln und verwerfen, aber den ernsten, frommen Sinn, der sich in Brockes und seiner Freunde grösseren Gedichten zeigt, die Tendenz ihrer Didaktik, wollen wir nicht verachten, selbst nicht ihre Verdienste um die Ausbildung der Sprache. Streifen wir die barocke Form, die Rococo-Zierrathen ab, so bleibt doch noch immer etwas, zu dem wir uns gerne flüchten, wenn wir von anderen Werken anderer Zeiten den Redeschmuck, die Gluth der Darstellung wegziehen, und nun ein kaltes Gespenst der Frivolität, des crassen Materialismus, der vernichtenden Selbstverhöhnung uns entgegenstarrt.

Ueber Stickenbüttel und das Kirchdorf Döse zurückgehend, erkletterten wir dort den hohen Elbdeich, und kamen zum Mittagessen zurück, das wir im Badehause einnahmen. So viel ich höre, scheint mir das hiesige Bad nicht sehr besucht zu sein, so grosse Mühe sich auch der wackere Stifter, Abendroth, der es 1816 gründete, darum gegeben hat, und die Direction sich noch immer giebt. In medicinischer Hinsicht sollen, wie die Anhänger von Cuxhaven behaupten, die Nordseebäder denen

an der Ostsee vorzuziehen sein, und soll das Seebad bei Cuxhaven dem auf der Düne bei Helgoland gleich stehen. Es wird dann in die Wagschaale von Cuxhaven geworfen: der freundliche Umgang mit den Bewohnern, der Anblick des stets belebten Stromes, die gesicherte tägliche Communication mit den Elbufern, die Gewissheit täglich das Seebad gebrauchen zu können, ohne, wie bei Helgoland, Abhaltung von der Düne oder Einsperrung auf ihr befürchten zu müssen. Das Alles mag nicht allein wahr sein, sondern es ist ganz erwiesen wahr, und dennoch ist Helgoland überfüllt, und Cuxhaven könnte noch viel mehr Badegäste zählen, weil — ich kann mir nicht helfen, es anders zu glauben — es Mode ist, auf Helgoland zu baden, und dieser strengen Tyrannin können sich selbst die patriotischen Hamburger nicht entziehen.

Am Abend waren wir zu einer Abend-Unterhaltung auf dem Schlosse geladen, wo wir gastlich aufgenommen wurden. Am Tage darauf fuhren wir mit einem Dampfschiffe nach Hamburg zurück. Bevor ich aber von dem Ländchen scheide, will ich noch ein paar statistische Zahlen aus Abendroth's Werke abschreiben.

Das Amt Ritzebüttel enthält mit Neuwerk ungefähr eine Quadratmeile, worauf im Herbst 1836 sich 5289 Einwohner befanden, über 1000 mehr als 1816, aber 78 weniger, als vor dem Marschfieber von 1826. Kirchen sind in Groden, Döse, Ritzebüttel (durch Abendroth's Bemühung seit 1819) und zu Altenwalde, welches Dorf aber hannoverisch ist, so dass nur Kirche, Kirchhof, Pastorat und Schulhaus Hamburg gehört, und von dieser Stadt unterhalten werden muss, eine Last, die Hamburg wegen alter Verträge nicht aufgeben kann.

Ich kann nicht von Ritzebüttel scheiden, ohne auch dieses Ländchens Armenanstalt und besonders seines Armenhauses zu gedenken. Es ging damit im Amte, wie in Hamburg: die Mildthätigen gaben an die Armen aus freiem Willen, und die Nichtmildthätigen wurden auch ohne ihren Willen dazu genöthigt, indem die Landescasse, wozu natürlich jeder Landesangehörige contribuiren muss, der Armenanstalt einen Beitrag leistete. Dennoch konnte der Bettelei um so weniger gesteuert werden, als

das, auf der Landseite überall offene Ländchen von fremdem Gebiete umschlossen ist. Da erinnerte man sich, dass schon im Jahre 1484 in der Capelle auf Burg Ritzebüttel eine Nicolai-Brüderschaft gestiftet war, zur Ehre des allmächtigen Gottes und seiner gebenedeieten Mutter Maria, zur Ehre ferner des Schutzpatrones, des heiligen Nikolaus, zur Hülfe und zum Trost aller Christenseelen. Gemäs dieser Stiftung sollten der Amtmann und sein Gesinde Paternoster beten, Processionen halten u. s. w., auch waren vier Armen- und Wittwenwohnungen damit verbunden, die aber Abendroth „armselig“ nennt. Auf seinen Betrieb und mit Hülfe der Amtseingesessenen, so wie durch Zuschuss und Beiträge aus Hamburg, wurde die ganze Stiftung bedeutend ausgedehnt, 1817 die Armenwohnungen abgebrochen, und an deren Stelle 1818 und 1828 ein Armenhaus, ein Hospital, eine Schule Korbmacherei, Reeperbahn u. s. w. erbauet. In dieser Anstalt erhalten etwa 90 Menschen Wohnung, Nahrung, Kleidung, Arbeit, und zugleich wird, mit thätiger Hülfe des Predigers, für den Unterricht der Armenkinder gesorgt, die von jenen 90 etwa $\frac{7}{10}$ ausmachen. Alte und Junge machen, je nach ihren Kräften, Körbe, Seile, sie pflücken Werg, spinnen, weben und arbeiten für das Haus. Im Jahre 1835 kosteten beide Institute: Armenhaus und Hospital (in welches auch 9 nothleidende Fremde aufgenommen waren) 7538 fl 4 β ; der Arbeitsverdienst war 4762 fl 3 β . Die im Hause erzogenen Kinder finden leicht Anstellung bei den Einwohnern, die Bettelei im Amte hat aufgehört, und so ist selbst in diesem entlegenen Theile hamburgischen Gebietes auf humane und ächt weise Art nicht nur Noth gelindert, sondern in Heil und Segen verwandelt worden.

Als wir abfahren von Cuxhaven, gesticulirte der Telegraph am Ufer der Nordsee, und als wir im hamburger Hafen anlangten, schrieb er vom Baumhause seine magischen Zeichen in die Luft. Ich dachte mir eine Fortsetzung der Linie bis in das geliebte Vaterhaus und sendete tausend, tausend Grösse an Euch, ihr Lieben, die Eure Herzen vernommen haben werden, so wie des Vaters Segen, der Mutter heisse Wünsche freudig und heilig wiedertönen im Herzen Eures

August.

Achter Brief.

Klösterliche Anstalten. — Gefängnisse. — Besserungs-Anstalten. — Israelitische Stiftungen.

Hamburg, Juli 1841.

Adolf IV., Graf von Schauenburg, gewann sein väterliches Erbe Holstein wieder, das König Waldemar der Sieger Adolf dem III. abgenommen hatte. Waldemar lag in Fesseln auf der Burg Schwerin, und die Hamburger erkauften im Jahre 1224 ihre Freiheit vom Grafen Albrecht von Orlamünde um 1500 Mark löthigen Silbers, nachdem dieser die Stadt sechs Jahre lang für den an Waldemar gezahlten Kaufpreis von 700 Mark besessen hatte. Albrecht zog aus, um seinen König zu retten und zu rächen, verlor aber die Schlacht von Mölln und seine Freiheit gegen Graf Heinrich von Schwerin, der ihn in denselben Thurm warf, in welchem der König knirschend sein Geschick ertrug. Adolf zog um Weihnacht 1225 in Hamburg ein, und bestätigte der Stadt alle vom Kaiser Friedrich I., dem Rothbart, erhaltene Rechte und Freiheiten. Auch Lübeck befreite sich 1226 am 1. Mai durch List und Gewalt von der dänischen Besatzung. Aber König Waldemar kam in demselben Jahre aus seiner Haft; der Papst vermittelte die schmählichen Bedingungen, die der König beschwor, und derselbe Papst entband ihn auch alsbald von dem erzwungenen Eide. Nicht sich selbst zu rächen und alle seine Freunde und Bundesgenossen von jedweder Rache abzuhalten, hatte der König geschworen, und um so eifriger war jetzt sein Durst nach Rache und seiner Verbündeten Eifer, ihm darin zu helfen. Zuerst erlagen die freien Dithmarsen, und sie mussten das Heer des, mit Herzog Otto von Lüneburg verbündeten Königs verstärken, um gegen Adolf zu ziehen. Doch auch dieser hatte sich Verbündete erworben: Waldemar's Erbfeind, den Grafen Heinrich von Schwerin, ferner den wendischen Fürsten Burwin, den Erzbischof Gerhard von Bremen, die lübecker Bürger unter ihrem Bürgermeister Alexander von Soltwedel; auch Kaiser Friedrich II. hatte 300 auserlesene Streiter gesendet. Am

Tage Mariä Magdalenä, am 22. Juli 1227, erfolgte die entscheidende Schlacht bei dem holsteinischen Dorfe Bornhöved. Adolf siegte, wohl zum Theil, wenn nicht ganz, durch den Abfall der Dithmarsen, die schon im Voraus gewonnen waren. Die damalige Welt schrieb den Sieg Adolfs Gelübde während der Schlacht zu, das er allerdings that und auch hielt, Kirchen und Klöster zu bauen, und sich selbst dem Dienste Gottes zu widmen. Das lag im Geiste der Zeit, so wie es auch im Geiste der Zeit gelegen haben würde, hätte Adolf an das Wunder geglaubt, dass die heilige Büsserin einen Schleier vor die, seine Heerhaufen blendende Sonne gezogen. Klöster und Kirchen zu bauen war im 13. Jahrhundert ein in den Augen aller Christen hochverdientes Werk, und ein kriegerisches, rauhes Leben im Kloster zu beschliessen, hiess sich Anspruch auf ewige Seeligkeit erwerben. Man brauchte in damaliger Zeit dazu wirklich nicht ein „abergläubischer Schwachkopf“ zu sein, wie von Hess Adolf gewiss zu hart betitelt.

Waldemar, der gewaltige Dänenkönig, verlor in der Schlacht von Bornhöved ein Auge; nur die Treue eines deutschen Ritters rettete ihn nach Kiel vor abermaliger Gefangenschaft. Seine späteren Versuche, Holstein wieder zu gewinnen, scheiterten, und er verbündete sich nun mit Adolf gegen Lübeck, das sich aber ritterlich wehrte, und 1235 seine Freiheit durch Vergleich bewahrte und vom Kaiser bestätigt erhielt. Im Jahre 1237 vermählte sich Adolf's Tochter Mechthild mit Waldemar's Sohne, dem späteren Brudermörder Abel, Herzog von Schleswig. Hamburg brachte der Braut ein reiches Hochzeitsgeschenk, und schenkte dem Vater den erkaufte oldesloer Zoll. Adolf machte noch einen Zug nach Liefland und trat dann in den Franciscaner Orden; seine erste Messe las er, vom Papste selbst zum Subdiaconus geweiht, in der Capelle bei Bornhöved, die zweite im Frühjahr 1245 in der von ihm gestifteten Marien-Magdalenen-Kirche in Hamburg. Er starb am 8. Juli 1261 in dem von ihm aus Almosen gebaueten Kloster gleiches Namens zu Kiel.

Adolf bauete in Hamburg zwei Klöster: das Marien-Magdalenen-Kloster für Franciscaner oder Minoriten, und das Johannis-Kloster für Dominicaner oder Prediger-Mönche. Seine Gemahlin,

Hedwig, oder Heilwig, eine geborne Gräfin von der Lippe, wurde Nonne, und später Aebtissin in dem Cistercienser Kloster zum Jungfrauen-Thale, das früher in der jetzigen Vorstadt St. Pauli gelegen haben mag, und nach Harvstehude versetzt wurde. Auch die Beguinen, von ihrer Tracht blaue Süstern (Schwestern) genannt, erhielten auf Adolfs Betrieb von seinen Söhnen ein Stück ihres Obstgartens im Kirchspiel St. Jacobi geschenkt, wo sie sich ein Gebäude errichteten, das den Namen des Conventes erhielt. Etwa 200 Jahre später, im Jahre 1427, lagerten Adolfs Nachkommen, die Grafen Heinrich, Adolf und Gerhard mit den Hanseaten vor Flensburg. Hamburgs Feldhauptmann, der Rathsherr Johann Cletze, wurde später beschuldigt, seine Reisigen berauscht und überredet zu haben, die Stadt mit glühenden Pfeilen zu beschiessen. Darüber entstand Tumult im Lager, Graf Heinrich flog an die Mauer, wähnend, die Hamburger wollten auf eigene Hand die Stadt erobern, und fiel, durchbohrt von einer dänischen Partisane. Cletze, der wegen früherer Händel mit dem Rathe verhasst sein mogte, starb in Hamburg auf dem Blutgerüste, und seine Wittve Gesa (gewöhnlich unrichtig Elisabeth genannt) stiftete das Ilsabeen-Haus für zwanzig Wittwen und Jungfern; dies Haus lag am Burstah.

Die Reformation brachte natürlich eine völlige Umgestaltung dieser Klöster. Die Beguinen traten über zur neuen Lehre und blieben im ungestörten Besitze ihres Conventes, bei welchem Bugenhagen, Hamburgs Reformator, sie schützte. Die Franciscaner und Dominicaner wurden aus ihren Klöstern vertrieben, und in das Marien-Magdalenen-Kloster kamen die Bewohnerinnen des Ilsabeen Hauses, in einen Theil des Johannisklosters diejenigen Nonnen von Harvstehude, die Luthers Lehre annehmen wollten; den übrigen Theil des Klosters weihte Bugenhagen zur Johannisschule ein. Das Kloster in Harvstehude, dessen meiste Bewohnerinnen sich früher durch einen sittenlosen Lebenswandel, und später durch heftigen Widerstand gegen die Reformation verhasst gemacht hatten, wurde am 10. Februar 1530 von den Bürgern niedergerissen, wobei es aber unter Aufsicht von angesehenen Männern ganz regelrecht herging.

Des Conventes wirst Du, liebste Mutter, Dich noch erinnern. Er steht noch jetzt in der Steinstrasse, der Jakobi Kirche gegenüber. Ob er noch immer sein altes Privilegium hat, den zur Hinrichtung geführten armen Sündern einen Labetrunk zu spenden, weiss ich nicht; die Hinrichtungen scheinen in Hamburg thatsächlich abgeschafft zu sein. Die zwanzig Beguinen zu Adolfs Zeiten haben sich bis auf acht Jungfern vermindert, die sich hier für Bancomark 1700. einkaufen, und dafür Wohnung, Feuerung und etwa 132 Mark Courant jährlich erhalten. Die Wohnungen oder Zellen sind so geräumig, dass jede Schwester eine Freundin bei sich aufnehmen darf; auch kann sie die Zelle ganz vermiethen, doch fällt dann der halbe Miethpreis an das Kloster. Der älteste Bürgermeister und zwei Vorsteher auf Lebenszeit verwalten den Convent mit der Jungfrau „Meisterin,“ die von den drei Herren aus den Schwestern gewählt wird und doppelte Einkünfte zieht.

Die andern beiden Klöster würdest Du, lieb Mütterchen, aber nicht mehr auf ihrer alten Stelle finden, sie sind beide abgebrochen und nach dem Walle versetzt, nicht ohne zweckmässige Aenderungen und Ausdehnung ihrer Bestimmung zu erlangen.

Das Johanniskloster steht seit 1836 zwischen dem Steintore und dem Deichtore, ein stattliches Gebäude von zwei Etagen, 276 Fuss lang, 41 Fuss und in den Flügeln 76 Fuss tief. Darin wohnen die „Ehrwürdige Jungfrau Domina,“ und 20 Conventualinnen, deren jede ein Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und abgeschlossenen Vorplatz hat. Das Vorzugsrecht auf diese Wohnungen haben die ältesten Damen, bei deren Verzichtleistung jüngere Conventualinnen eintreten, deren im Ganzen 61 sind, die in vier Classen getheilt (zu 25 und 3 mal 12) jährlich 600, 500, 400 und 300 fl erhalten. Die Domina erhält jährlich 3000 fl , ihre Beisitzerin 700 fl . Wohlhabende Bürger lassen ihre Töchter gleich oder bald nach der Geburt einschreiben, wofür 383 fl 8 ß bezahlt werden; bei eintretender Hebung werden 1550 fl entrichtet. Die Verheirathung hebt natürlich jeden Anspruch an das Kloster auf. Durch Gärten vom Kloster getrennt liegt am Schweinemarkt ein Haus, worin 10 Wittwen rechtlicher Bürger geräumige Wohnungen und ein Einkommen

von jährlich 100 fl erhalten. Verwaltet wird die Stiftung von den beiden ältesten Bürgermeistern, zwei Bürgern, als lebenslänglichen Vorstehern, und der Domina.

Nördlich vom Steinthor, in derselben Richtung mit dem Johanniskloster, liegt das Marien-Magdalenen-Kloster, nachdem die Kirche 1806 abgebrochen war, und auch das alte Kloster zwischen der Johannis- und Altenwallstrasse der neuen Börse hatte Platz machen müssen. Das 183 Fuss lange Gebäude mit zwei Flügeln von 100 und 62 Fuss, enthält 26 Wohnungen, die eben so eingerichtet sind, wie die im Johanniskloster. Hier geschieht aber der Einkauf erst bei entstandener Vacanz, und richtet sich dann nach dem Alter der Eintretenden der Kaufpreis zwischen 1500 und 2500 fl . Nur unverheirathete Töchter und Wittwen von hamburger Bürgern werden aufgenommen, und verlieren ihre Ansprüche durch Heirath oder Auswanderung. Das jährliche Einkommen, ausser der freien Wohnung, beträgt 132 fl 12 ß . Eine der Conventualinnen ist „Meisterin,“ und wird zu diesem Ehrenposten von den Oberalten gewählt, deren Collegium die Stiftung verwaltet. Adolfs Denkmal, das seit 1821 vor dem alten Kloster, auf dem ihm zu Ehren benannten Platze stand, steht jetzt vor dem neuen Kloster in einer Bastion des Walles, mitten in einer hübschen Baumgruppe.

Es ist ein sehr gewagter, vielleicht unerlaubter Sprung, von Klöstern zu — Gefängnissen überzugehen, von dem friedlichen, behäbigen Aufenthalte alternder Frauen und Jungfrauen, die mit gutem Gewissen auf ein reines Leben zurückblicken, mit ahnender Sehnsucht auf das Jenseits schauen, zu den düstern Gemächern, wo Reue und Verzweiflung und finsterner Trotz den strafbaren Leichtsinnigen, den frevelnden Verbrecher martern, ihn schauernd die Hölle fühlen lassen. Aber ich wollte gerne in diesem Briefe die Umrisse von Hamburgs Anstalten der Milde beenden. Gefängnisse: Anstalten der Milde? Ja, sie sind es, und werden es mit des Allbarmherzigen Hülfe noch mehr werden im neunzehnten Jahrhundert, in der gutherzigen Stadt Hamburg, „wo die Gesetze milde walten,“ wo man nicht straft, um Rache zu üben, sondern um die menschliche Gesellschaft zu schützen, und den Fehlenden zu bessern.

Die Verwaltung der Gefängnisse steht, seit October 1823, unter einem Bürgermeister, den beiden Polizeiherrn und zehn Bürgern (zwei Alten und acht Vorstehern, von deren letzteren alljährlich der älteste abgeht). Was in der Gefängniss-Verwaltung noch mangelhaft ist, zum Theil sehr mangelhaft, das ist die Localität der Gefängnisse. Diesen steht aber gerade jetzt ein allgemein ersehnter, unumgänglicher Neubau bevor, bei welchen, nach langjährigen Vorarbeiten, die Verbesserungen neuerer Zeiten dies- und jenseits des Oceans, mit gebührender Rücksichtnahme auf Gesetze, politische Lage und Volksbildung, beachtet werden sollen. Bei dieser, wenn der Himmel es nicht anders fügt, bald bevorstehenden Totalreform will ich mich begnügen, hier nur kurz und hauptsächlich historisch die verschiedenen Gefängnisse und deren Zusammenhang anzugeben.

Abgesehen von den vorläufigen Disciplinar-Arrestlocalen der verschiedenen Militaircorps, dienen zu Untersuchungs-Gefängnissen, mitunter auch, eben wegen beschränkten Raumes, zu Strafarresten das obere Geschoss der Wache auf dem Grossneumarkte und das Detentionshaus. Dies letztere ist 1830 erbauet, bei dem Drillhause am Walle, da, wo Du, beste Mutter, eine französische Militairbäckerei gekannt haben wirst. Das massive, etwas Bastillenartig aussehende Haus, mit erwärmtem Wasser geheizt und durch die treffliche Smithsche Wasserkunst gehörig versorgt, dient, wie sein Name ausspricht, zum Aufbewahrungsorte von Gefangenen, welche in Untersuchung begriffen und nicht Bürger sind. Der Antrag des Senates nämlich, in der Nähe des Detentionshauses, aber getrennt von demselben, ein Bürgergefängniss zu erbauen, lehnte die Bürgerschaft ab und „zog die vorläufige Beibehaltung und Reparirung des Winserbaumes vor,“ obgleich der Senat vorgestellt hatte, „es sei augenscheinlich, dass es kein schlechteres und unpassender liegendes Gefängniss geben könne.“ Der Winserbaum ist denn freilich ein, am Ende des Dovenfleets liegendes — Wirthshaus, worin sich drei Arrestzimmer befinden. Der Senat bemerkte in seinem Antrage vom 15. November 1827, die Erfahrung der letzten Zeit habe gelehrt, wie dies Gefängniss gar keine Sicherheit gewähre; in einem neuen Bürgergefängnisse könnten auch anständige Gefängnisse geschafft werden für vor-

nehme Gefangene, die auf auswärtige Requisition arretirt wären. Das hatte Alles seinen guten Grund und zeitgemässe Bedeutung. Erbgessesene Bürgerschaft wollte aber, wie gesagt, nicht darauf eingehen, und so bleibt auch dieser Punkt der bevorstehenden besseren Organisation vorbehalten.

Eigentliche Strafgefängnisse sind das Zuchthaus und das Spinnhaus, die unweit von einander liegen in der Zuchthausstrasse. Unter demselben Dache mit dem Zuchthause befinden sich noch das Werk- und Armenhaus und das Curhaus.

Das Zuchthaus ist 1618 erbauet, 1666 aber bis auf die Kirche eingäschert, 1670 neugebaut, 1766 und 1816 vergrössert, 1831 durch eine Feuersbrunst beschädigt und ausgebessert. Der Name und die Inschrift: *Labore plector, labore nutrior* (durch Arbeit werde ich bestraft, durch Arbeit werde ich ernährt) enthalten die Bestimmung des Hauses, in welchem Bettler, Landstreicher und für geringe Verbrechen Inhaftirte beiderlei Geschlechts, im Durchschnitt etwa 100 Männer und zum dritten Theil so viele Weiber auf bestimmte Wochen, Monate oder Jahre zum Spinnen, Nähen, Stricken u. s. w. angehalten werden.

Das Spinnhaus ist 1666 erbauet, und 1725 vergrössert. Es enthält im Durchschnitt 100 Gefangene (wovon $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{5}$ Frauenzimmer), welche wegen grober Verbrechen (z. B. Brandstiftung, Todtschlag, Diebstahl, Desertion u. s. w.) auf Monate, Jahre oder Zeitlebens zum Garndoubliren, Spinnen, Holzraspeln u. dgl. verurtheilt sind, wobei jeder Gefangene ein mässiges Pensum für die Anstalt arbeiten muss, Alles aber, was er darüber hinaus arbeitet, ihm gutgeschrieben, und bei seiner Entlassung ausgezahlt wird. An allen Festtagen ist öffentlicher Gottesdienst, welchem die Gefangenen ungesehen beiwohnen. Der Gottesdienst im Zuchthause ist nur für die Bewohner desselben und der damit verbundenen Anstalten.

Im Curhause werden die Kranken der Gefängnisse, kranke Obdachlose u. s. w. gepflegt und geheilt; auch diese Anstalt beherbergt durchschnittlich 100 Kranke.

In dem, allerdings oft überfüllten Werk- und Armenhause sind in der Regel über 400 Männer und Weiber, welche mit Verfertigung von Haardecken, Waarensortirung, Wollkratzen

u. dergl. beschäftigt werden. Etwa 150 Kinder werden in der Schule des Hauses zweckmässig unterrichtet, und nach ihrer Confirmation gewöhnlich bei Handwerkern gut untergebracht. Die Strafclassen dieser Anstalt ist seit Himmelfahrt 1840 in ein geräumiges Haus der Böhmkenstrasse verlegt.

Wenn auf diese Weise in den hamburgischen Gefängnissen dafür gesorgt ist, dass den Gefangenen durch Arbeit, geistlichen Trost und Unterricht ihre Strafzeit auch eine Zeit der Besserung werde, wenn so viel irgend möglich vermieden werden soll, das Gefängniss für junge Verbrecher erst recht zur Hochschule des Lasters und der Verderbniss werden zu lassen, so blieb es doch immer eine schwierige Aufgabe, die Entlassenen wieder hinauszuschicken in die Freiheit, wo Verachtung und Misstrauen sie von den Guten zurückscheucht, wo Armuth und Verführung, wie Hohn und Spott sie wieder hineinzieht und hineinreisst in die Kreise des Lasters. Das zu verhüten bildete sich im Juli 1839 ein Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge, der aus Mitgliedern der Gefängniss-Verwaltung und anderen Bürgern als Directoren und Pflegern besteht. Die Wirksamkeit des Vereines beginnt durch sittliche und religiöse Einwirkung schon in den Strafanstalten selbst, und für die Entlassenen wird durch Beaufsichtigung, Anweisung von Arbeit, Unterstützung bei begonnenen Geschäften, und nöthigenfalls durch Gewährung der Mittel gesorgt, in einem fremden Welttheile in besserer Umgebung ein neues Leben rechtschaffenen Fleisses zu beginnen. Auch hier darf Amalie Sieveking als thätige Mithelferin genannt werden. Der Verein hat eine besondere Arbeitsanstalt errichtet, die recht gut gedeihet, indess versteht es sich, dass das gute Beste doch immer durch Subscriptionen und Geschenke der mildthätigen Bürger Hamburgs geschehen muss und treulich geschieht.

Obgleich in Hamburg nicht eine so greuliche Sittenlosigkeit, eine so systematisch betriebene Depravation herrscht, wie in den Hauptstädten Frankreichs und Englands, so ist es doch sehr begreiflich, dass in einer so dichtgedrängten, zahlreichen Bevölkerung sich immer eine Anzahl von sittlich verwahrloseten Kindern finden muss, die auf dem graden Wege zum — Galgen

fortschreiten. Auch dieser Unglücklichen erbarmt sich in Hamburg „die rettende Liebe.“ Im September 1833 forderte Syndicus Sieveking zur Gründung einer „Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder“ auf, und überliess derselben ein Haus in Horn, im Volkesmunde: das rauhe Haus genannt, mit 1200 Quadratruthen Landes. Im October desselben Jahres wurde die Anstalt eröffnet, wobei sie das Glück hatte, dass der Candidat Wichern sich der Leitung mit voller Seele, mit frommem Enthusiasmus unterzog. Ein Bürger, A. W. Gercken, vermachte dem Institute 15000 Bco. $\frac{1}{2}$, worauf Wichern das rauhe Haus mit 12 Knaben bezog. Jetzt sind etwa 60 Kinder in der Anstalt, zum vierten Theile Mädchen, die übrigen Knaben. Princip ist, die Kinder, welche früher ein umhertreibendes, nichtsnutziges oder schädliches Zigeunerleben führten, an ein Familienleben zu gewöhnen, weshalb sie in einzelne Kreise zu zwölfen geschaart sind, in deren jedem ein Gehülfe, oder in den Mädchenkreisen eine Gehülfin, des Vorstehers die Aufsicht führt. Die Zöglinge bestellen und bebauen das Land und ihre Häuser, sie backen ihr Brod und verfertigen ihre Geräthe, sie lernen Handwerke und sie spielen zusammen und erfreuen sich an den Weihnachtsgeschenken, die ihnen von Wohlthätern des Institutes zukommen und feierlich nach Verdienst „aufgeziert“ werden. Dass es an religiösem Unterricht nicht fehlt und dass auf strenge Zucht und Sitte gehalten werde, versteht sich von selbst. Das Institut dient für die Gehülfen, deren jetzt etwa 15 sind, zugleich als Bildungsanstalt für ähnliche Wirkungskreise oder als Missionarien. Der Zutritt zu der kleinen, rings umher nirgends eingeschlossenen Colonie steht zu jeder Zeit jedem Besuchenden offen. Die höchst interessanten Berichte des Vorstehers schicke ich Dir, lieber Vater; wahrlich, es muss eine eigene Seelenkraft, eine heldenmüthige Ausdauer dazu gehören, in einem solchen Berufe zu beharren, solche Gemüther zu bändigen, zu zähmen, zu erweichen, zu bilden und nicht müde zu werden, wo satanischer Undank junge Höllenbrände selbst zu Mordbrennern machte!

Für eine andere Classe verlorener Geschöpfe ist das Magdalenen-Stift im Jahre 1822 durch Subscriptionen gegründet und mittelst eines Vermächtnisses des bekannten hamburgischen

Topographen, Dr. v. Hess, ein eigenes Haus in St. Georg dafür gekauft. Zwölf Mädchen, die den verlassenen Weg der Tugend und Sittsamkeit wieder betreten wollen, finden, wenn sie sich freiwillig anmelden, Aufnahme auf zwei Jahre, erhalten Belehrung und Unterricht von Predigern und werden zu häuslichen Geschäften und Handarbeiten angehalten, auch wird nach ihrer Entlassung für ihr Unterkommen gesorgt. Während ihres Aufenthaltes im Institute dürfen sie weder ausgehen, noch Besuche empfangen. Bei manchen Mädchen hat die Anstalt gute Früchte getragen, bei einigen freilich nicht.

Zu den milden Stiftungen können gewissermaassen auch die Schulen der reformirten und der katholischen Gemeinden gezählt werden, und es ist begreiflich, dass diese Gemeinden vorzugsweise manchen ihrer Mitglieder im Stillen aufhelfen. Sonst aber wird bei den Wohlthätigkeits-Anstalten Hamburgs durchaus kein Unterschied unter den christlichen Confessionen gemacht. Dagegen aber haben die beiden israelitischen Gemeinden, die portugiesische und die deutsche, eine grosse Anzahl von eigenen Wohlthätigkeits-Anstalten, unter denen ich folgende herausheben will, die hauptsächlich der grösseren, deutschen Gemeinde angehören.

Die israelitische Armen-Anstalt ist der christlichen analog constituirt und in zehn Armen-Districte eingetheilt. Sie unterstützt durch wöchentliche Almosen oder temporaire Gaben an verschämte Arme und durchreisende Israeliten, vertheilt Brod und Suppe durch einen, wie bei der christlichen Anstalt bestehenden, Verein junger Armenfreunde, und sorgt für Pflege und Heilung der Kranken. Damit zusammenhängend ist das Krankenhaus, das bisher bei den Hütten steht. Die Gemeindevorsteher beschlossen einen Neubau und beriethen sich über die Anschaffung der erforderlichen Geldmittel, da erbot sich der wackere Banquier Salomon Heine, den ganzen Bau auf eigene Kosten zu übernehmen, wenn man ihm gestatte, die Stiftung nach dem Namen seiner verstorbenen Frau, Betty Heine, zu benennen. Das wurde natürlich mit dankbarer Rührung zugestanden, der Senat bewilligte dazu den nöthigen Platz an der Marienstrasse in St. Pauli, in der Gegend, wo der von den Franzosen zerstörte

Pesthof stand, und am 10. vorigen Monates ist bereits der Grundstein feierlich gelegt worden. Onkel Franz hat mir eine der Medaillen geschenkt, welche die dankbaren Gemeinde-Vorsteher dazu haben prägen lassen. Sie zeigt das Brustbild des edlen Stifters und auf der andern Seite die künftige Façade des Hauses mit der Unterschrift: „Der sel. Frau Betty Heine zum Andenken erbauet, von ihrem Gatten. Hamb. 1841.“ Eine Menge von Zügen der edelsten Wohlthätigkeit Heine's erzähle ich Euch mündlich, da ich absichtlich in diese Briefe keine Persönlichkeiten von Lebenden bringen will; hier aber konnte ich es ja nicht vermeiden, so wenig wie bei einer anderen Stiftung desselben Heine: der Hermann Heineschen, einer Vorschuss-Anstalt, die Salomon Heine, zum Andenken seines verstorbenen Sohnes, mit Bco. fl 100,000 dotirte, ungefähr so viel, als er zum Krankenhause hergab, aus deren Zinsen unbemittelte hiesige Einwohner Darlehn von 1000 bis 6000 Bco. fl ohne Bürgschaft erhalten können, um ein Handwerk, eine Kunst, Fabrikwesen, Landbau, Handel oder sonst ein ehrliches Gewerbe zu betreiben. Das Darlehn wird binnen sechs Jahren terminweise zurückgezahlt und bis dahin mit zwei Procent Courant von Banco verzinset. Der Senat hat diese 1837 errichtete Stiftung mit Freuden bestätigt, wenn es gleich Heine nicht zu verdenken war, dass er die Beschränkung auf Israeliten erst mit dem Tage aufhören lassen will, wo die Juden in Hamburg zur ungehinderten Ausübung jeder bürgerlichen Erwerbsthätigkeit gleich den Christen gesetzlich zugelassen werden! — Das israelitische Vorschuss-Institut, seit 1816 mit der israelitischen Armen-Anstalt verbunden, seit 1829 aber selbstständig bestehend, giebt gegen sichere Bürgschaft zinsfreie Geldvorschüsse von 20 bis 500 fl , mit wöchentlichen Abträgen von $\frac{1}{32}$. Bei der Gelegenheit erwähne ich auch der beiden christlichen Vorschuss-Anstalten, welche aber auch Bürgschaft verlangen, 1) der Vorschuss-Anstalt für Hilfsbedürftige, welche seit 1831 Darlehen von 15 bis 90 fl giebt, unter Abzug von $\frac{1}{80}$ und mit wöchentlichen Rückzahlungen von $\frac{1}{24}$ oder $\frac{1}{48}$, — 2) der zweiten wohlthätigen Vorschuss-Anstalt, welche seit 1837 grössere Summen zu Betreibung erlaubter und nützlicher Gewerbe herleiht, nach Abzug von $\frac{1}{30}$

und mit monatlichen Abträgen von $\frac{1}{12}$. Beide Anstalten sind auf Actien begründet und werden, wie alle solche Angelegenheiten, von Bürgern unentgeltlich verwaltet.

Für das 1716 gestiftete und 1833 reorganisirte israelitische Waisen-Institut ist in diesem Jahre ein eigenes Grundstück in der zweiten Marktstrasse erworben. Waisen oder Halbwaisen werden vom 6ten bis zum 14ten Jahre darin verpflegt, bekleidet und erzogen und für ihr ferneres Fortkommen gesorgt.

Für den unentgeltlichen Unterricht junger Israeliten sorgen die Freischule, die Talmud-Thora-Stiftung und mehrere Töchter-schulen, für die Bekleidung armer Schüler ein Frauenverein; für die Fortbildung der Jünglinge der sehr verdienstliche Verein zur Beförderung nützlicher Gewerbe unter den Israeliten, und der Stipendien-Verein; für den Unterricht in Küchen- und Hausarbeit ein Mädchen-Verein. Die zur Mitgift für arme Mädchen bestimmten Vermächtnisse verwaltet eine Aussteuer-Commission; Wittwen und alte Jungfrauen werden durch den Schillings - Verein unterstützt, so genannt von den wöchentlichen Beiträgen der Contribuenten, die nur einen Schilling betragen, und doch hat der seit 1825 bestehende Verein bereits 9000 fl in halbjährlichen Portionen von 20 bis 50 fl vertheilt. Andere Vereine sorgen für Vertheilung von Fleisch oder Feuerung, für Krankenpflege, für Hülfe der Wöchnerinnen. So wie Hartwig Hesse einen Wittwenhof in St. Georg, ursprünglich für Makler- und Schifferwittwen, stiftete, so hat Lazarus Gumpel 1837 ein grosses Grundstück in der Schlachterstrasse auf ewige Zeiten zu Freiwohnungen für unbemittelte Israeliten bestimmt, worin bis jetzt 40 Familien so lange Unterkommen finden, als sich ihre Vermögensverhältnisse nicht gebessert haben.

Neunter Brief.

Waisengrün. — St. Georg. — St. Pauli. — Das Gebiet.

Hamburg, Juli 1841.

Vorigen Donnerstag war Waisengrün. Schon am Morgen begegnete ich einige Male dem langen Zuge der Kinder, die in ihrer gleichförmigen hellblauen Tracht durch die Gassen wanderten und, was mir nicht gefallen wollte, zuweilen geistliche Lieder sangen, wobei nicht viel Andacht sein konnte, denn alle Augenblicke stockte der Zug, wurden einzelne Kinder oder eine ganze Schaar an ein Haus gerufen und ihnen Geld in die Hand gesteckt; Männer machten das im Vorbeigehen ab und beschenkten ein Kind, dessen Gesicht ihnen zu gefallen schien; zuweilen zog eine Frau ein Kind aus der Reihe, herzte und küsste es und wandte dann widerstrebend und still weinend die Schritte, um vielleicht auf ihrem Saale durch verdoppelte Pflege den kleinsten Kindern das Unrecht abzubitten, dass sie zum heutigen Festtage den ganzen übergesparten Doppelschilling ihrem ältesten, ihrem „Waisenkinde“ zu Kirschen und Erdbeeren geschenkt hatte. — Fröhlich sprangen die flinken Büchsenknaben an alle geöffnete Thüren und Fenster und riefen; Beleevt Madam de Armen to bedenken! und hatte die Büchse ihren Tribut erhalten, so hielten sie die Hand hin, mit einem zutraulichen und eindringlicheren; Ook een in de Hand to schenken! Die eigenthümliche Melodie dieser tausendmal wiederholten Bitten werde ich nie vergessen, aber gewiss eben so wenig die vielen freundlichen, innig bewegten Gesichter der Hamburgerinnen, die sich beeiferten, zu geben und wieder zu geben, so weit die kleine Münze reichen wollte. — Am Nachmittage war ich in St. Georg in einem Hause, vor dem die Kinder auf ihrem Heimwege in die Stadt vorbeizogen. Die Hausfrau mit ihren blühenden Kindern und einigen weiblichen Gästen stand an der Gasse und Alle, bis zum fünfjährigen Knaben hinunter, theilten aus an die Waisenkinder, als ein freundlich und lustig über seinen dicken Schnurrbart blickender Soldat, der den Zug

mitgeleitete, ein Waisenmädchen von 11 oder 12 Jahren in das Haus wies, auf dessen Thürschwelle ich stand. Der Soldat wechselte ein paar Worte mit der Hausfrau, die nun das Kind in das Haus zog und — zu meinem Erstaunen folgten zwei oder drei Dutzend Waisenmädchen, während der Soldat, vergnügt dreinschauend, Unberufene mit vorgesetztem Gewehre abhielt. Neugierig guckte ich auf die eben nicht geräumige Diele, in das Stuhldirstübchen des Hausherrn und Alles war voll von Waisenmädchen und alle tranken Milch, oder Bier mit Wasser und Zucker; bescheiden dankten einige, denen zum zweiten Male geboten wurde und die Hausfrau und ihre Töchter wurden nicht müde einzuschenken und die Durstigen zu laben. Mit einem Knixe schieden die Mädchen, um anderen Platz zu machen, aber meinen Platz an der Hausthür hatte eine kleine niedliche Frau eingenommen, die jedem weggehenden Mädchen noch einmal die Hand drückte; die Kinder knixten, dankten und — liessen die Hand in die Tasche gleiten. Der Zug war schon eine Weile dem Hause vorüber, als dieses leer wurde. Im Herzen sang ich den beiden Frauen und ihren flinken Gehülfinnen ein feuriges Loblied doch nur meine Augen redeten und eben so mogte der Herr des Hauses denken, der schweigend auf seine Frau zuschritt, ihr einen herzlichen Kuss auf die Lippen presste und der gleichgestimmten Freundin Hand an sein Herz drückte.

Am Waisengrün sieht man, dass die Hamburger mildthätig sind, dass sie geben und gerne geben; allein wie vielfach, wie grossartig zum Theil die Anstalten der Milde sind, das hoffe ich in meinen früheren Briefen zum Theil angedeutet zu haben und danach lässt sich schliessen, wie viel der Hamburger giebt, ohne dass es Jeder sieht. Das ausserdem jedes Haus, dass selbst manches Häuschen seine Hausarmen hat, die allwöchentlich Geld, oder Lebensmittel, oder Bekleidung u. s. w. abholen, findet man ganz in der allergewöhnlichsten Ordnung. Eben so ereignet sich ganz gewiss kein einziger Unglücksfall durch Feuersbrünste oder sonst, wo nicht gleich hunderte von milden Händen sich ausstrecken, in öffentlichen und Privathäusern Sammlungen angestellt werden, sich Hilfsausschüsse bilden aus den Armenpflegern, Bürgercapitainen und Anderen. Und nicht nur auf seine Stadt,

nein wahrlich, nicht nur auf seine nächsten Umgebungen erstreckt der Hamburger seine Wohlthätigkeit; mag in Deutschland, mag in Europa, ja selbst mag in fernen Welttheilen ein trauriges Schicksal Menschen betroffen haben, sogleich erschallt in Hamburg ein Hülferuf und nimmer bleibt er ungehört. Neulich sagte ein Süddeutscher: „In Deutschland kann keines Hirten Schaafstall abbrennen, so giebt ihm Hamburg Geld zum Wiederaufbau.“

„Wann die Waisenkinder gehen,“ wie der hamburger Ausdruck ist, zeigt sich die Vorstadt St. Georg, als der eigentliche Mittelpunkt dieses Volksfestes, in ihrem schönsten Glanze, fast in allen Häusern ist am Nachmittage offene Tafel und vor allen Thüren sitzen zierlich geputzte Frauen vor elegant servirten Theetischen. An diesem Tage vorzugsweise im Jahre, weit mehr noch als am Lämmerabend, am Freitage vor Pfingsten, hat die Vorstadt ihre Gallarobe angezogen, an anderen Tagen erscheint sie im schlichten, aber anmuthigen Hauskleide, während die eigentliche Stadt fast immer sich im bestäubten, die Geschäftspuren tragenden Comptoirrocke zeigt. Das ist ein wunderlicher Vergleich, aber doch nicht ganz unpassend, wenn man das unaufhörliche Gewühl und Fahren und Reiten und Drängen in den grösstentheils engen, krummen und sehr selten reinen Strassen der Stadt mit der Stille vergleicht, die in den graden, breiten, langen Hauptgassen der Vorstadt herrscht, wo man fast überall das Grün der Bäume erblickt,

Wo sich Nachbar'n freundlich grüssen,
Mädchen an den Fenstern stehen,
Ihre Blumen zu begiessen;

wo fast alle Häuser Gärten oder Gärtchen haben, Kinder auf den breiten Bürgersteigen gefahrlos spielen können, wo es nicht auffällt, wenn Nachbarn in Hausröcken und mit Pfeifen quer über die Gasse zu einander kommen. Uebrigens sagt Onkel Franz, dass die Vorstadt ganz anders aussieht, als wie Du, meine liebste Mutter, sie noch gekannt hast. Von der neuen Häuserreihe an der Alster habe ich Dir schon in einem früheren Briefe gesprochen;*) das ist die Nordseite von St. Georg, das mit der Lohmühle endigt. Von dort an der Ostseite kommt man dem

*) S. 20.

prachtvollen Krankenhause vorbei und gelangt zu dem breit und schön angelegten lübecker Thore, das weiter nach Süden verlegt ist, als der Damm des ehemaligen eckigen und winkeligen Thores No. 4, und grade aus auf den Steindamm führt, welcher jetzt auf beiden Seiten vollständig bebauet bis zum Steinthore läuft. Südlich vom lübecker Thore, Hartwig Hesse's Wittwenstift vorbei, kommt man zu dem berliner Thore, das, sich an den niedrig liegenden Brook lehnd hier gleichsam die Vorstadt gegen Süden abschliesst. Bei dem Strohause kennst Du die Nordseite bebauet, aber jetzt zeigt auch die Südseite eine Reihe neuer, geschmackvoller Häuser, und wenn Du an der Nordseite der ehemals sogenannten Strohhausallee, die jetzt grosse Allee heisst, nur Baum- und Gemüsegärten oder Wiesen kanntest, so ist auch diese ganze Strecke vom Strohause bis zum Kreuzwege mit grossen, schönen Häusern bebauet. Die gegenüber liegende Seite ist noch frei bis an die Häuserreihe, die unter den alten Namen des Besenbinderhofes und Hühnerpostens sich bis in die Gegend des Deichthores zieht, wo jetzt die Eisenbahn angelegt werden soll. — Die grosse Allee endet vor dem Steinthore, so dass sie mit dem Steindamme und der Strecke zwischen den beiden Aussenthoren ein grosses Dreieck bildet, das durch mehre ganz neu angelegte Strassen durchschnitten wird: Stiftstrasse, Lindenstrasse, Böckmannsstrasse u. s. w. Auch der Kreuzweg ist jetzt an beiden Seiten bebauet und die Wiese am Pulverdeich hat Häusern und Gärten Platz machen müssen. Die Westseite der Vorstadt vom Steinthor aus bilden die Begräbnissplätze von St. Gertrud, St. Jacobi und St. Georg, vor denen sich die Kirchenallee hinzieht, deren ganze Ostseite bebauet ist. Von der Kirche aus hat man die Unannehmlichkeit, dass man entweder die St. Georgs-Strasse oder die Alstertwiete passiren muss, beide wegen ihres nur im bittersten Spotte sogenannten Strassenpflasters übel berüchtigt und darin mit der Koppel wetteifernd, die sich zwischen der Langenreihe und der Alster durchwindet. Zwischen dieser Langenreihe, einer recht stattlichen breiten Gasse und dem Steindamme liegt die schlimme Partie von St. Georg, der als Zimmerplatz dienende Borgesch mit dem alten Schweineköfen, der freilich seinen Namen verloren, aber den Schweineteich, ei-

nige unangenehme Strassen und sogar Gänge behalten hat. Dem Vernehmen nach steht aber diesem Theile der Vorstadt eine heilsame Regeneration bevor, indem der Borgesch nach dem Hammer Brook verlegt werden soll.

Die Bevölkerung von St. Georg ist eine ganz städtische und bei immer fortschreitender Bebauung mehren sich auch die Läden aller Art, so dass es St. Georg schon an Manufacturläden und Austerkellern, Leihbibliotheken und Wildhändlern, Theatern und Badeanstalten nicht mehr gebricht. Dennoch sind die Gassen meistens stille, namentlich am Vormittage, weil dann, ich glaube der grössere Theil der männlichen Einwohner seine Geschäfte in der Stadt betreibt und dort auf dem Comptoir, auf dem Bureau arbeitet oder sein Brod wie die Makler mit Wandern und Zureden verdient. Namentlich wohnen viele Beamte in der Vorstadt, zu der man bis 10 Uhr Abends hinaus und von der man bis 6 Uhr Abends zu allen Jahreszeiten in die Stadt hinein kommen kann, ohne Sperrgeld zu bezahlen, das in den übrigen Thoren mit Dunkelwerden beginnt. Dies Sperrgeld, das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Erleichterung der, ausserhalb der Reichsstadt und Festung Hamburg Wohnenden eingeführt wurde, betrachten jetzt viele Leute als eine grosse Erschwerung des Verkehrs; Andere kämpfen mit Gründen dafür und bis zu dermaleinstiger, gewiss nicht ausbleibender Vereinigung dieser, innerhalb der Acciselinie liegenden, durchaus städtischen Vorstadt mit der Stadt, bleibt als Grund und nutzbares Argument für die Thorsperre die Einnahme stehen, welche sie liefert und die, nur die drei Thore, welche nach St. Georg führen, gerechnet, 70,000 fl oder 28,000 r jährlich betragen soll.

Zwischen der stolzen Barrière des Millernthores der freien und Hansestadt Hamburg und dem bescheidenen hölzernen Nobisthore Altona's, der ersten Stadt des Herzogthums Holstein und der zweiten des Königreichs Dänemark, liegt eine Strecke von etwa 3000 Fuss und von da ab südlich, etwa halb so breit, erstreckt sich bis an das Elbufer der berühmte und wenn man will, berühmte Hamburger Berg.

„Vor der Belagerung,“ ich lasse Onkel Franz reden, „war dieser Weg zwischen den Thoren der beiden Städte ein knietiefer

Sandweg, auf dem man wahrscheinlich absichtlich langsam fahren sollte, um die Herrlichkeiten rechts und links zu sehen; rechts: die Hinterseiten alter schauderhafter Buden und Schuppen, in denen Alles verkauft wurde und noch Einiges mehr: Kleider, alt und neu und Salzgurken, saures Bier und die Geschichte vom Eulenspiegel und der Melusina, harte Eier und Tabacksbeutel, Maultrommeln und Fausthandschuhe; — links eine ganze Reihe von Buden mit Marionetten und Seehunden, Seiltänzern und Krokodilen, Hundekomödien und Wachsfiguren. Auf dem Fusswege kam man unter hohen, herrlichen Bäumen an der Vorderseite jener erstgedachten Buden vorbei und nicht weit davon trieben Seiler oder Reeper ihr Handwerk, woher der Name der Reeperbahn. In den Jahren wie die Spanier in und bei Hamburg lagen, des Abends spät allein von Altona zu kommen, war für einen aufgeschossenen Jungen, wie ich damals war, keine geringe Angstpartie, denn sehen konnte man kaum die Hand vor den Augen und dann fiel ich im Laufen über die niedrigen Ecksteine, die mich einmal beinahe umgebracht hätten und mir fielen die alten Gräuengeschichten ein, von Seelenverkäufern, die auf dem hamburger Berge hausen und ihre Schlachtopfer in Kellern martern sollten, bis sie auf einen Ostindienfahrer gebracht werden könnten. Nun, an Ostindienfahrer war zur Zeit der segensreichen Continentsperre nicht zu denken, so wenig wie an die Matrosen, die auf dem hamburger Berge vorher und Gottlob jetzt wieder die ungeheuerste Heiterkeit aus Grogterrinen und Punschbowlen schöpfen, aber todtgeschlagen konnte man doch werden, wie in der Kirchenallee in St. Georg ein junger Mann, der seinem Hunde Knochen in einem Beutel nach Hause bringen wollte und dessen Mörder nie entdeckt ist, oder man konnte auch spurlos verschwinden und entweder gar nicht wieder gefunden werden, oder als franzosenfeindliche Leiche in den magdeburger Casematten.“

Jetzt aber, beste Mutter und namentlich seit den letzten Jahren, würdest Du den hamburger Berg in einem Glanze finden, wie Du Dir ihn vielleicht nicht hättest träumen lassen. Eine vortreffliche Chaussee ist an die Stelle jenes „knietiefen Sandweges“ getreten; rechts davon steht eine lange, lange Reihe von etwa hundert Häusern, im Erdgeschosse lauter Kramläden, die

mit den vorgeschrieben erbaueten Façaden Front machen nach der Chaussee und links gegenüber ist eine eben so lange Reihe geschmackvoller Gebäude zu Schaustellungen errichtet, die mit einem schönen Circus für Kunstreiter beginnt und mit dem Urania-theater endet, das vor einigen Wochen eröffnet wurde. Westlich und südlich von diesen Spielbuden — nun, da ist denn der alte hamburger Berg und die Matrosen sind wieder da und das Geschlecht ihrer Freundinnen ist nicht ausgestorben und in den „Vier Löwen“ und einer Menge anderer Wirthschaftshäuser giebt es noch immer Grog und schmetternde Musik und Tanz und Eifersucht und oft blutige Raufhändel und spanische Messerstiche und „dänische Küsse.“ Ich mögte allerlei im Leben sein, aber nicht Polizeidiener in St. Pauli.

Friedlicher und sicherer, wenn auch nicht ruhiger, geht es vor den Spielbuden her, vor denen sich an Sonn- und Wochentagen Hunderte und Tausende drängen, um den Spektakel und die Aushängeschilder und Probestücke zu sehen. Die Carousselbuden sind immer angefüllt, auch manche andere Buden scheinen gute Geschäfte zu machen, und kaum bin ich der Lust widerstanden, meine alte Jugendfreude, ein Marionettentheater zu besuchen, aber zu arg gellte mir in die Ohren das Charivari der unreinen Trompeten und Leierkasten, das Gekreisch der Ara's und Kakadu's und Affen, das Grunzen der Bären und das Stentor-Geschrei der Kirschen- und Käseverkäufer, der Martern meiner beleidigten Geruchsnerven nicht zu gedenken.

Nördlich von der Reeperbahn bekommt die Vorstadt St. Pauli ein ganz anderes und sehr hübsches Ansehen; in breiten und reinen Strassen liegen in und zwischen Gärten recht hübsche Häuser und in den neu angelegten Gassen jenseits des Heiligen Geistfeldes, namentlich in der neuen Rosenstrasse, sind sehr elegante Häuser mit allerliebsten Gärten. Schade dass man mehreren dieser neu angelegten Gassen dieselben Namen gegeben hat, wie sie schon in der Stadt vorkommen. Freilich ist an eine Vereinigung St. Pauli's mit der Stadt aus vielfachen Gründen nicht zu denken, namentlich nicht, weil keine geschlossene Acciselinie das hamburgische Gebiet von dem holsteinischen absondern kann; indem die Häuser von St. Pauli dicht an die altonaer stossen und

in dem, zum Theil holsteinischen, zum Theil hamburgischen, anmuthigen Dorfe Eimsbüttel die Gränze, wie man sagt, quer durch ein Haus laufen soll. So lange also die europäischen Finanzsysteme sich nicht total ändern und so lange die Accise eine so bedeutende Rolle im Budget der Republik spielt, wird St. Pauli wol extra muros bleiben.

Nördlich vom heiligen Geistfelde, — dessen mögliche frühere Verbindung mit einem Kloster oder dergleichen ich nicht habe auffinden können und auf dem nun die Schlachter einige Hammelgrasen lassen — wohnen in der Marktstrasse und deren Umgebungen, in unansehnlichen Häusern grösstentheils Handwerker, Fuhrleute, Fabrikarbeiter und dergleichen, bis man wieder in der Carolinenstrasse, die den Begräbnissplätzen gegenüber von Süden nach Norden läuft, neue und elegante Gartenhäuser trifft. Die in neuerer Zeit vermehrten und erweiterten Begräbnissplätze, wiedererstande aus der scheusslichen Verwüstung, womit die Franzosen sie verheerten, schliessen sich mit ihren Laubgängen, ihren Thränenweiden und ihren zum Theil geschmackvollen Denkmalen, an den bis zum Dammthor reichenden botanischen Garten, so dass man in schattigen Alleén wandelt zwischen den duftenden Blumen und Blüthen, die der Lenz entknospen, der Herbst verwelken sieht und der ersten Aussaat von Menschen, die der grosse Gärtner in ein anderes Land verpflanzt hat.

Vom Dammthor aus gehen drei Chausseen; die nordwestliche führt nach dem Grindel, der Hohenluft und so weiter nach Lokstedt, Collau, Niendorf und anderen holsteinischen Dörfern; die mittlere führt grade nordwärts über den Rothenbaum nach Eppendorf, die nordöstliche über Pöseldorf oder an der Alster nach Harvstehude. Und überall sieht man stattliche Gartenhäuser und freundliche Anpflanzungen und dazwischen unabsehbare Baumschulen und Gemüsegärten und üppige Wiesen mit weidenden Thieren. Wenn man bedenkt, dass im Jahre 1814 auf dieser ganzen weiten Strecke von der Elbe bis zur Alster die Franzosen mit Mordbeil und Brandfackel Alles in eine weite Einöde, in eine grausenvolle Wüste ohne Baum und Busch und Obdach verwandelt hatten, wahrlich, dann muss man sich freuen und staunen über den Muth und den Fleiss der Hamburger, die unter dem

Segen der allgütigen Natur hier wieder eine so köstliche Landschaft herstellten.

Wandern wir rechts durch die herrliche Kastanien-Allee, ununterbrochen begleitet von Gärten und Landhäusern, so kommen wir an die Rabenstrasse, so genannt von einem Wirthshause am Alsterufer, und von hier aus führt einer der schönsten Spaziergänge, die ich mir denken kann, nach Harvstehude. Links sind Gärten, geziert mit Allem, was die raffinirteste Cultur, der feinste Geschmack aus allen Zonen zusammen gebracht hat, um den Landsitz eines reichen Hamburgers würdig zu schmücken; einen hübschen Eindruck macht es, dass fast alle diese Landhäuser mitten in den Gärten stehen, fern genug von der Landstrasse, um nicht die Bewohner zu stören und um die oft überraschend schöne Wahl der architectonischen Formen zu betrachten. Rechts ist der herrliche Alsterspiegel, nur durch niedriges Vorland und dicht bei Harvstehude durch eine Koppel mit prächtigen Eichen vom Wege getrennt und drüben hinüber schweift der Blick auf das jenseitige Ufer, auf üppige Weiden und Kornfelder und Dörfer und Kirchthürme, oder rückwärts gewendet auf die blendend weisse Häuserreihe der Vorstadt St. Georg, den Wall, die Stadt. Und fernher rollt kaum hörbar das ununterbrochene dumpfe Gerassel der Wagen und hier mitten in einer schönen, durch die höchste Kunst zart veredelten Natur steht Euer August und horcht dem frohen Geplauder eines kleinen Knaben hinter einer Gartenhecke, der seiner Mutter erzählt, wie er auch reisen wolle gleich dem Vater, weit, weit über die See und dann wieder kommen und der Mutter viele, viele schöne Sachen mitbringen und der Schwester auch und Polly ein neues Halsband und der Mutter viele tausend Grüsse vom Grossvater. — Bald kehre ich auch heim und will der Mutter tausend und aber tausend Grüsse bringen, von der Stelle wo ihre Wiege stand, von der schönen, herrlichen Heimath.

Harvstehude hat nichts Klösterliches mehr; es ist ein Wirthshaus; Hagedorn's Lieblingsplatz, der sogenannte Licentiatenberg ist noch erhalten. Von Harvstehude führt nicht nur ein schöner Fussweg nach Eppendorf, sondern auch die hier abbiegende Chaussee vom Rothen Baum und zwar eine Chaussee, über

die ich mich gar nicht so freuen kann, sagt Onkel Gottlieb, als er, der hier oft manche Viertelstunde in einem greulichen Sandwege hat sich durchschleppen lassen müssen. Ueberhaupt ist seit der Wiederbefreiung Hamburg's für den Wegebau in den Umgebungen sehr viel gethan; früher führten unergründliche Sandwege oder rippenzerstossende Steindämme bis vor die Thore der freien Reichsstadt. Nichts billiger dagegen auch, als dass mit Vollendung der Chausseen, nun auch Chausseegeld erhoben wird, wie z. B. am eppendorfer, hammer, lübschen Baum, in Eimsbüttel u. s. w.

Eppendorf hat von einem Dorfe fast nur den Namen, denn die wenigen Bauerhäuser verstecken sich zwischen der Menge von Landhäusern, so dass das Ganze viel mehr einer Vorstadt gleicht. Das Pfarrdorf wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch das Kloster Harvstehude von dem holsteinischen Grafen Adolf erkauft. Eingepfarrt waren bis 1768 hier hamburgische und holsteinische Dörfer und die Stadt und der König besetzten wechselsweise die Stellen der Prediger und Küster. Da verglichen sich beide Staaten, Hamburg gab eine Summe Geldes her, wofür in dem holsteinischen Niendorf eine Kirche erbauet wurde und dahin wurden die, bisher zum eppendorfer Sprengel gehörenden holsteinischen Dörfer eingepfarrt. Dass in Eppendorf für kurze Zeit eine Taubstummenanstalt war, habe ich schon erwähnt;*) jetzt ist hier eine andere Heilanstalt, nämlich im Andreasbrunnen eine künstliche Mineralwasserbereitung, gegründet von dem jetzt verstorbenen Andreas Knauer, nach dem Muster der Struve'schen Anstalt in Dresden. Man trinkt und badet hier und findet Logis in dem geräumigen Badehause und einigen Nebengebäuden in dem grossen, bis an die Alster sich erstreckenden, sorgsam erhaltenen und gepflegten Garten. In diesem und an der Gasttafel vereinigen sich oft auch Familien und Gesellschaften, welche die Heilquellen nicht benutzen wollen.

Eimsbüttel gleicht in seinem hamburgischen Theile Eppendorf; auch hier fast lauter Gartenhäuser und freundliche Gärten, alle erst seit der Belagerung aus Schutt und Asche entstanden.

*) S. 85.

Nördlich von Eppendorf liegen noch auf hamburgischem Gebiete, rechts von der Alster: Alsterdorf, erst 1803 von Holstein gegen Bilsen eingetauscht; Ohlsdorf seit 1325 und Klein-Borstel seit 1304 im Besitze der Stadt. Links von der Alster liegen Gross-Borstel, Hamburg seit 1325 gehörig, Fuhlsbüttel, schon 1283 vom Abte Hermann zu Reinfelden an die hamburger Bürger Johann und Heinrich von Barga verkauft; Langenhorn, 1332 von Graf Adolf von Holstein an Nicolaus von Barga verkauft. Von hier aus erstreckt sich über Haide und Tannenkoppeln das hamburgische Gebiet noch eine halbe Meile nordwärts bis an den holsteinischen Ochsenzoll.

Von Eppendorf führte früher, sagt von Hess „ein höchst elender halsbrechender Steg“ über die Alster nach Winterhude. „Elend? Mag sein,“ sagt Onkel Franz, „übrigens leugne ich jedes Halsbrechen; die Brücke mit dem Geländer an einer Seite wurde parzellenweise durch die Eingesessenen unterhalten und Einer nahm Bohlen und Balken, der Andere Dielen und Bohnenstaken, aber romantischer, dörfllicher, idyllischer sah doch der alte Steg zehnmal aus, als die jetzige prunkende, breite Brücke, so in ihrer Art eine Brücke über den Manzanares. Da sind zwei Bilder, eines vom alten „elenden“ Stege und eines, wie es jetzt aussieht; nun urtheilet selbst.“ (Hauptsache, mit allem Respect vor der Romantik, scheint mir aber die hergestellte, früher fehlende Wagenverbindung. Winterhude, in alten Zeiten Henninghude, kam durch die schauenburgischen Grafen an Hamburg und hat, gleich Gross-Borstel, einige Landhäuser von Hamburgern, während die übrigen Bewohner dieser und der übrigen, obengenannten Dörfer wirkliche Landleute sind.

Von Winterhude gelangt man über ein anfangs etwas wellenförmiges Terrain auf einem guten Fusswege nach der Uhlenhorst, früher einem Kammer-Pachtgute, das jetzt an Privatleute verkauft ist, die den Plan haben, einen Theil des Landes, das vortreffliche Wiesen und Aecker enthält, mit der reizenden Aussicht über die Alster auf Harvstehude, die Vorstadt und die Stadt, zum Bebauen zu parcelliren. Vorläufig ist die Verbindung durch ein Fährboot zwischen dieser Gegend und Harvstehude hergestellt; die Alster, welche hier oft grosse Ueberschwemmungen

anrichtete, ist gewissermassen eingedeicht und ein fester und trockener Spaziergang längs des Flusses führt nach Schürbeck, bei Mundsburg vorbei nach der Kuhmühle, von wo man nach dem Hohenfelde kommt, einer Art Vorstädtchen der Vorstadt St. Georg. Diese Kuhmühle an dem, mit der Alster in Verbindung stehenden Kuhteiche, sah im Herbste 1806 ein blutiges Schauspiel. In der dortigen Wache, die jetzt in ein Chausseehaus verwandelt ist, hatten italienische Soldaten eine förmliche Wegelagerung organisirt und zehnteten jeden vorüber fahrenden Frachtwagen, bis sich einmal einige Fuhrleute verabredeten und von den modernen Schnapphähnen einige erschlugen und die anderen jämmerlich zerprügelt davon jagten.

Bei eben dieser Kuhmühle und bei Schürbeck vorbei kamen wir auf einem sehr angenehmen Ausfluge, den Theodor und ich neulich zu Pferde machten. Wir ritten an einem schönen, heiteren Morgen aus und hatten das Glück, den ganzen Tag über gutes Wetter zu behalten. Schürbeck liegt am Anfange der Rönnhaid, die noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts als Schlupfwinkel einer Diebesbande berüchtigt war, welche jahrelang die Umgegend in Schrecken setzte und deren Anführer, ein Schmidt Sander, eben auf dieser Rönnhaid wohnte und der letzte war, den die hamburger Justiz (1806) an den Galgen beförderte. Auch hier hat der schreckliche alte Sandweg einer guten Chaussee Platz gemacht, die uns in wenigen Minuten nach Barmbeck brachte, einen zum Heiligen Geist-Hospitale gehörigen Dorfe, das schon im Anfange des 14. Jahrhunderts an Hamburg kam und unter seinen 1100 Einwohnern einige Hamburger als Gartenbewohner enthält. Jenseits Barmbeck hört das hamburger Gebiet auf, jedoch liegen im Holsteinischen nordwestlich noch vier hamburgische Enclaven, die sogenannten Walddörfer, die früher unter der Verwaltung des vierten und fünften Senators, als Waldherren, standen, seit der neuen Organisation des Gebietes von 1829 und 1830 aber zu der Landherrenschaft der Geestlande geschlagen sind, die, gleich der Landherrenschaft der Marschlande, von zwei Herren des Raths auf sechs Jahre verwaltet wird. Nach der nördlichsten dieser Enclaven: Wohldorf mit Ohlstedt gelangt man entweder auf dem graden Wege über den

Grünen Jäger und das Kirchdorf Bargstedt, oder anmuthiger am Alsterufer über die, ehemals dem hamburgischen Domcapitel zuständigen Dörfer Wellingsbüttel und Poppenbüttel. In dem drei kleine Meilen von Hamburg belegenen Wohldorf, wo ein recht gutes Wirthshaus uns und unsere Pferde aufnahm, liegt mitten in einem herrlichen Buchenwalde ein noch ziemlich feudal aussehendes Herrenhaus, in welchem sich die Kämmererbürger bei Visitationen der Forsten versammeln und das den Rathsmitgliedern oder sonstigen Bürgern auf ihren Wunsch zum Sommeraufenthalte überlassen wird, um sich auf einige Tage oder Wochen von den Arbeiten und Sorgen ihres Berufes im Schoosse friedlicher und reizender Naturschönheiten zu erholen. Einige Hütten und sonstige Anlagen sind mit Versen von Christine Westphalen geschmückt, die nicht nur in Hamburg allein als Dichterin geehrt, und in ihrem Hause als wackere Hausfrau geliebt wurde.

Südöstlich von Wohldorf und am weitesten nach Osten hin liegen in einer Enclave beisammen Beimoor, Gross Hansdorf und Schmalenbeck, wo die Forsten durch ein hügeliges Terrain noch mehr Abwechselung bieten, als bei Wohldorf. Südwestlich davon liegt die dritte Enclave: Volksdorf und davon südlich die vierte: der Meyerhof Berne und das Dorf Farmsen enthaltend, das kaum $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Stadt entlegen ist. Diese Walddörfer enthalten in drei Forstrevieren über 200,000 Quadratruthen Waldung. Keines der, zusammen etwa 1000 Einwohner zählenden Dörfer hat eine Kirche, sondern sie sind zu den holsteinischen Kirchen in Bargstedt, Sieck und Rahlstedt eingepfarrt. Von Zeit zu Zeit taucht einmal das Gerücht auf, sie gegen holsteinische Stücke, etwa Wandsbeck, zu vertauschen, um das Stadtgebiet besser abzurunden, allein die Republik mag sich wohl scheuen, ihre Eingesessenen wegzugeben.

Historisch und culturgeschichtlich interessanter, als die eben berührten nördlichen Gegenden ist die östliche Umgebung Hamburg's, denn von der Vorstadt St. Georg aus bis nach Bergedorf kann man fast ununterbrochen bei lauter Gärten vorbeikommen, wenn man den Weg durch Billwärder nimmt. Vor dem Berliner-Thore der Vorstadt beginnt das Burgfeld, das oben auf einem Höhenzuge und unten im Thale fortgesetzte Reihen von Häusern

zeigt, deren Bewohner grösstentheils das ganze Jahr hier zubringen. Hier erblickten die erstaunten Hamburger am Sonntage, den 16. November 1806 die ersten Franzosen, Chasseurs des Obersten Ameilh, welche die den gefangenen Preussen oder den geplünderten Lübeckern abgenommene Beute verauctionirten. Auf demselben Wege zog drei Tage später Marschall Mortier mit seinen Italienern und Holländern nach Hamburg, nachdem er von Berge dorf aus dem Senate in vier Zeilen die Besitznahme der freien Reichstadt angezeigt hatte. Der Eingang zum Kirchdorfe Ham, der hammer Baum, sonst eine Wache und Barrière, jetzt nur ein Chausseehaus mit obligatem Schlagbaum, steht mit dem lübschen Baum durch die Landwehr in Verbindung, einen Erdwall zwischen Wassergräben, der mit seinem schattigen Laubgange und der Aussicht auf Wandsbeck und die Umgegend, einen hübschen Spaziergang bietet, auf dessen Rasenbänken ich manche frohe Minute verplaudert habe. Ham soll Wald bedeuten und somit soll Hamburg von diesem Walde seinen Namen haben; jetzt aber ist Ham ein Dorf, von dem man ebenfalls nicht viel Dörfliches sieht und das täglich mehr angebaut wird mit Gartenhäusern und hübschen Wohnungen für Bürgerfamilien, deren Hausväter bei der steten Verbindung durch Omnibus, Journalière u. s. w. den Tag über ihre Geschäfte in Hamburg haben. Ham war schon in alten Zeiten ein beliebter Ort „zur Sommerlust“ der Hamburger und hier, wie in Horn und Billwärder sieht man noch hin und wieder verschämte Ueberreste der Le Notre'schen Gartenkünstelei in schnurgerade geschornen und gewölbten Hecken, zwischen deren wunderlich gestutzten Baumfiguren weisse Statuen und grüne Ententeiche hervorschauen. In Ham, das im 14. Jahrhundert durch Kauf an die Stadt gelangte, wurde 1684 der Volksführer Hieronymus Snitger auf Anstiften des kaiserlichen Gesandten von Rondeck entführt, bei Artlenburg aber von nacheilenden hamburger Dragonern befreiet und im Triumphe zurückgeführt, um zwei Jahre später auf dem Hochgerichte zu büssen. Den hammer Baum mussten 1708 die Truppen der kaiserlichen Commission mit Gewalt einnehmen. Vor demselben Baum errichteten die Franzosen eine Batterie auf den Grundmauern der Landvogtei und brannten in Ham und der Umgegend über 400 Häuser nieder

bis sie in der Nacht auf den 27. Januar 1814 in der Kirche von den Russen und Hanseaten überfallen, erschlagen oder vertrieben wurden, die von einem Einwohner dahin geführt waren, welcher es erlauscht hatte, dass die Franzosen auch Horn niederbrennen wollten.

Die Dörfer Ham und Horn, die unmittelbar an einander stossen, ziehen sich beinahe eine halbe Meile weit bis zum letzten Heller hin, einem ehemaligen Wachthause, jetzigen Chaussee-hause. Von hier grade aus führt eine Chaussee durch holsteini-sches Gebiet bis vor Bergedorf, während rechts ab die Bille die Gränze bildet, südwärts welcher die hamburgischen Landschaften Billwärder und Ochsenwärder liegen. Doch wollen wir dahin auf einem andern Wege gelangen, einen Augenblick in Gedanken bis an die Stadt zurückgehen und vom Deichthore aus über den Stadtdeich wandern, denn reiten und fahren dürfen wir hier nur mit besonderer schriftlicher Erlaubniss der Obrigkeit. Binnen we-nigen Jahren wird wahrscheinlich der Stadtdeich von Niemand mehr begangen werden, der über denselben hinaus will, indem nicht nur die Eisenbahn nach Bergedorf nordwärts des Deiches führen wird, sondern noch ein Fahrweg zwischen demselben und der Eisenbahn angelegt werden soll. Dieser Fahrweg hängt mit dem vortrefflichen Plane zusammen, den hammer Brook zu ent-wässern, wenigstens den Theil dieser sumpfigen Niederung zwi-schen der Vorstadt St. Georg und dem Stadtdeiche, obgleich dieser Brook oder Bruch sich bis an den letzten Heller hinzieht. Diese Entwässerung einer in unmittelbarer Nähe der grossen Handelsstadt und ihres Stromes liegenden grossen Fläche ist auch so ein Columbus-Ei und man begreift nicht, dass Hamburg nicht längst darauf gefallen, diesen Platz zu benutzen und zu verwer-then. Nun soll er durch Canäle trocken gelegt, bebauet und der Zimmerplatz dahin verlegt werden und eben diese Canäle sollen dazu dienen, das Holz von der vorbeifliessenden Elbe auf den Platz zu bringen und von der Eisenbahn ab und an dieselbe wird ebenfalls eine directe Canalverbindung mit der Elbe Statt finden. Die Eisenbahn nach Bergedorf kann natürlich nur einen Sinn haben, wenn sie sich später an die Fortsetzungen nach dem Osten oder Süden Deutschlands anschliesst, aber dazu wird ja auch

wol mit des Himmels Hülfe Rath werden und somit haben die speculativen Hamburger Recht, wenn sie jetzt schon anfangen und wenigstens das Ihre thun, um ihren deutschen Brüdern die Hand zu bieten.

Nicht weit vom Eingange des Stadtdeiches, der grösstentheils an beiden Seiten mit etwa 200 Häusern besetzt ist, liegt der Theerhof am Abhange nach der Flussseite, ein Magazin, in welchem Theer, Pech, Schwefel, Terpentin u. dergl. lagert, von welchen feuerfangenden Materialien jeder Bürger nur kleine Quantitäten im Hause haben darf, während freilich Spriet, Schellack und sonstige Waaren dieser Art ungehindert in grossen Massen in den Stadtspeichern laden. Auch die Lage des Theerhofes scheint eben nicht die gesichertste. *)

Die Bewohner des Stadtdeiches, die „Dieker,“ bildeten sonst eine Art von Sachsenhäusern Hamburg's und waren wegen ihrer Schlagfertigkeit und Schlaglust berüchtigt. Die Hamburger mochten mit den Deichern, wenn Diese auf ihrem Gebiete waren, nicht gerne anbinden, dagegen aber galt, wenn ein Deicher unter Hamburger gerieth, das schadenfrohe Sprichwort: „Hau em, dat is en Dieker!“ Wie ich aber höre, sollen diese guten Leute, an ein saures Leben, halb im Wasser und halb auf dem Lande, an schwere Arbeit in beiden Elementen gewöhnt und daher wol zu Kraftäusserungen geneigter, als friedliebende und weniger rüstige Handwerker, seit den letzten Jahrzehnden sehr viel civilisirter und weniger hadersüchtig geworden sein. Ihr Fleiss aber ist geblieben und ihre Treuherzigkeit, so wie der patriarchalische Einfluss der „Herren,“ das heisst der Holzhändler, Zimmermeister und sonstigen Brodherren auf die Haufen ihrer Arbeiter. Nur an Bürgerrecht und altes Herkommen darf man dem Deicher nicht rütteln, dann wird seine Treuherzigkeit zur Derbheit. Der Stadtdeich ist jetzt mit der Vorstadt St. Georg administrativ verbunden und steht unter deren Patronen.

An den Stadtdeich schliessen sich die ferneren Verzweigungen dieser Elbdämme, welche die Stadt und ihre Umgebung gegen das tobende Element, nicht immer mit Erfolg, schützen.

*) Bekanntlich ist derselbe seit 1842 nach dem Baakenwärder, einer unbewohnten kleinen Elbinsel verlegt. D. Herausg.

Der grüne Deich, Bullerdeich, Ausschläger Weg und Hammer Deich führen auf diese Weise nach Billwärder, das nördlich durch die Bille vom Holsteinischen abgeschnitten wird und südlich an die Dove-Elbe (die taube Elbe) gränzt. Die nördliche Hälfte von Billwärder, Billwärder an der Bille, hat nur eine Kirche, die südliche: Billwärder an der Elbe, ist in zwei Kirchspiele getheilt: Moorfleet und Allermöhe. In beiden Theilen, besonders aber im nördlichen, sind unter den Bauerhäusern hübsche Gartenhäuser wohlhabender Hamburger zerstreut, von denen manche schon seit Jahrhunderten in denselben Familien vererbt sind. Schon bei Gelegenheit der kaiserlichen Commission im Jahre 1712 äusserte der Graf von Schönborn, im bitteren Unmuth über die ihm gemachten Weiterungen: wenn der Rath das Seinige nicht thäte, dürfte man nur 3 oder 400 Mann Dragoner ihnen auf die Gärten in Billwärder verlegen. — In Billwärder und zum Theil den angränzenden Elbinseln dienen die, nicht selten mit Fruchtbäumen besetzten Deiche als Landstrassen; hinter ihnen und durch sie geschützt, liegen die Bauerhäuser, die dann nur mit den Dächern herübergucken, so dass oft ein übergelegtes Brett auf den Boden führt, während man zur Hausthür hinunter eine Treppe steigen muss. Die Einwohner sind oft wohlhabende, sogar reiche Leute, in deren Häusern städtischer Luxus herrscht, dessen Erwerb das herrliche, fruchtbare Land und die Nähe der vielverzehrenden Stadt sichert. Eben dieser leichte Verdienst mag daran Schuld sein, weniger noch in diesen blühenden Marschgegenden, als auf der Geest, dass die hamburgische Agronomen über die Vernachlässigung rationeller Cultur klagen.

Südlich von Allermöhe liegt das erst 1768 an Hamburg überlassene Reitbrook zwischen der Doven-Elbe und der Gose-Elbe, und von da bis zur Süder-Elbe erstreckt sich die Landschaft Ochsenwärder mit den dazu gehörigen Ortschaften Tatenberg und Spadenland.

Von der grossen Insel Wilhelmsburg, die in alten Zeiten der Görries- oder Georgswärder hiess, besitzt Hannover den grösseren Theil, die Südspitze aber: Moorwärder und der nördliche Theil: Ross, Klütjenfeld, Veddel, Peute, Muggenburg, Hofe, gehört Hamburg, und wurde mit hamburgischem Blute gedüngt,

als im Frühjahr 1813 Tettenborn Hamburg gegen die Franzosen erfolglos vertheidigte.

Ausserdem besitzt Hamburg noch einige Elbinseln, oder Stücke davon, namentlich den nördlichen Theil von Finkenwärder und auf dem Festlande von Hannover, westlich von Harburg, die Landschaft Moorburg, wo die Hamburger gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf dem Glindesmoor eine Burg anlegten, um als Warte gegen See- und Flussräuber zu dienen. Die Burg verfiel in späteren, ruhigen Zeiten, liess aber dem Lande den Namen, der in der hamburgischen Geschichte einen guten Klang behalten hat durch den braven Pastor Becker, welcher sich in den Jahren 1685 und 1686 eben so treu als muthig bewies, als lüneburg-cellesche Truppen das Ländchen besetzten und die Beamten und Eingesessenen zum Huldigungseide zwingen wollten.

Auf diesem, der Stadt Hamburg allein gehörigen Gebiete, mit Einschluss der Vorstädte, mögen etwa 40,000 Menschen wohnen, wovon auf St. Georg und den Stadtdeich 17,000 kommen, auf das Amt Ritzebüttel 4500. Allein ausserdem besitzt Hamburg noch, gemeinschaftlich mit Lübeck, das Amt Bergedorf mit den Vierlanden.

Recht war bekanntlich während des Mittelalters im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nicht viel anders zu erhalten, als wenn man es sich erkaufte, erlistete oder eroberte; die Hansestädte suchten ihren Handel gerne auf die mildeste Weise zu schützen, und kauften von den immer Geld bedürftenden Fürsten. Wann diese aber das Geld verzehrt hatten, so reuete sie, nicht der Verkauf, sondern der Verlust, und sie holten sich wol das Verkaupte mit dem Schwerte wieder, bis die Hanseaten wieder kauften oder — auch mit dem Schwerte holten, was ihr Recht war. Schon 1370 hatte Herzog Erich III. von Sachsen das Schloss und Städtchen Bergedorf nebst den dazu gehörigen Vierlanden und sonstigem Gebiete der Stadt Lübeck für etwa 26000 lübische Gulden verpfändet, so wie schon sein Vater, Herzog Albrecht, Mölln. Erichs Neffe und Nachfolger, Herzog Erich IV., zog im Jahre 1400 mit einem reisigen Haufen vor Bergedorf, und listete dem lübischen Schlosshauptmann, Otto von

Ritzerau, Schloss und Stadt ab. Nun war er im Besitze, also nach dem Faustrechte im Rechte. Hamburg und Lüneburg vermittelten es, dass der Pfandschilling mit auf Mölln gelegt wurde. Neun Jahre wartete der Herzog, da schien es ihm am bequemsten, auch Mölln wegzunehmen; das gelang, und als die Lübecker die Stadt belagern wollten, steckte er sie in Brand, um den Gläubigern wenigstens das Pfand zu verkümmern. Durch einen Vergleich, den im Jahre 1410 abermals Hamburg und Lüneburg, nebst Herzog Heinrich von Braunschweig vermittelten, bekam Lübeck das eingeäscherte Mölln zurück, und Herzog Erich versprach sogar ein Uebriges zu thun: er wollte den Hanseaten helfen, den Strassenraub abzuschaffen, der die Wege unsicher machte. Dabei machte der Herzog nur die kleine Bedingung, dass die Lübecker ihm jährlich 300 Mark Pfennige für diese, in seinem eigenen Lande zu übernehmende Mühe zahlen sollten. Dazu verstanden sich die Lübecker, sie zahlten und Herzog Erich plünderte nicht mehr, aber — er liess plündern. Selbst seine eigenen Brüder schlossen sich dem Raubgesindel an, das auf vielen Burgen im Lande lauerte, unter denen Bergedorf das Hauptnest war. Auf einem heimlichen Wege unter dem Wasser durch zogen die adlichen Schnapphähne aus, plünderten die Waarenzüge, und warfen die Kaufleute nieder, oder schleppten sie mit verbundenen Augen die Kreuz und Quer im Walde umher in die unterirdischen Kerker des Raubschlosses. Herzog Erich strich seine Gulden ein, und lachte der täglichen Klagen. Da schlossen endlich die beiden Städte Lübeck und Hamburg im Jahre 1420 eine Tohopesate (Vereinigung) und versprachen sich „eyn dem andern truweliken, trostlik unde to ende ut behülpen to wesen to perde, to wagen, to Schepen unde to vote mit gantzer macht, doch eyn islik up syne eignen koste unde even-ture.“ Mit einer, für die damaligen Zeiten gewiss sehr ansehnlichen Macht von 3000 Fussknechten und 800 Reitern, worunter Bürger und Kaufleute beider Städte waren, zogen die Bürgermeister Jordan Pleskow von Lübeck und Henrich Hoyer von Hamburg vor Bergedorf. Die Stadt ergab sich bald, aber von den Wällen des Schlosses konnten die Vertheidiger erst nach viertägigem heftigen Beschiessen durch den Qualm von Pech und

Salpeter vertrieben werden. Nun stürmten die Hanseaten und pflanzten ihre Banner auf die Burg, schenkten aber grossmüthig den Besiegten das Leben. Die Riepenburg, im jetzigen Kirchwärder, ergab sich ohne Widerstand; das Schloss Kuddewörde wurde erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht, und das hanseatische Heer war im besten Zuge, noch weiter zu gehen, als die benachbarten Fürsten sich ins Mittel legten und eine allgemeine Tagefahrt nach Perleberg ausschrieben, um aller Fehd' ein Ende zu machen. Funfzehn Tage lang dauerte der Congress der Fürsten und Städte; es erschienen Kurfürst und Markgraf von Brandenburg, Friedrich I., der erste Hohenzollern, den Kaiser Siegmund fünf Jahre vorher vom Burggrafen von Nürnberg zur Kurfürstenwürde erhoben hatte; die Herzöge Wilhelm von Lüneburg, Casimir von Pommern-Stettin, Johann und Albrecht von Mecklenburg, Erich von Sachsen-Lauenburg, Balthasar, Fürst der Wenden und die Abgeordneten der Hansestädte Hamburg, Lübeck, Rostock, Lüneburg, Wismar u. s. w. Der Kurfürst verglich sich mit Mecklenburg und Pommern, und vermittelte den Frieden Erichs mit den Hansestädten dahin, dass der Herzog und seine Brüder am Sanct Bartholomäusabend 1420 eine förmliche Abtreungsacte an Hamburg und Lübeck ausstellten, über die von ihnen in offener Fehde abgenommenen und eingenommenen Schlösser Bergedorf und Riepenburg, und den Zoll zu Esslingen mit der Fähre, um sie mit allem geistlichen und weltlichen Zubehör zu ewigen Zeiten im friedsamem und ruhigen Besitze zu behalten. Auch gab der Herzog die lübecker Verschreibung auf die jährlichen Geleitsgelder heraus.

Anfänglich schickten jede der beiden Städte einen Rathsherrn nach dem Amte, die sechs Jahre lang, der eine in Bergedorf, der andere in Riepenburg residirten und das Land verwalteten. Im Jahre 1506 wurde die baufällige Riepenburg abgebrochen, und von nun an wohnte nur ein Amtmann in Bergedorf, abwechselnd ein lübecker und hamburgischer Senator, bis im Jahre 1620, nach einem verheerenden Einfalle der Lüneburger, beschlossen wurde, einen Amtsverwalter nach Bergedorf zu senden, der auf Lebenszeit abwechselnd von beiden Städten gewählt wird, worin nur die Franzosenherrschaft eine vorübergehende

Störung hervorbrachte. Auch der Amtsschreiber und der Prediger werden abwechselnd gewählt. Die Einkünfte des Amtes werden unter beide Städte gleich getheilt, unter denen das Directorium alle zwei Jahre wechselt. Zur Revision und Entscheidung von Verwaltungssachen begiebt sich ebenfalls alle zwei Jahre die Visitation nach Bergedorf, eine feststehende Deputation beider Senate.

Die Stadt Bergedorf, officiell „Städtchen“ genannt, hart an der Nordgränze des Amtes und an der Bille gelegen, zählt etwa 2000 Einwohner und hat ihren Magistrat: einen Bürgermeister und zwei Rathmänner, die von der Visitation erwählt werden und an der Spitze der Municipal-Verwaltung stehen, welche, ausser der an Markttagen u. s. w. bewaffneten Bürgerschaft, auch ein besoldetes Stadtmilitair hat, unter einem Stadtfähnrich, der, soviel ich weiss, keine Uniform trägt, während sein Corps von 4 Unterofficieren und 12 Soldaten grau und roth uniformirt ist. Bürgermeister ist der, auch als Dichter unter dem Namen Winfried bekannte, eben so tüchtig gebildete, als höchst liebenswürdige Herr N. D. Hinsche.

An die Flurgränze Bergedorfs stösst die Landschaft Curslak oder Corslak, und hier hört mit einem Male die städtische oder in Hamburgs Umgegend herrschende Tracht auf, und die Vierländer-Tracht beginnt. Du, liebste Mutter, wirst bedeutend viel besser als ich, dem guten Vater das Characteristische dieser Tracht beschreiben können, welche die Vierländer von ihren, wahrscheinlich aus den Niederlanden im zwölften Jahrhundert eingewanderten Ahnen ererbt und, wenn auch hin und wieder modificirt, beibehalten haben. Eine Anzahl älterer und neuerer Bilder von diesen Trachten wird zur Erläuterung Deiner Beschreibung dienen, doch habe ich mir sagen lassen, dass die reichen Vierländerinnen es verschmähen, sich den Hamburgern in ihrem besten Staate zu zeigen, und diesen, der seit Generationen von der Urgrossmutter her forterbt mit allen seinen Ketten und Herzen und Rosetten und sonstigen Zierrathen, nur bei Festschmäusen, Hochzeiten und — am bergedorfer Jahrmarkt anlegen.

Südlich von Curslak liegt Altengamm; davon westlich Neugamm und davon westlich Kirchwärder. Die vier Landschaften

bilden ein verschobenes Viereck, dessen nordwestliche Seite eingefasst wird von den hamburgischen Landschaften Ochsenwärder und Billwärder; die nordöstliche Seite gränzt an das Herzogthum Lauenburg und die beiden südlichen Seiten bespült die grosse Elbe. Grade da, wo diese an der Südspitze einen Winkel bildet, liegt an der Gränze zwischen Kirchwärder und Neugamm der hamburgische Krauel, den Hamburg erst 1768 durch den gottorper Tractat von Holstein erwarb, und der also nicht zum Amte Bergedorf, sondern zur Marsch-Landherrschaft gehört. Dagegen gehört das weiter östlich an der Elbe liegende und sonst rings vom Lauenburgischen umschlossene Geesthacht mit zu dem Amte Bergedorf, aber nicht zu den Vierlanden im eigentlichen Sinne.

Jede der fünf Landschaften hat ihre eigene Kirche, und zwar liegen alle fast am Südende der einzelnen Landschaften, nur mit Ausnahme der Neugammer Kirche, die der Curslaker gegenüber mitten im Lande an der doven Elbe liegt, die hier die Gränze bildet, so wie an der andern Seite die Gose-Elbe Neugamm von Kirchwärder scheidet, so dass man Neugamm das vierländische Mesopotamien nennen könnte.

Dass die Vierlande ein von der Natur vorzüglich gesegneter Landstrich sind und dass der Menschenfleiss emsig bemühet ist, diesen Segen zu benutzen, das ist weltbekannt, aber ich glaube, man muss es mit eigenen Augen sehen, um sich einen Begriff von der Ausdehnung zu machen, in welcher hier die Cultur der Früchte, der Blumen und der Gemüse getrieben wird. Grosse und reiche Kornfelder, ausgedehnte Obstgärten sind Gottlob im deutschen Vaterlande nicht so gar selten und waren mir in den Vierlanden nichts Neues, aber solche Rosenfelder, solche unabhsehbare Erdbeerenfelder, solche Wälder von Pfirschen und Aprikosen hatte ich noch nicht gesehen. Und dabei wird über die Menge keineswegs die Güte vergessen; im Gegentheil, der Vierländer setzt seinen Stolz darin, nur gute Waare zu liefern und ist unermüdlich in der Veredlung seiner Obstsorten, seiner Früchte, seiner duftenden Rosen. Eben so sorgsam behandelt er sein schönes Schlachtvieh, die ungeheuren Massen von Geflügel, die

täglich nach Hamburg wandern und den unerschöpflichen Schatz, den die Elbe dem fleissigen Fischer spendet.

In den Vierlanden mögen etwa 7000 Menschen wohnen, in Geesthacht 1000. Nur in der Nähe der Kirchen liegen die Häuser dichter, sonst sind sie im Lande hinter den Deichen oder auch mitten in den Obstgärten zerstreuet und versteckt. Solch ein Haus genauer zu betrachten ist aber wohl der Mühe werth. Schnitzwerk, bunte Malerei, Vergoldung und — fromme oder naive Sinnsprüche liebt der Vierländer nicht nur an seinem Hause, sondern auch an allen Geräthen, Wagen und Schiffen. In oft doppelten und mehrfachen Reihen zieren solche Sinnsprüche die ganze lange Fronte des Hauses, das, wie Quinctius Heymeran von Flaming sagen würde, ächt celtisch mit der breiten Seite am Deiche steht, nicht slavisch seinen hässlichen Spitzgiebel auf die Hausthür setzt. Freundlich ranken sich Pfirsich und Aprikose um die spiegelblanken Fensterscheiben, oder Rebenlaub umkränzt festlich die Wände, bis hinan an das Strohdach, auf dem der Storch fröhlich klappert und dem Hause Segen bringt. Und drinnen in den Zimmern glänzt und funkelt Alles sauber polirt und Vieles erinnert an Holland, so die vielfach vorkommende Vertäfelung der Wände, entweder durch geschnitztes Holz oder durch bunte und schönglasirte Klinker. Nur mit den hoch aufgethürmten Federbergen in den Kuzbetten, d. h. in Wandschränken, würde ich mich nicht vertragen können. Uebrigens ist es gar nichts Seltenes, in diesen altväterischen Bauernzimmern eine nette Büchersammlung zu finden, die auch noch Anderes, als Bibel und Gesangbuch enthält und zu einem guten, nicht nur zum Prunke dienenden Fortepiano füglich passt. Onkel Franz will mir dafür einstehen, dass sein wackerer Freund, der Hauptmann Behrens in Lübeck *), es nicht übel nehmen wird, wenn ich ihm hier abschreibe, was er in seiner Topographie und Statistik von Lübeck und Bergedorf sagt:

*) Jetzt Major und Commandeur des Lübecker Infanterie-Contingents, hochverdient um die, von ihm in Büchern, Karten und Tabellen, so wie in practischen Unternehmungen bearbeitete Topographie und Statistik Lübecks. Der Herausgeber.

„Von der Natur mit starkem Körperbau begabt, der selbst vierschrötig genannt werden darf, erhält er (der Vierländer) in seinem wässrich-neblichten Lande, durch stete Regsamkeit nach Aussen und grosse Reinlichkeit im Innern, Kraft und Gesundheit. Hervorstechend und originell in seiner Tracht und seinem ganzen Aeussern, ist er ausgezeichnet in seinem Wesen, Thun und Treiben. Wie bemerkt, ist er regsam und fleissig, er ist aber auch vertraulich, jedoch mit Umsicht; dienstwillig, höflich, bescheiden, aufgeklärt und fromm; voll Liebe zu seinem Lande und Ergebenheit gegen seine Obrigkeit. Das weibliche Geschlecht steht in allen diesen Tugenden den Männern des Landes würdig zur Seite.“

Aber, hilf Himmel! Ich sehe, beste Eltern, dass ich ein ganzes Buch über Hamburgs und das beiderstädtische Gebiet geschrieben habe. Nun habe ich aber auch meine grosse Tour vollendet, will für heute schliessen und im nächsten Briefe nach Hamburg zurückkehren, von wo ich bald zu Euch zurückkehre, in die liebe Heimath, obgleich ich seit meinem Aufenthalte in Hamburg und in — nun ja — in Onkel Gottliebs Hause nicht mehr so aus voller Ueberzeugung mit Emmelinens Jacob singen kann:

Nur in dem Land, wo Du geboren,
Lacht Dir die Freude und das Glück
Und ziehst Du fort, ist es verloren,
Denn ach! Dein Herz bleibt dort zurück.

Nur in dem Land? Freude und Glück lacht mir auch in Hamburg, oder ich wäre ein undankbarer Mensch und von meinem Herzen, glaube ich, bleibt ein Stück in Hamburg. Gott segne Euch, theure, heissgeliebte Eltern, das ist der innige Wunsch, das tägliche Flehen

Eures

August.



Zehnter Brief.

Das norddeutsche Musikfest. — Theater. — Musikvereine. — Militairconcerte.

Hamburg, Juli 1841.

Oha! Das grosse Musikfest ist zu Ende, und ich hege den Verdacht, dass manche der dabei beschäftigt und bethätigt gewesenen Hamburger heimlich bei sich denken, man könne auch des Schönen zu viel bekommen, wenn es sich zu sehr zusammen drängt. Erwartet heute keine Beschreibung des Festes von mir, deren werden sich schon von sach-, oder man muss wol sagen kunstverständiger Hand finden. Nur soviel darf ich sagen, dass die von der Stadt oder dem leitenden Ausschusse getroffenen Einrichtungen mir Hamburgs würdig und im wahren Sinne grossartig vorkamen, dass die Theilnahme des gebildeten Publicums an der Musik eine allgemeine und freudige war, ohne in alberne und affectirte Götzendienerei zu verfallen, und dass sich in dem grossen und sehr gemischten Publicum, welches nur an den äusseren Erscheinungen und Festlichkeiten Theil nahm, ein ganz musterhafter Sinn für Ordnung, Anstand und Sitte kund gab, der mir bei einer so grossen, so sehr verschiedenartigen Menschenmasse fast wunderbar erschien und mir die herzlichste Freude gemacht hat. Die Festhalle war auf dem Walle am Ferdinandusthore erbaut, dicht an den hübschen Anpflanzungen der Alsterhöhe, wo sich täglich Tausende von Menschen zu Wagen, zu Fuss und zu Pferde sammelten; die Baudeputation empfahl die Anlagen dem Schutze des Publicums und — nicht ein Busch, nicht ein Beet, nicht eine Raseneinfassung wurde zertreten. Die Baudeputation hat das öffentlich erklärt, und mich dünkt, das Alles ist der beste Beweis meiner Behauptung, und zugleich so hübsch, dass, — Du, Herzens-Mutter, Dich einmal recht freundlich und recht freudig umsehen wirst, ob das ganze Zimmer es Dir auch ansieht, dass Du aus Hamburg bist.

Nur einzelne Theile der vielen Festlichkeiten habe ich mitgemacht; über die musikalischen Aufführungen in der Festhalle und der Michaelis-Kirche mag ich nicht urtheilen, weil ich nichts davon verstehe, und weil es Leute giebt, welche behaupten wollen, es sei nicht Alles und immer so gegangen, wie es hätte gehen sollen; im Ganzen aber scheint auch der musikalische Theil einen sehr guten und vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben. Einen wahrhaft herrlichen Anblick gewährte die Elbfahrt, wo die reichbewimpelten Dampfböte die Gäste auf dem köstlichen Strome nach Blankenese hinabtrugen, umgaukelt und umjubelt von einer grossen Menge anderer Fahrzeuge, während der Himmel in aller Pracht und Heiterkeit auf das blühende Ufer und die frohen Menschen herablächelte. Das Gegenstück dazu, die nächtliche Alsterfahrt, betrachtete ich von dem Balcon der Wasserkunst des wackern Smith am Holzdamm, und fand es höchst gemüthlich, in einem Kreise gebildeter Männer und Frauen auf den dunkeln Wasserspiegel hinabzublicken, in dessen Mitte ein hell erleuchtetes Floss erbauet war, zu dem die Theilnehmer in Böten mit farbigen Leuchten fuhren, und dort so vergnügt wurden, dass sie das Mahl in der Festhalle zum Theil mit einem Tänzchen auf der Alster beschlossen. Die Jungfernstiege und der Holzdamm waren illuminirt, zum Theil wirklich grandios mit Pechpfannen, bunten Lichtern und auf das Fest bezüglichen Emblemen, und alle diese Flammen und Lichter und Funken spiegelten sich in der dunkeln Alster und der Smithschen Fontaine, und dazwischen ertönten Musik und Lieder und jubelndes Vivat und Hurrah! Dem Feste in Tivoli beizuwohnen wurde ich verhindert, höre aber, dass auch dort, in dem schönen und von dem geschmackvollen Wirthe trefflich verziertem Locale Alles heiter und froh gewesen ist. An solcher Heiterkeit fehlte es denn auch keinesweges bei den Schmäusen in der Festhalle und bei der frohen und geistreichen Unterhaltung, bei dem sprudelnden Witze einiger Toastbringer, bei dem verschwenderisch fliessenden Weine fiel es Manchem erst beim Nachhausegehen ein, dass er doch eigentlich — schlecht gegessen hatte. Das, sagen einige gelehrte Gastronomen oder Gourmands, sei bei so grossen Festschmäusen immer der Fall. Ich staunte diesen tiefsinnigen Ausspruch an, und erst

nachher fiel mir ein, dass schon die alten Schwelger zur Zeit der Römerkaiser nicht weniger Gäste haben wollten, als den Dreiklang der Grazien und nicht mehr als die Neunzahl der Musen. Es geht mir gewöhnlich so mit den guten Einfällen, sie kommen mir erst, wenn sie zu spät, also nicht mehr gut sind.

Dem Herrn Geheimen Oberbaurath Schinkel ist möglicherweise ein Einfall gar nicht gekommen, nämlich der, dass zu einem Theater in Norddeutschland, wie er ein solches in Hamburg erbauet hat, eine verdeckte Auffahrt gehört, damit aus den Wagen steigende Damen nicht zwischen der Kutschen- und Theaterthür noch eine Passage im Platzregen machen müssen. Da sind nun andere Leute auf den Einfall gekommen, eine colossale Art von Marquise auf Stangen vor dem Theater aufzustellen; der Einfall ist aber wahrlich nicht zu den guten oder zu den geschmackvollen zu rechnen; im contrairen Gegentheile, würden die Franzosdeutschen sagen. Inwendig macht das Stadttheater einen sehr vortheilhaften, sehr freundlichen Eindruck; Grösse, Bauart und Malerei sind imposant und die goldenen Verzierungen auf den weissen Logenbrüstungen helfen mit zur Helligkeit in dem sehr gut beleuchteten Hause. Die Logen sind daher sehr sichtbar, und die Damen haben volle Gelegenheit, nicht nur zu sehen, sondern auch gesehen zu werden. Das im Winter durch Luftwärmer geheizte Haus kann bis 2500 Zuschauer fassen. Die Preise sind im Parquet und ersten Range 36 Schilling (27 Sgr.), im zweiten Range 28 Schilling (21 Sgr.), im dritten Range 24 Sch. (18 Sgr.), im Parterre 20 Sch. (15 Sgr.) und auf der Gallerie 8 Sch. (6 Sgr.). Vor langen Jahren waren die Preise alle, mit Ausnahme der Gallerie, um 4 Sch. niedriger; sie wurden aber erhöht, weil das, ohne allen Zuschuss vom Staate als Privat-Unternehmen existirende Theater eine sehr bedeutende Abgabe, ich glaube den zehnten Theil der Einnahme, an die Staatscasse bezahlen musste. Im Jahre 1827 wurde dem Stadttheater und dem Steinstrassentheater diese Abgabe erlassen, was seitdem regelmässig immer prolongirt ist; die Eintrittspreise blieben aber. In dem Antrage des Senates von 1831 an die Bürgerschaft wurde bemerkt, dass die Direction an Gehalten jährlich über 180,000 fl bezahle, und ausserdem im Jahre 1830 noch 54,000 fl für Gastrollen ausge-

geben habe; das sind denn allerdings bedeutende Summen, die einen ungefähren Begriff von dem Geschäfte geben. Die Direction ist jetzt in den Händen der Herren Mühling und Cornet, nachdem die Dir, beste Mutter, bekannten Schröder, Herzfeld und Schmidt, wie auch des Letztern späterer College Lebrün, längst von der irdischen Schaubühne abgetreten sind und Vieles mit sich genommen haben.

Onkel Franz ist mitunter ein etwas seltsamer Mann; gewissermassen Optimist und Enthusiast für Hamburg im Ganzen, kann er es doch nicht unterlassen, im Einzelnen Manches und oft recht scharf zu tadeln, und dabei behauptet er mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt, das Einzelne tadle er aus Liebe zum Ganzen; nur da sei es der Mühe werth, sich über einzelne Flecke zu ärgern, wo die Wand gut sei. So brummt er auch über Manches in dem schönen, 1827 eröffneten Stadttheater: über das Parquet, das ihm zu aristokratisch ist, und ihn seinen alten Platz im Theater auf dem Gänsemarkte vermissen lässt, wo er sich unter guten Freunden am Orchester heimisch fand — über die Einrichtung, dass er Damen, deren Loge er nicht theilen will, nur bis an die Thür des Corridors, nicht bis an die Logenthür bringen darf, und dass er, gleich einem Lakaien, vor der Corridorthür warten muss, bis der Vorhang zum letzten Male gefallen ist, ehe er die Damen abholen darf — endlich darüber, dass er mitten im Parterre nichts hören kann, sondern nur an den Seiten oder im Hintergrunde, wo er wieder, wegen seiner Kurzsichtigkeit, nichts sehen kann. Das „nichts hören“ ist nun wol etwas Franzisch aufgetragen, aber mir kommt es denn doch auch so vor, als wenn das Theater keinesweges gut akustisch gebauet sei, denn selbst bei aufmerksamem Zuhören entgeht mir Manches und zwar noch mehr, wann ich im Parterre sitze, als wann ich stehe.

Das zweite Theater macht es wie Campe's Robinson, es hat einen Sommerpalast und eine Winterhöhle. Diese letztere kenne ich natürlich nur aus der Beschreibung, sie liegt in einem Hintergebäude der Steinstrasse, zu dem man durch einen Hof gelangt, und was ein hamburger Hof bedeutet, das, lieber Vater, habe ich Dir früher beschrieben. Das Privilegium dieses zweiten

Theaters hat eine Wittwe Handje seit langer Zeit und jetzt dem Herrn Maurice übertragen, der, nach dem Urtheile der Hamburger, ein vortrefflicher Director ist und es verstand, aus der alten Comödiantenbande auf dem Valentinskamp eine gute Volksbühne zu erschaffen, die in Lustspielen, Possen, Localstücken und Vaudevilles zum Theil treffliche Darstellungen liefert und tüchtige Mitglieder zählt. Namentlich werden die Localpossen ausgezeichnet gut gegeben und finden immer ein zahlreiches Publicum. Es gehört gewissermassen zum Ton, dass eine Anzahl angesehener Familien den ganzen, oder doch den halben ersten Rang für einen Abend miethet, um sich in guter Gesellschaft einmal recht herzlich satt zu lachen. — Im Sommer werden die Vorstellungen im Tivoli gegeben. Tivoli? Ja, lieb Mütterchen, auch eine Erfindung, die erst „nach der Belagerung,“ wie die Hamburger datiren und zwar eine gute Weile später, von Italien über Paris nach Hamburg gewandert ist. Du erinnerst Dich in St. Georg bei dem Hühnerposten des Gartens der Oberaltin Reiners? Von diesem heisst es im Garten-Almanach von 1796: (Du siehst, ich pflüge schon wieder mit Onkel Franzens Kalbe, auch machte er die Bemerkung: „Solch ein Garten-Almanach, wie sie in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen, könnte einmal wiederkommen.“) „Das schöne Wohnhaus mit Seitenflügeln, der mit Geschmack illustrierte Garten zeichnen sich vortheilhaft aus. Ein dazu gehöriges, in der Tiefe hinterwärts liegendes Gehölz, dem man sehr uneigentlich den Namen Rosenallee gegeben, ist eine schöne Promenade mit Ruhesitzen und Teichen versehen, und dem Zutritt eines jeden Spazierenden offen. Alle auf dieser Reihe liegenden Gärten haben in einer abhängigen Lage Terrassen mit Treppen, von welchen herab die Aussicht auf die Deichgegend und Elbe sich herrlich bietet.“ Haus und Garten sind von einem sehr reichen, aber nachher bankerott gewordenen Kaufmann Peter Hiss gebauet; die Sage will, von dem Spartopfgelde seiner Frau, während diese eine Reise gemacht, und habe er, um den Moorgrund auszufüllen, eine Ladung verdorbener Kaffeebohnen hineinwerfen lassen. In diesem Hause nun, das wirklich an ein französisches Château erinnert, hat Herr Maurice eine Wirthschaft errichtet, mit Rutschbahn und

Theater. Vom Hause aus gelangt man auf eine geräumige Plattform und dann über eine hohe und sehr breite Treppe mit Absätzen in den Garten, in dessen Mitte etwa das kleine, aber niedliche Theater steht, auf welchem die Vorstellungen am hellen Tage beginnen. Die Zuschauer sitzen in erhöhten Logen, grösstentheils aber in dem freien Raume zwischen der Treppe und der Bühne, meistens mit Getränken auf kleinen Tischen vor sich, viele Frauen emsig strickend, während die Männer rauchen. Die Theaterstücke wechseln zuweilen ab mit wandernden National-Sängern, Seiltänzern, Jongleurs, Balletspringern, Illuminationen und dergleichen Spektakeln. Das Abonnement ist, wie ich höre, sehr wohlfeil und wird fleissig benutzt; Nichtabonnirte zahlen Eintrittsgeld. „Alles sehr schön,“ brummt Onkel Franz, „sehr verkehrt aber ist es, dass Frauen von Handwerkern und dergleichen Leuten schon um 1 oder 2 Uhr Mittags hinauslaufen nach Tivoli, und ihre Kinder entweder dort, oder allein im Hause verwildern lassen; mag dann der Mann, wann er von der Arbeit kommt, sehen wo er bleibe, das heisst, wahrscheinlich im Wirthshause.“

Damit es den guten St. Georgern auch im Winter nicht an Schauspielen fehle, ist für diese Zeit das „Theater der Vorstadt St. Georg“ an der grossen Allee eröffnet, und dass auch St. Pauli sein Urania-Theater besitzt, habe ich bereits in einem früheren Briefe gesagt. Allerlei sonstige Thespisbuden sind wenigstens in St. Georg aufgehoben worden.

Soviel, oder wenn Ihr wollt, so wenig vom Theater; ich kehre zur Musik zurück und zwar um so leichteren Herzens, als jetzt nicht die Concertzeit ist, von der ein alter Hanseat singt:

Kaum erwacht beginnt die Qual
Mit dem Bogen-Präsentiren.
Soll ich ewig subscribiren
Zu Concerten ohne Zahl?

Solche Concerte sind für wohlhabende und reiche Leute gewiss ein nicht kleiner Posten im Hausstands-Budget, und mancher zum Hinbringen oder Abholen Verpflichtete mag auch wol heimlich den Zeitverlust bedauern. Jammerschade ist es, dass die edle Musica überhaupt für Geld verkauft wird; so wie

man Communion-Posten und Communion-Bergwerke hat, sollte man Communion-Tonkünstler haben, die aus einer europäischen Welttheils-Casse unterhalten würden und dafür die Europäer unterhielten. Die Hamburger sind im Ganzen sehr musikalisch und musikliebend, und so wie mit allen, oder doch in vielen Dingen während der letzten Friedensjahrzehende die Cultur vorgeschritten ist, so hat sich auch die Musik merklich gebessert, selbst bis zur Strassenmusik und bis zum Singen des Volkes hinab. Ehre und Preis namentlich den Männern und Vereinen, die zur Sittigung und Bildung des Volkes durch Verbreitung der Musik und des Gesanges beitragen! Unter den vielen musikalischen Vereinen, die gegenwärtig in Hamburg existiren, nenne ich hier nur: Die Liedertafel, früher unter Methfessels Leitung, seit 1839 neu errichtet und von Schäffer dirigirt, einem ehemaligen ersten Tenoristen des Stadttheaters und glücklichen Componisten; ein heiterer und Gediogenes leistender Kreis von gebildeten Männern. Die Gesellschaft der Freunde religiösen Gesanges, gewöhnlich nach ihrem Stifter und Director der Grundsche Verein genannt, besteht seit 1819 aus Herren und Damen, die sich im Winter allwöchentlich versammeln und zu geistlichen Concerten für milde Zwecke gerne mitwirken.

Nun muss ich noch der Militair-Concerte und der damit verbundenen Einrichtungen erwähnen, die mehr als eine schöne Seite haben, und sowol Hamburgs Kunstsinn, als seine Wohlthätigkeit kund geben. Schon öfter hatte ich die Hautboisten und die Hornmusik des hamburgischen Contingents gehört, und mich gefreuet über das tüchtige Zusammenspiel der Leute, als ich hörte, dass die meisten Mitglieder des Musikcorps wahre Virtuosen wären, dass sie durch Concerte auf dem Elbpavillon und in anderen öffentlichen und Privathäusern hübsches Geld verdienten, dass man seit einigen Jahren ein Gleiches von den, seitdem tüchtig ausgebildeten Hornisten sagen könnte. Die Cousinen freueten sich dabei auf die „Militairconcerte“ und auf meinen fragenden Blick übernahm Onkel Gottlieb es, mich zu belehren. Mit einem freundlichen Lächeln sagte er: „Ich muss es schon machen, wie mein Schwager Franz, und mit der Historie anfangen. Deine Mutter wird sich noch erinnern, dass

unsere alte Garnison, vor der Franzosenzeit, sieben ganze Hautboisten hatte, deren Instrumente ein Geschenk des Königs von Dänemark gewesen sein sollen. Die hanseatische Legion erhielt ein starkes Musikcorps, das in seinen grünen Kaftans gewaltig schreiend mit gelben Litzen beschnürt war; einen Holzschnitt davon kannst Du unter meinen Soldatenbildern sehen, mit der classischen Unterschrift: Ein hanseatischer Musici. In Bremen bekam die Legion 1814 die jetzige Uniform, und das Musikcorps hat sich allmählig zu seiner jetzigen trefflichen Gestaltung ausgebildet. Als unser jetzige Commandant gleich nach Antritt seines Amtes für den Unterricht der Unterofficiere und Soldaten sorgte, nahm er auch den Singunterricht darin auf. Im Winter sind nun alle 14 Tage Mittags Concerte im Apollosaale, in denen Hautboisten, Hornisten und Sänger sich hören lassen. Die Einlasskarten dazu vertheilen der Commandant und seine Officiere an die Diplomatie, die Behörden und sonstige achtbare Familien. Den Beschluss macht im Februar ein Abendconcert für den geringen Eintrittspreis von 1 $\frac{1}{2}$, zum Besten hülfbedürftiger Wittwen und Waisen von Militairpersonen. Die Concerte, umsonst sowohl als für Geld, sind immer sehr zahlreich besucht, und so bildet das alljährliche letzte Concert einen nicht unwichtigen Beitrag zu unsern Mildthätigkeits-Anstalten.“

Ist das nicht abermals ein hübscher Zug zu dem Gemälde Deines Hamburg, beste Mutter? Küsse den Vater für Euren

August.

Elfter Brief. *)

Hamburg, Mai 1842.

Gott sei gepriesen in seiner Barmherzigkeit, liebste, theuerste Eltern! Onkel und alle die Seinigen sind gerettet, sind gesund und wohlbehalten. Auch das Haus und die Speicher, wie überhaupt die ganze Gegend, sind vor dem Flammenmeere beschützt geblieben, das nahe genug heranwogte. Meine inniggeliebte Bertha ist gesund, und schickt Euch tausend, tausend Grüsse. Auch alle Anderen grüssen herzlich, und hoffen, Ihr habt schon längst die Kunde erhalten, dass der fürchterliche Brand geendet hat, nachdem er achtzig Stunden gewüthet und unermesslichen, unersetzlichen Schaden angerichtet hatte. „Das Feuer hat Gott gelöscht, nicht Menschen!“ sagte Onkel Gottlieb mit ernst bewegter Stimme. Für heute nur diese wenigen Zeilen, beste Eltern; ich will nicht die Post abgehen lassen, ohne Euch zu sagen, dass mir nichts fehlt, als einige Ruhe, um der fürchterlichen Aufregung, der unbeschreiblichen Angst Herr zu werden, die mich seit der Schreckensbotschaft folterte. Ich bin wirklich ganz wohl, Herzens-Mutter, mir fehlt gar nichts, als — mein altes Zimmer; Tante hat es Bekannten eingeräumt, die abgebrannt sind und kein Obdach haben. Ach, das geht Tausenden so! Hamburg hat schrecklich gelitten. Doch darüber in meinem nächsten Briefe, den ich bald schreiben will. Bertha kommt eben mit der Anzeige, dass sie mir ein Stübchen eingerichtet, und Dein Bild, liebes Mütterchen, hineingebracht hat und dass es Zeit wird zur Post. Sie unterschreibt mit mir. Gottes Segen auf Dich, mein Vater! Des Himmels reinste Freude für Dich, meine Mutter! Und Trost, und Hülfe und Kraft von oben für das tiefgebeugte Hamburg!

Eure, Euch innig liebende Kinder

Bertha und August.

*) Der geneigte Leser wolle sich die, zwischen den früheren Briefen und den nachstehenden liegenden schriftlichen und mündlichen Herzensergiessungen gefälligst ergänzen, da sie auf die Beschreibung Hamburgs keinen Bezug haben.

Der Herausgeber.

Zwölfter Brief.

Hamburg, Mai 1842.

Liebste Eltern!

Das waren denkwürdige, inhaltschwere Stunden meines Lebens, die mir der 7. Mai brachte! Zuerst die Nachricht, dass ich zu einem, meinen Wünschen und Neigungen entsprechenden Amte berufen worden sei, das mich zugleich in den Stand setzte, durch eigene Arbeit einen Heerd, ein Haus zu gründen und meine Bertha heimzuführen, einen Bund für das Leben zu schliessen, dem der Eltern Segen verheissen war, und mitten in den Freuden-Taumel hinein die fürchterliche, zu Boden schmetternde Nachricht: Hamburg brennt! Dank Dir noch, beste Mutter, für Deine gütige Sorgfalt, mit der Du mir so Vieles zu meinem eigenen Gebrauche eingepackt hast; ich habe wenig davon benutzt, denn immer schrecklicher, immer ängstiger wurden auf allen Stationen die Nachrichten, und erst kurz vor Hamburg erreichte mich die Botschaft, der Brand sei gelöscht. Wie viel und was von der Stadt gerettet war, erfuhr ich noch nicht; immer hiess es nur, der grössere Theil der Neustadt und der Wassergegend sei stehen geblieben — ach, mein Herz war in der Altstadt! Endlich kam ich in der Stadt an, und fragte den ersten Vorübergehenden, ob die — strasse gerettet worden sei. „Steht und ist gar nicht beschädigt,“ antwortete mir der Mann, der die Angst auf meinem Gesichte lesen mochte. Ich drückte ihm die Hand, und er ging bekümmert weiter. Mit dem Wagen war nicht fortzukommen; ich arbeitete mich durch Trümmer und durch rauchende Gassen weiter, wurde durch abgebrannte Brücken aufgehalten, durch Wachen zurückgewiesen, weil Ruinen den Einsturz droheten, kletterte über Sprützen und Steinhaufen weiter, und endlich, endlich kam ich im Hause an. Die Diele lag voll von Waaren, fremdem Hausgeräthe, und eine Menge von Menschen belagerte Onkels Comptoir. Ich drängte mich durch, und oben auf dem Vorplatze fiel mir Bertha in die Arme. Tante hatte ihren lauten Ruf gehört, ich glaube, sie liess auch ein Schlüsselbund oder dergleichen fallen, wir traten in das Zimmer, Bertha sah erschöpft

aus, überwacht, aber Alle, Alle waren gerettet, waren unverletzt, und nun hob sich die fürchterliche Last von meiner Brust, meiner Bertha Mutter legte segnend die Hand auf unsere Häupter, und ich konnte weinen. Ein Thränenstrom floss über mein Gesicht, war es Freude, war es Dankgebet, war es Schmerz über das Unglück Hamburgs? Ich weiss es nicht, es war wol Alles in Allem, aber es war eine Erleichterung, der Kopf brannte mir nicht mehr, die Brust athmete leichter.

Das Feuer brach in der Nacht zum Himmelfahrtstage, dem 5. Mai, bald nach Mitternacht aus, in der Deichstrasse; wie und durch wessen Schuld, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt, wird auch vielleicht niemals ermittelt werden. So wie das Feuer entdeckt wurde, erfolgten die gewöhnlichen Signale durch die Nachtwächter, durch die Schildwachen, Thürmer, Trommelschläger u. s. w. In unserm, d. h. Onkel Gottliebs Hause, war eine Verwandte aus einem hannöverischen Städtchen zum Besuch, die ängstlich im Hause umherirrte, als sie den Lärmen vernahm. Emma sagte ihr aber, sie solle sich nur ruhig wieder in's Bett legen, sie höre ja, dass der Nachtwächter rufe, das Feuer wäre in der Deichstrasse, das sei weit weg; in Hamburg stehe man erst auf, wenn das nächste Haus brennte. — Mit diesem guten Glauben, mit diesem, durch Jahrhunderte bewährten Vertrauen auf Hamburgs berühmte, anderen Städten als Muster dienende Löschanstalten, blieb dann auch ganz Hamburg ruhig in seinen Betten, und zum Feuer eilte nur, wen sein Beruf dahin forderte. Leider aber erreichte der Brand die in der Nähe liegenden Speicher, in denen grosse Vorräthe von Arrak, Campher, Schellack, Spiritus und sonstigen feuerfangenden Waaren lagen. Dazu kam die lange Dürre, die während der letzten Monate geherrscht hatte; ein frischer Südwind blies in die Flammen, es brannte in der Deichstrasse und im Rödingsmarkt, der Hopfenmarkt fing Feuer, zum Niederreißen von Häusern konnte man sich nicht entschliessen, der hölzerne Schranken auf dem Hopfenmarkte konnte nicht schnell genug weggeschafft werden, in der St. Nicolaikirche war noch bis 1 Uhr Mittags Gottesdienst gehalten, und um diese Zeit begann der Thurm zu brennen. Das ergriff selbst den Unerschrockensten, und von nun an mag Muth- und Rathlosigkeit

auch unter denen überhand genommen haben, die nicht bereits durch die Anstrengung ermattet und erschöpft waren. Unter einigen der untersten Classe der zum Löschen, Retten oder Helfen Berufenen hatte der Höllegeist des Saufens seinen scheuslichen Thron aufgeschlagen; es kam Hülfe von Altona und der Umgegend, aber dieser fehlte es theils an Ortskenntniss, theils an gehöriger Leitung. Viele wollten befehlen, Wenige gehorchen, und bei den Wenigen fehlte es an Kraft, die immer riesenhafter sich entwickelnde Feuerschlange zu bekämpfen. Das Retten und Flüchten nahm zu mit dem Umfange des Feuers, und störte und verwirrte die Löschanstalten. Zu spät und nur mit wenigem Erfolge wurden Sprengungen angewendet; vergebens, das Feuer ergriff die Trümmer und drang weiter. Um 4 Uhr Nachmittags entzündete der fallende Thurm die Prediger-Häuser; die Neuburg, die Bohnenstrasse loderten auf.

Doch ich kann das grausenhafte Gemälde nicht so Schritt vor Schritt weiter verfolgen, und ich will nur noch die Umrisse des fürchterlichen Unglücks angeben, das Hamburg erlitten hat. Bis Mitternacht, vom Donnerstag bis auf den Freitag, war das Feuer bis an die Mühlenbrücke gedrungen. Das altherrwürdige Rathhaus, die alte Börse, die Bank wurden gesprengt, aber unaufhaltsam rasete die Flamme weiter, und um Mitternacht dieses schrecklichen Freitags lag Alles in Asche, was eingeschlossen wird von den grossen Bleichen, dem Jungfernstiege, dem Zuchthause, dem Berg und der grossen Bäckerstrasse. Am Sonnabend Morgen sank Hamburgs herrliche Zierde, der Petri Thurm in Asche; das Feuer brannte am Südufer der Alster weiter, nördlich von der Breitenstrasse und Lilienstrasse, und erst als es am Sonntag Morgen den Wall erreicht hatte, setzte Gottes Allmacht ein Ziel dem verheerenden Brande. Du, bester Vater, wirst auf einem Plane von Hamburg die ungeheure Ausdehnung der Brandstätte finden können, und ungefähr ermessen, wie unendlich viel zu Grunde gegangen ist. Man giebt die Zahl der niedergebrannten Häuser auf etwa 1750 an, die Feuerstellen auf mehr als 4200, so dass 20,000 Menschen wirklich obdachlos wurden; denkt Euch dieses Flüchten und Retten in den brennenden Strassen, und rechnet dazu, dass es Augenblicke gab, in welchem auch die Muthigsten fürchteten, die ganze Stadt und die Vorstadt St. Georg würden ein Aschenhaufen werden, wo Alles in

Todesangst war, wo Alles packte und wegschleppte und flüchtete. Es muss einen wahrhaft fürchterlichen, jedes menschliche Herz tief und unvergesslich erschütternden Anblick gewährt haben, die Bevölkerung Hamburgs so auswandern zu sehen, mit den wenigen Habseligkeiten oder mit kranken Kindern, lahmen Greisen bepackt und hinter ihnen die Wenigen, die noch nicht erschöpft den Kampf der Verzweiflung kämpfen konnten gegen das entfesselte Element, gegen die Banden entmenschter Frevler, die mehr von dem Wahnsinn der Zerstörungswuth, als von der Habgier be-seelt schienen. Der Kampf hat seine blutigen Opfer ge fordert man rechnet etwa 50 Menschen, die während des Feuers, oder in Folge desselben ihr Leben verloren haben, wovon ungefähr die Hälfte in einem Weinkeller am Burstah unter dem zusammenstürzenden Hause begraben wurde! Ein ehrenvolleres Ende fanden manche Andere, die ihrem Berufe getreu einen wahrhaften Heldentod bei Bekämpfung des Feuers starben; so mehrere Sprützencommandeure und Soldaten, unter den Letzteren der Oberfeuerwerker der Garnison, Wegmann, der bei der Sprengung im Jungfernstiege zerschmettert wurde, während sein Lieutenant sehr schwer verwundet gerettet werden konnte. Ich habe schon oben erwähnt, dass diese Sprengungen, von der Bürger-Artillerie und der Garnison, so wie von englischen und anderen Ingenieurs geleitet, im Ganzen wenig Erfolg hatten; allein von den Sprengungen im Jungfernstiege glauben doch Manche, dass dadurch an diesem nordöstlichen Ende dem Brande ein Ziel gesetzt sei, Mag das sein, oder mag hier Gottes Finger gewaltet haben, mir wenigstens schwindelt bei dem Gedanken, wenn das Feuer hier sich weiter nordwärts verbreitet und das Labyrinth von Höfen und Gängen der Neustadt ergriffen hätte.

Die neue Börse ist, wie man allgemein hört, durch die fast übermenschlichen Anstrengungen einiger weniger Bürger gerettet worden. Sie steht da, in grossartig schauerlicher Einsamkeit, das erste grosse Gebäude, das man vom Ferdinands-Thore aus sehen kann, und bis dahin und weit hinter der Börse sieht man nichts als dampfende oder verkohlte Trümmer. Von dort aus, so wie vom Gasthause zur Sonne, dem ersten auf dem Neuenwalle stehen gebliebenen Hause, habe ich die Brandstätte über-

sehen, und mit inniger Trauer, mit tiefem Schauder dieses weite Leichenfeld menschlichen Glückes und Wohlseins erblickt. Das arme, arme Hamburg! Und doch, seine Börse steht, das heisst nicht nur das Börsengebäude, sondern sein Handel, sein Credit, sein Muth, seine Betriebsamkeit, sein Ansehen in der politischen und mercantilen Welt. Auch das Schulgebäude steht, nicht so von Trümmern umringt, wie die Börse, aber hart, hart an der Gränze der weiten Brandstätte. Zur Rettung dieser Gebäude und der Schätze ihrer Bibliothek scheinen verständig eingreifende und kraftvolle Mittel von Hamburgern und Fremden, von Bürgern und Militairpersonen gewirkt zu haben.

Der Verlust, den Hamburg erlitten, ist begreiflich nur zum Theile nach baarem Gelde zu ermessen; man rechnet auf etwa 90 Millionen Mark Banco (45 Millionen preuss. Thaler). Die Gebäude sind gesetzlich in der General-Feuercasse versichert, nach deren Bestimmungen sämtliche Hauseigenthümer den Brandschaden des Einzelnen ersetzen müssen. Begreiflich wird sich dies auf das so ungeheure Unglück nicht anwenden lassen, weil sonst die meisten Eigenthümer der stehen gebliebenen Häuser unter der Last erliegen müssten, ohne dass den Abgebrannten wesentlich geholfen würde; die Gesetzgebung wird hier durch eine Anleihe, durch allgemeine Besteuerung aushelfen müssen. Am Besten werden diejenigen davon kommen, die ihre Waaren und Mobilien bei einer der vielen auswärtigen Assecuranz-Compagnieen versichert haben, welche in Hamburg ihre Agenten halten und zum Theil lange Jahre hindurch gute Geschäfte gemacht haben. Auch die hiesigen Assecuranz-Compagnieen werden, wie man mit Sicherheit hofft, ihre Verpflichtungen meistentheils erfüllen können, bis auf eine, und das ist freilich sehr schlimm, weil diese Gesellschaft, die Brand-Versicherungs-Association, mit zwölf Millionen bei dem Brande betheiligt ist, und dieser Verlust in die meisten Haushaltungen der Abgebrannten und der Nicht-abgebrannten tief eingreift. Es ist nämlich beinahe ein halbes Jahrhundert her, seit diese Association von ihrem noch jetzt lebenden Bevollmächtigten, dem Oberalten Bieber, errichtet wurde, nach einem Plane, den der, von Hamburg und von Deutschland hochgeachtete Büsch nicht nur sehr billigte, sondern ihn

beinahe noch zu vorsichtig fand. Die Prämie war sehr billig gestellt, und die Association, die nur auf Waaren, Mobilien und dergl. in der Stadt (erst seit Kurzem in der Vorstadt) Versicherung annahm, zählte bald alle Kirchen, öffentliche Gebäude und den grössten Theil der Einwohner zu ihren Mitgliedern, und wol sehr Wenige mögen daran gedacht haben, dass aus übergrosser Vorsicht und gewissermassen zum Ueberfluss festgesetzt war, bei grossen Feuersbrünsten müsse jeder Versicherte bis zu zwei oder vier pro Cent von seiner Versicherungssumme einschiessen, je nachdem er an fünf Jahre oder kürzere Zeit versichert war. Das war niemals vorgekommen, und Büsch hatte geäussert, ein oder zwei pro Cent würden auch genug sein, ein solcher Verlust wäre ja gar nicht denkbar. Nun aber ist der Verlust eingetreten, und in einem erschreckenden Maassstabe. Das Einziehen der zwei und vier pro Cent wird jetzt, bei dem allgemeinen Unglücke, manchen Nichtabgebrannten schwer treffen, und doch ist nachzurechnen, dass durch diese Beiträge den ganz Abgebrannten nur ein kleiner Theil ihres Verlustes wird ersetzt werden können. Des Oberalten Vater war Sprützenmeister, ihm folgte ein Bruder des Oberalten und diesem wieder sein Sohn; die Association hatte ihre eigenen Retter, und so hatte sich bei einer grossen Menge von Bürgern der Glaube gewissermassen von selbst gemacht und festgestellt, die Association sei eine Staatssache, und durch richtige Zahlung der Prämie sei man gegen jeden erdenklichen Verlust an Brandschaden völlig gesichert. Mit Schrecken sehen die Leute jetzt, dass sie sich geirrt haben, und es wird sehr, sehr schwierig sein, aus dieser Verlegenheit herauszukommen. Der Hamburger gesunder und milder Sinn wird indess schon einen Ausweg finden.

Manchen Verlust hat Hamburg während der Schreckenstage an Schätzen der Kunst und Wissenschaft erlitten, die zum Theil gar nicht wieder zu ersetzen sind. Onkel Franz ist tief gebeugt über den gänzlichen Verlust der Bibliothek der patriotischen Gesellschaft, auf deren Ordnung er so manchen Tag seines Lebens verwendet hatte, die ihm lieb war, wie ein theures Werk seines Fleisses, auf deren Benutzung er so manche schöne Hoffnung gegründet hatte. Sie zu retten war nicht möglich; wie viele

Hände hätten dazu gehört, die 55000 Bände einzupacken! Auch fehlte es an Zeit und an allen Transportmitteln. Auch die Bibliothek des ärztlichen Vereines, etwa 10,000 Bände, ist verbrannt, so wie der Schulverein seine Büchersammlung eingebüsst hat. Hamburg, Deutschland, Europa werden beisteuern wollen, diese Bibliotheken wieder herzustellen, aber wie Vieles, wie manche Handschrift, wie manches nur einmal vorhandene Buch oder Blatt ist auf ewig verloren! Auch mehrere, werthvolle Privatsammlungen sind ein Raub der Flamme geworden: Bücher, Herbarien, Conchylien, Kunstwerke, Bilder. Es ist ein grosser, das innerste Herz ergreifender Jammer, die aus ihrer Wohnung geflüchteten Hamburger unter Baracken und Zelten, oder auf freiem Felde lagern zu sehen, zum Theil krank, elend, sterbend; es erregt wehmüthige, niederbeugende Empfindungen, die Trümmer der alten ehrwürdigen Kirchen zu erblicken, in denen Jahrhunderte hindurch die biedern Hamburger sich geistlichen Trost und Erbauung und Hoffnung auf ein seliges Leben jenseits der Sterne holten; es bewegt zum innigsten Mitleiden, Hausväter zu hören, die aus Wohlstand und Verdienst herausgeschleudert sind, und deren Erwerb für Weib und Kinderschaar vielleicht auf lange Zeit gestört ist; — das Alles fühlt Onkel Franz, und hilft treulich in seinem Berufe, das allgemeine Unglück zu lindern und zu heilen, aber er sagt doch zuweilen traurig und wie vor sich hin: die schöne Bibliothek! Und ich fühle mit ihm.

Hamburg gewährt einen ganz merkwürdigen Anblick, wie er vielleicht in Deutschland, wenigstens seit Magdeburgs Zerstörung, nicht vorgekommen ist. Aus vielen Ruinen zieht noch dicker Dampf, und in den Kellern geben die grossen Steinkohlenlager im Dunkeln eine unheimliche Erleuchtung. An der Wiederherstellung der Brücken, an der Räumung der durch die Trümmer verschütteten Canäle arbeiten preussische Pionniers; in den Gassen, oder wo vor dem 5. Mai Hamburgs Gassen waren, stehen bremer oder hamburger Soldaten, geschwärzt vom Rauch und Staube, um durch Sperrung der den Einsturz drohenden Ruinen Unglück zu verhüten, oder die noch unausgeräumten, verschütteten Sachen zu bewachen. Mit Polizeikarten versehene Arbeiter graben und schaufeln auf den Schutthaufen, und man-

cher eingemauerter Kessel, manche verschüttete Chatulle, mancher noch werthvolle Ueberrest wird weggefahren oder weggetragen, während Andere vergebens suchen, vielleicht nicht einmal die Stätte finden können, wo sie friedlich und glücklich hauseten mit den Ihrigen. Auf den freien Plätzen der Brandstätte, des geretteten Stadttheiles, des Walles und vor den Thoren bivouaquieren ganze Familien, oder lagern unter Zelten, die theils gerettet, theils von England oder anderswoher geschickt sind. Der während des Brandes errichtete Hülfsverein hilft nach besten Kräften, und von allen Seiten, von Hamburg und der Nachbarschaft, strömen Lebensmittel, Kleider, Geldsummen herbei, um die Noth zu lindern. Die Behörden und die Einwohner der Umgegend, in Holstein, Hannover, Lauenburg u. s. w. haben den rührendsten Edelmuth bewiesen. Die Lübecker, die Kieler, die Stader, mit einem Worte alle Ortschaften, sind mit Sprützen und mit Aushülfe nach Hamburg geeilt. Lübeck, Bremen, Glückstadt, Stade, Harburg, Magdeburg, Berlin, schickten Militair, und das hat wacker geholfen und hilft zum Theil jetzt noch, wo hamburgische Soldaten und Bürgergarden nicht ausreichen. Lange Wagenzüge kommen vom hamburgischen Gebiete, aus dem Holsteinischen und Lauenburgischen, um unentgeltlich zu helfen und Geflüchtete mit ihren Sachen zurückzuholen und in die Nothwohnungen zu bringen. Die Eisenbahn nach Bergedorf sollte am 7. Mai mit angemessenem Glanze eröffnet werden; die Einladungskarten an die Honoratioren waren gedruckt, da eröffnete sie sich im Flammenscheine des brennenden Hamburgs und beförderte rastlos und, wie ich nicht zu sagen brauche, unentgeltlich, nach Bergedorf und der Umgegend, was dahin flüchten oder gerettet werden sollte. Kirchen und Tempel, Klöster und Treibhäuser, Privatwohnungen und Reitbahnen sind mit Obdachlosen angefüllt.

Die Oheime sind mit Geschäften für die Stadt überhäuft; Tante und die Cousinen sorgen für Abgebrannte; Du, mein theurer Vater, hast mich durch Deine Briefftasche in den Stand gesetzt, nicht mit leeren Händen zu stehen, wo sich Deutschland an den Altar drängt, um für Hamburg zu opfern. Ich verdanke Dir mein Leben und mein ganzes Sein, Wissen und Haben, und an einen,

auch nur den allergeringsten Ersatz dafür kann ich nimmer denken, aber diesen Opferpfennig für Hamburg, Vater, lass uns männlich theilen! Auch das, auch diese Freude schenkst Du mir noch, nicht wahr?

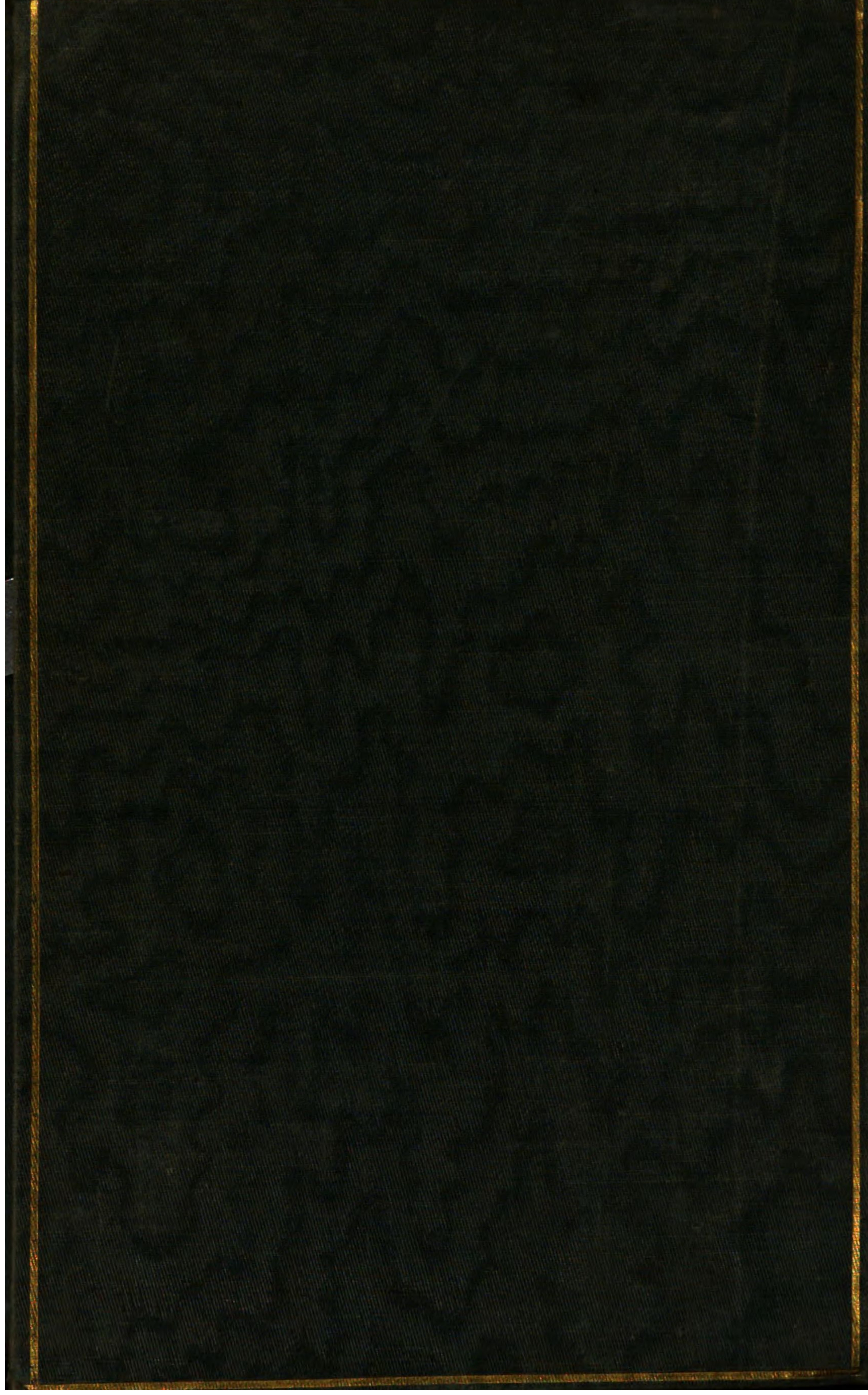
In nächster Woche kehre ich zu Euch zurück, um mit Gottes Hülfe mein Amt anzutreten. Im Herbste werde ich dann hoffentlich eine frohere Reise nach Hamburg machen, und dann, Ihr lieben, theuren Eltern, kehre ich nicht allein zurück, sondern in Begleitung meiner geliebten Bertha, die Euch jetzt tausend Grüsse und Küsse sendet.

Euer getreuer

August.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

au
ke
m
m
H
lic
lic
B
un



Buek, Friedrich Georg, 1795-1860 / Buek, Friedrich Georg, / Lill, Carl,

Hamburg und seine Umgebungen im 19ten Jahrhundert eine Reihenfolge
naturgetreuer, in Stahl gestochener Ansichten der Stadt und ihrer Umgegend

Bd.: 1

Hamburg 1844

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.5,157
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11300340-5